

Emil Birkert

Am Rande des Zeitgeschehens



Wanderung 1912 zum Schloß Solitude



1915 Feitz Rück / Emil Birkert

NSDAP - Ortsgruppe Rohracker
An alle Hausbesitzer

5.4.38. 1938

Ich möchte schon heute darauf aufmerksam machen, daß es am Tag der Volksbefragung (10. April) wohl keinen Hausbesitzer mehr geben wird, der sein Haus nicht mindestens mit einer entsprechenden Kennkreuzfahne schmückt, und ich erwarte dasselbe auch von Ihnen.

Ebenso bitte ich die Hausbesitzer, ihre Mieter zu veranlassen, daß auch sie ihre Fenster während dieser Zeit zweckmäßig ausschmücken.

Heil Hitler!

(gez.) Kaiser
Ortsgruppenleiter

Verlag Freizeit und Wandern



1914 im Waldheim Sillenbuch



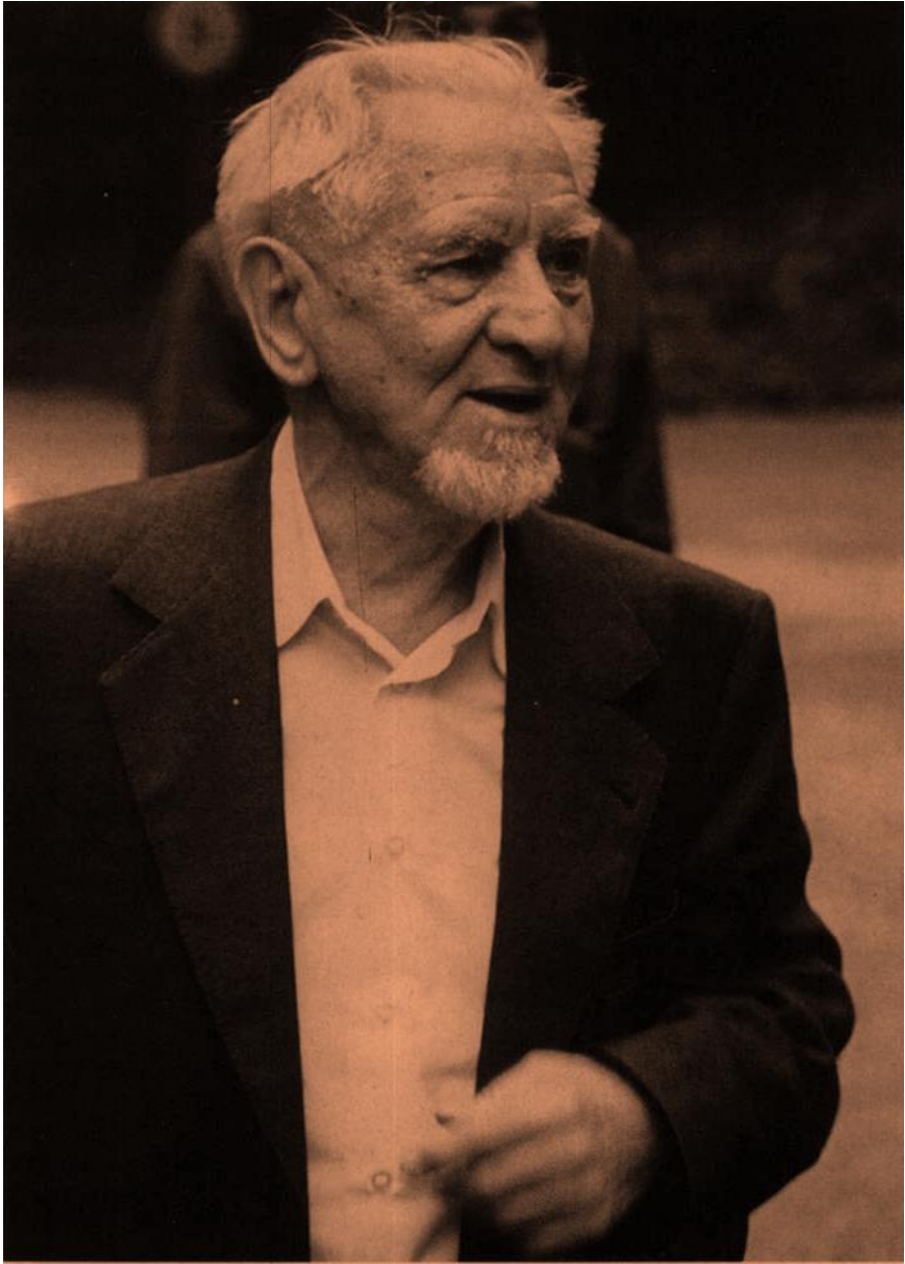
Helene Bickert
im Fraktionszimmer der Kommunistischen
Abgeordneten des deutschen Reichstages



Arbeiterdichter
Max Barthel 1915
im Agonnenwald



Wanderung in den Schönbusch 1913



(©)1983 by Verlag Freizeit u ind Wandern GmbH, Stuttgart
Umschlag von Heinz Richter ', Hanau
Satz Dörlemann-Satz, Lemförde
Druck Paul Robert Wilk, Friedrichsdorf
Bindung Wilhelm Osswald & Co, Neustadt/Weinstr.
Printed in Germany 1983

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
Kinder- und Jugendjahre	9
Auf der Wanderschaft	33
Nach Ausbruch des ersten Weltkrieges	45
Einberufung zur Wehrmacht	66
Ausmarsch ins Feld	102
Wieder an die Front	121
Neuformation	128
In Flandern	140
Bei Sturmabteilung 25	147
Von 1919bis 1933	154
Wieder in Berlin	161
Ein neues Tätigkeitsfeld	168
Briefwechsel mit Anna Bios	172
Unter dem Hakenkreuz	184
Wieder in militärischer Zwangsjacke	188
Im schönen Markgräfler Land	201
Personenverzeichnis	207
Nachwort von Ernst Rohm	217

Vorwort

Dieses Buch erzählt, wie ein junger Arbeiter von der sozialistischen Idee ergriffen war und die Schicksale und Wandlungen seiner Freunde in sechzig Jahren erlebt hat.

Für sie war die sozialistische Idee eine herrliche Vision, «in den Glanz von tausend Sternen gehüllt.» Sie bedeutete für sie eine Zukunft in Frieden, demokratischer Verbrüderung und materieller Fülle.

Der Glaube an ein goldenes Zeitalter mag als kindliche Naivität anmuten, aber es ist nicht nur ein Vorrecht der Jugend. Von Jesaja und Plato bis zu Saint Simon, Rousseau und Karl Marx bildete er die dynamische Kraft, die alle grossen schöpferischen Gedanken über menschliche Dinge bewegte. Jedenfalls hat gerade dieser Glaube der sozialistischen Bewegung jene unwiderstehliche Begeisterung verliehen, die sie bis zu ihrer Krise im Jahre 1914 erfüllte.

Der Sozialismus war für meine Generation, und somit auch für mich, nicht allein Idee, sondern eine Lebensform, die ihre Erfüllung in der Tätigkeit innerhalb der Arbeiterbewegung fand. Dieses Wirken war für uns eine Quelle höchsten Glücks.

Mit tiefer Dankbarkeit gedenke ich meiner Lebensgefährtin, die zu allen Zeiten mir zur Seite stand. Ferner gilt mein Dank meiner Lehrerin Anna Bios, der Gattin des ersten Ministerpräsidenten der Republik Württemberg, für ihre Hinweise und Anregungen, Jakob Walcher, dem politischen Ziehvater von Willi Brandt, Edwin Hörnle, dem Sohn einer Pfarrerrfamilie, dem Arbeiterdichter Max Barthel und meinem Jugend- und Wandergefährten Fritz Rück. Darüber hinaus gilt mein Dank allen Genossinnen und Genossen der internationalen Arbeiterbewegung, mit denen ich mich verbunden fühlte.

Stuttgart, im März 1983

Emil Birkert

Kinder- und Jugendjahre

Meine Vorfahren

Geboren und aufgewachsen bin ich in der Hauptstadt des Schwabenlandes, in Stuttgart. In meinem Geburtsjahr 1895 kannte man den Slogan «Stadt zwischen Wald und Reben» noch nicht, obgleich damals die Wein- und Obstgärten bis in die Talsohle reichten. Mütterlicherseits war mein Grossvater Goldschmied, seine Ahnentafel führte zu den aus Frankreich vertriebenen Hugenotten, und meine Grossmutter betätigte sich bis ins hohe Alter als Hebamme. Väterlicherseits ging der Stammbaum ins Hohenloher Land. Die Urväter waren Bäcker und Wirte.

Aus dieser Generation wanderten Mitte des 19. Jahrhunderts zwei Brüder in die Residenz nach Stuttgart. Der eine war Lehrer im Stadtteil Heslach, der andere Schreinermeister, der sich vorwiegend mit der Herstellung von Druckstöcken für die Xylografen beschäftigte. Die Söhne des Lehrers konnten höhere Schulen besuchen und rückten später in Beamtenstellungen auf. Einer von ihnen war in den dreissiger Jahren Amtsvorsteher des Standesamtes in Stuttgart. Der bei Machtantritt Hitlers entstandenen Massenhysterie konnte er sich nicht entziehen. Er trat der NSDAP als Mitglied bei. Beim Zusammenbruch des dritten Reiches büsste er seinen Fehltritt durch Selbstmord.

Meine Grossmutter mütterlicherseits habe ich in guter Erinnerung, durch ihre Freude, wenn ich ihr einen Besuch abstattete. Sie war so wuselig und sehr besorgt, dass ich eine Tasse Kathreiner Kaffee bekam.

Sie hatte drei Mädchen geboren, die alle verheiratet waren. Die älteste war in Emden in Norddeutschland ansässig und wie man mir erzählte, mit einem Buchdruckereibesitzer verheiratet. Jedes Jahr fuhr dieses Ehepaar zur Erholung nach Blaubeuren, anscheinend hatte es ihnen der Blautopf angetan oder die sagemunwobene Landschaft. Während der Fahrt machten sie in Stuttgart halt und stiegen im «Hotel Marquardt», dem ersten Hotel in der Stadt, ab. Sie unterliessen einen Besuch in unserer Wohnung, dafür erhielten meine Eltern eine Einladung zum Besuch ins «Hotel Marquardt». Ich habe diese Tante nie kennengelernt, erinnere mich aber an die Bemühungen meiner Eltern, um bei dem Besuch eine gute Figur zu machen.

Die zweite Schwester hatte einen Malermeister geheiratet und war in ihrer Heimatstadt Stuttgart wohnhaft. Ihr Mann war ein gebürtiger Schweizer, der neben seinem Beruf, dem «Verein seiner Eidgenossen» als Vorsitzender vorstand.

Mein Vater war in der Schreinerei meines Grossvaters tätig und wir, seine Kinder, konnten nur die Volksschule besuchen. Unser Weg führte in die Arbeiterschaft, die von der Hand in den Mund lebte. So war das Geschlecht in Klassen gespalten und verlor im Laufe der Zeit im wilhelminischen Zeitalter, jegliche Verbindung zueinander.

Nach vielen Jahrzehnten im Jahr 1946, wurde ich durch meine Tätigkeit in der Wander- und Kulturorganisation «Die Naturfreunde» mit Prof. Dr. Wagner bekannt, der, was mir bis dahin nicht bekannt war, mit einer Schwester meines Grossvaters verheiratet war. Georg Wagner war der Herausgeber des Buches «Erd- und Landschaftsgeschichte», das in Geologenkreisen nur der «Wagner» genannt wurde.

Er galt als Altmeister der Geologie und redigierte jahrelang die «Blätter des Schwäbischen Albvereins», während ich, kurioserweise, ab 1946 dem Mitteilungsblatt «Aufstieg» der Naturfreunde als Schriftleiter vorstand. Die gesellschaftliche Entwicklung des Stände- und Beamtenstaates fand hier einen drastischen Ausdruck: Wagner als Schriftleiter des vaterländischen Organs der bürgerlichen Wanderorganisation, während ich mich als Schriftleiter der internationalen, sozialistischen Arbeiterwanderbewegung betätigte. Unsere Begegnung war nur flüchtig. Wir gingen politisch verschiedene Wege. Meine Vorliebe für die französische Geschichte führte wohl auf die Herkunft meiner Grosseltern mütterlicherseits und das Interesse an den Ursachen und dem Verlauf des deutschen Bauernkrieges auf die Herkunft meiner Grosseltern väterlicherseits aus dem Hohenlohischen zurück. In meinem Elternhaus herrschte republikanischer Geist, der zu meiner politischen Entwicklung wesentlich beitrug.

Untergehendes Handwerk

Die Schreinerei meines Grossvaters befand sich in Stuttgart in einem Fabrikgebäude im Hinterhof der Tübinger Str. 12. Sie war vorwiegend auf die Bearbeitung von Buchsbaumholz spezialisiert. Das Holz kam aus Vorderasien. Es war hart, druckfähig, von gelber Farbe, das die Xylografen benötigten. Vor der Jahrhundertwende stand die Holzschneidekunst noch in voller Blüte. Die aus dem Holz geschnitzten Bilddrucke eigneten sich direkt zum Druck. Die Erfindung von 1881, die auf dem Wege der Autotypie die Herstellung von Zink- und Kupferklischees ermöglichte und auch das Verfahren der Lithografie und des Steindruckes, trugen zum Abstieg der Xylografie bei. In meinen Kinderjahren florierte das Handwerk noch. Sobald eine Sendung von Buchsbaum eingetroffen war, wurden wir Kinder zum Transport mit eingespannt. Die Baumstämme wurden in der Schreinerei Grokenberger, in der Hauptstätterstrasse, in Scheiben zerschnitten und in die Tübinger Strasse transportiert und dort kreisförmig und luftdurchlässig in grossen Säulen aufgesetzt.

In Erinnerung habe ich die energische und korpulente Chefin Grokenberger. Ihr Sohn, ein Freund meines Vaters – beide waren Mitglied in der Sozialdemokratischen Partei – war Vorsitzender der sozialdemokratischen Rathausfraktion in Stuttgart. Nach dem Tode der Chefin wurde das Anwesen an die SPD verkauft und an Stelle der Schreinerei entstand das Parteigebäude der SPD, das die Büros, die Buchhandlung, die Parteidruckerei und die Expedition der Tageszeitung «Schwäbische Tagwacht» beherbergten. So kam ich schon in meiner Kindheit mit der sozialistischen Bewegung in Berührung.

Als Schuljunge war ich ein eifriger Leser der «Schwäbischen Tagwacht», der Tageszeitung der SPD, die mein Vater abonniert hatte. Besondere Freude bereitete mir der «Wahre Jakob» mit seinen Glossen und Karikaturen der herrschenden Schichten. Die Lektüre «Wider die Pfaffenherrschaft» von Emil Rosenow, über den deutschen Bauernkrieg, die französische Revolution oder die bewegten 48er Jahre, ergänzten das kümmerliche Wissen durch die Volksschule über geschichtliche Vorgänge.

Kinderjahre

Die ersten Jahre meiner Kindheit verbrachte ich in der Sophienstrasse. Rechts davon, im Nachbargebäude – Ecke Sophien- und Gerberstrasse befand sich eine Bäckerei. Von unserer Wohnung, die sich im Parterre befand, hatte man Einblick in den kleinen Hinterhof unseres und des Nachbarhauses, wo ich auch zu meinem Entsetzen die ersten Ratten zu sehen bekam. Links von unserem Haus befand sich die unterirdische Kanalisation des Nesenbachs. Schräg über der Strasse stand die Geschäftsbücherfabrik Lauser. In den Wohnungen in diesem Gebäude wohnten meine gleichaltrigen Freunde Hermann Knoblauch und Paul Grau. Der geräumige Vorplatz zur Knoblauch'schen Wohnung diente uns als Exerzierplatz für unsere Zinnsoldaten, mit denen wir taktische Feldzüge übten. Den bunten Uniformen der vorwärtstürmenden Zinnsoldaten gaben wir eine andere Bedeutung. Den Anlass dazu gaben die Reibereien zwischen den älteren Jugendlichen, die in der Gerberstrasse wohnten und durchweg Volksschülerwaren und den Kleinbürgersöhnen, die in der Christoph- und Tübingerstrasse zu Hause waren. Die bunten Klassenmützen der Gymnasiasten waren ständig Anlass zu Reibereien, die sich zu richtigen Strassenschlachten auswuchsen. So erlebten wir den Klassenkampf schon in Miniaturausgabe.

Bei schönem Wetter gingen wir zum Bopser. In der Nähe der Schillereiche befand sich ein kleiner Sandbruch. Mit Silbersand, Moos, Tannenzapfen und kleinen Reiseren legten wir gärtnerische Anlagen an und vergassen bei diesem Spiel die rechtzeitige Heimkehr.

Der alte «Römerbuckel», der zum Kurort Degerloch führte, wurde zu einem richtigen lebendigen Geschichtsunterricht über vergangene Zeiten und die «alte Weinsteige» war im Winter eine brillante Gelegenheit zu rasanten Schlittenfahrten. Grosse Anziehungskraft übte auch der Staigerlocher See bei Degerloch, mit seinen Kaulquappen, Fröschen und Wasserjungfrauen, auf uns aus. Diesen erreichten wir durch den Pfaffenweg, der von der alten Weinsteige, unterhalb des Aussichtspunktes Höchst, zwischen Weinbergen hindurch, zum See führte. In späteren Jahren wurde der See Baugelände. Nichts erinnert heute mehr an den idyllischen See.

Anstrengender war aber das Holen von Mineralwasser in Stuttgart-Berg. Mit einem kleinen Handwagen, beladen mit leeren Flaschen, ging es durch die Anlagen, vorbei am Schwefelbrunnen, zur Mineralquelle in Berg. Dort gab es lange Wartezeiten bis wir zum Zuge kamen.

Gingen bei meinem Grossvater ausstehende Beträge nicht pünktlich ein, dann machte sich das beim Wochenlohn meines Vaters sehr bemerkbar. Dadurch begann auch für mich der Ernst des Lebens. Ich musste mit zur Ernährung unserer Familie beitragen. Zuerst war ich Ausläufer bei einer Modistin. In grossen Hutschachteln brachte ich der Damenwelt in den Villenvierteln der Stadt ihre bestellten Hüte. Später war ich bei einer Damenschneiderin, Ecke Büchsen- und Kronprinzstrasse. Hier hatte ich Botengänge zu machen und die Schneiderwerkstatt zu reinigen, in der drei Schneider ihrer Arbeit nachgingen.

Der Vorarbeiter war Sozialist und verwickelte mich in politische Gespräche. Meine Abneigung gegen die Monarchie und meine Begeisterung für den populären Arbeiterführer August Bebel waren für ihn ein Ohrenschmaus. Mit Genugtuung spielte er mich gegen einen

der Gesellen aus, der christlich eingestellt war. Bei meinen Botengängen lernte ich die Stadt über meinen Wohnbezirk hinaus kennen. Besonders das Villenviertel am Herdweg war ein eindrucksvoller Anschauungsunterricht über die sozialen Verhältnisse. Der Bruder meines Vaters war ein Meister der Lithographie. Von dem heute zugewachsenen Aussichtspunkt Höchst – bei der Alten Weinsteige – zeichnete er ein Bild von der Stadt Stuttgart, das zu den besten zur Jahrhundertwende zählte. Er war ein liberaldenkender Mann. Mir erschien er wie eine verträumte Künstlernatur.

Am Heiligen Abend jeden Jahres wurden wir zum Grossvater eingeladen. Die politischen Gespräche der alten Herren wurden unterbrochen durch den Vortrag von Gedichten. Als einziger der Enkelkinder war ich der Vortragende. Auf meinen Botengängen hatte ich ja genügend Zeit zum Auswendiglernen.

Meine Lehrzeit

Nachdem ich sieben Jahre die Volksschule besucht hatte vermittelte mir ein Onkel eine Lehrstelle als Schriftsetzer bei der Firma Stähle & Friedel in Stuttgart. Zuerst musste ich mich einem Diktat in Rechtschreibung unterziehen. Danach wurde ich eingestellt. Die Ausbildung war sehr gründlich. Im ersten Jahr musste ich glatten Satz in Frakturschrift für eine Bäckerzeitung herstellen, im zweiten Jahr kam ich in die Gasse der Apothekezeitung, die nur in Antiquatypen hergestellt wurde. Dabei waren die Manuskripte handgeschrieben. Besondere Freude bereitete mir die Entzifferung der Hieroglyphen des Herrn Hofrat, der die Zeitung redigierte, er hatte eine fürchterliche Klaue. Im dritten und vierten Lehrjahr wurde ich mit Akzidenzarbeiten beschäftigt. Eine Setzmaschine besass Stähle & Friedel damals noch nicht.

Uns Lehrlingen war verboten, während der Geschäftszeit für die Kollegen Alkohol zu holen. Um es mit den Kollegen aber nicht zu verderben, mussten wir heimlich Bier beschaffen für die bleigeschwängerten Kehlen. Auf einem solchen Gang lief ich dem Prokuristen in die Arme, der mir einige saftige Ohrfeigen servierte. Um solche Zwischenfälle zu vermeiden, benützten wir die Wasserkanne, mit der wir zwei Mal im Tag Trinkwasser zu holen hatten, zum Biertransport oder um in der naheliegenden Wohnung eines Kollegen Most zu beschaffen. Von diesen Gängen wusste meistens der Mostbesitzer nichts. So kam es, dass dieser eines Tages ganz verzweifelt seinem leeren Mostfass nachtrauerte. Für den Spott der Kollegen brauchte er nicht zu sorgen.

In meiner Lehrzeit spielte der Alkohol noch eine grosse Rolle, was vorwiegend bedingt war durch die hygienischen Verhältnisse. So wurden erst in meiner Lehrzeit Staubsauger angeschafft zum Reinigen der Setzkästen, was bis dahin mit einem kleinen Blasebalg erledigt wurde.

Als Abstinenter hatte ich öfters mit älteren Kollegen Dispute, die sich auch auf politischer Ebene bewegten. Die Kollegen in meiner Lehrfirma waren alle gewerkschaftlich organisiert. Ein Teil von ihnen war Mitglied der SPD. Sobald ein Lehrling ausgelernt hatte wurde er gegautscht. Das war ein Brauch, der sich aus der Blütezeit der Zünfte im Mittelalter noch erhalten hatte. Der Lehrling wurde in einen Kübel von Wasser gestürzt und einige Eimer

Wasser über sein Haupt gegossen. Dieser Brauch wurde als Gautschfest gefeiert, wo dem jungen Gesellen ein Gautschbrief überreicht wurde und er seine Kollegen mit Bier freihalten durfte.

Als ich ausgelernt hatte, machten einige Kollegen Anspielungen auf das bevorstehende Gautschfest. Ich erwiderte ihnen, dass es bei mir aber kein Bier geben würde, nur alkoholfreie Getränke stünden dann zur Verfügung. Ob dies abschreckend wirkte – ich weiss es nicht – denn dreiviertel Jahr später verliess ich, ohne Gautschbrief meine Lehrstätte. Ich war auch der erste Stift, der nach vierjähriger Lehrzeit die Lehrbude verliess, um im Frühsommer 1914 auf Wanderschaft zu ziehen.

Tod meiner Mutter

Meine Mutter hatte ich sehr geliebt. Sie hatte sechs Kindern das Leben geschenkt und war gesundheitlich sehr geschwächt, weshalb ich meinem Vater grollte. An ihrem Todeslager weilte ich mehrere Stunden. Während den letzten Atemzügen haderte ich mit Gott, dessen Existenz man uns in der Volksschule eingimpft hatte. Dabei nässte keine Träne meine Augen.

Am nächsten Tag ersuchte ich meinen Faktor um Urlaub. Als ich vor ihm stand, brachte ich kein Wort über die Lippen. Dabei wurde er ungeduldig und sagte wirsch: «Was ist denn los? Was hast denn angestellt?» Und nun schüttelte mich ein Weinkrampf, der ganze Schmerz und das Leid um meine Mutter entlud sich. Die Setzerkollegen wurden unruhig, steckten die Köpfe über die Setzkästen und es herrschte in dem sonst umtriebigen Saal eine beklemmende Stille. Mühselig begann ich zu stottern: «Mei – meine – Mutter, ist heute – Nacht – ge – storben!» Nun versuchte der Faktor mich zu beruhigen und sagte: «geh' nach Hause und sage Deinem Vater mein herzlichstes Beileid.» Ich war fünfzehn Jahre alt. Die fehlende mütterliche Stütze fand ich in einem Kursus über «Stilistik und Rechtschreiben» von Anna Bios und in der Gemeinschaft meiner Jugendfreunde, in der Stuttgarter «Freien Jugendorganisation.»

Eintritt in die Freie Jugendorganisation

Als zu meiner Konfirmation die Glocken der Leonhardskirche in Stuttgart läuteten, begleitete mich mein Vater bis an das Portal des Kircheneinganges, um dann in der nächstliegenden Wirtschaft die Feierlichkeit abzuwarten. Mein Vater war Freidenker, duldete aber, dass ich in der Schule am Religionsunterricht teilnahm, den ich sehr ernst nahm. Als ich die Schule verlassen hatte und in die Lehre ging, forderte er mich auf, die Veranstaltung des Vereins Christlicher Junger Männer zu besuchen, um den Umgang mit Gleichaltrigen zu pflegen. Mein Besuch dieser Gruppe war aber für mich nicht ermunternd. Das frömmelnde Gehabe schien mir nicht echt und war mir widerlich.

In dieser Zeit begegnete mir ein Jungkollege namens Epple, der zwei Jahre älter war als ich. Dieser stammte aus einer kinderreichen Familie, die «Unter der Mauer», im ältesten Steinhaus Stuttgarts, wohnten. Der Vater war Schneidermeister, der den Fussstapfen seines

Kollegen Weitling, dem ältesten Sozialisten folgend, sich zum radikalen Flügel der sozialdemokratischen Partei bekannte. Das düstere Gebäude, mit seinen muffigen, licht- und sonnenlosen Fluren, prädestinierte die Familie zu ihrer radikalen Einstellung.

Mein Freund Epple führte mich in die «Freie Jugendorganisation» ein. Einmal in der Woche fand ein Jugendabend im «Goldenen Bären», dem ehemaligen Gewerkschaftshaus in der Esslinger Strasse, im Zimmer 14, im ersten Stock, statt. In diesem Raum gab es keine Bewirtung. Dazu waren wir extreme Abstinenzler und Nikotingegner. In diesem Kreis von Bur-schen und Mädchen, die alle dem Arbeiterstand angehörten, war ich schnell heimisch. Hier herrschte eine ungezwungene fröhliche Geselligkeit, eine Aufgeschlossenheit zu aktuellen Tagesfragen und ein ernster Wille, sich Wissen anzueignen. Im Gegensatz zur absolvierten Volksschule tat sich für mich eine neue Welt von Erkenntnissen auf, die wie ein Sturzbach auf mich einstürmten und nächtelang beschäftigten.

Durch Musik- und Liederabende lernte ich die Kampflieder der Arbeiterbewegung kennen. Die schwäbische Dichterschule wurde lebendig durch die Wiedergabe ihrer Schöpfungen in Poesie und Prosa, durch Vorlesungen und Rezitationen. Durch einführende Vorträge wurden wir mit den Zeitumständen bekannt, unter denen Goethe und Schiller, Lessing und Heinrich Heine, ihre Werke schufen. Besonders die revolutionären Gedichte von Georg Herwegh und Ferdinand Freiligrath wurden von uns begeistert rezitiert.

Ein Vortrag des elsässischen Dichters Oskar Wöhrle über seine «Erlebnisse in der französischen Fremdenlegion» ist mir heute noch im Gedächtnis, wie sein Buch «Der Baldamus und seine Streiche», wie seine «Frühen Lieder». Mit Freude erinnere ich mich noch heute an einen Vortrag von Josef Belli, dem Gehilfen des roten Postmeisters Motteler, die während dem Sozialistengesetz die Zeitung «Der Sozialdemokrat» von der Schweiz aus nach Deutschland schmuggelten. Belli war klein von Statur, mit verschmitzten Äuglein. Er war ein Bauernsohn, stammte aus Mittelbaden und war von Beruf Schuhmacher. Mit hellem Vergnügen lauschten wir seinen abenteuerlichen Erlebnissen, wie die Zeitung «Der Sozialdemokrat» nach Deutschland geschmuggelt wurde und u.a. unter der Kanzel einer Kirche in Villingen (Südbaden) oder in einem Kleiderschrank im Stadttheater in Leipzig, auf seine Abnehmer wartete. Wir amüsierten uns köstlich an der Nasführung der Agenten von Bismarcks Gnaden. So erhielten wir einen lebendigen Einblick in die opfervolle Kampfzeit der sozialistischen Arbeiterbewegung unter dem Sozialistengesetz.

Besonders eindrucksvoll für uns war die Anwesenheit eines russischen Emigranten, der als Geigenvirtuose im Saale der Liederhalle, in der Büchsenstrasse, ein öffentliches Konzert veranstaltete. Er erschien in unserem Jugendabend und spielte für uns 35 Jugendliche. Wir waren stark beeindruckt, dass sich so ein anerkannter Künstler, der auf Europas Konzertsälen agierte, sich herabgab, um uns Jugendlichen den Abend zu gestalten. Lautlos lauschten wir seinen musikalischen Darbietungen, Erlebnissen von den revolutionären Ereignissen im Jahre 1905 in Petersburg. Dabei hörte ich zum ersten Mal den ergreifenden russischen Trauermarsch. Es war ein seltener Abend, der uns teilnehmen liess an dem Kampf der russischen Revolutionäre gegen das absolutistische Zarentum.

Ausser diesen periodisch stattfindenden Zusammenkünften bestand noch ein kleiner Zir-

kel, der sich mit den Schriften von Ferdinand Lassalle, mit dem Buch «Moses oder Darwin» aus der Internationalen Bibliothek, der Broschüre «Darwinismus und Marxismus» von Pannekoek, mit der «Deutschen Geschichte» von Franz Mehring beschäftigte. Diesem Zirkel schloss ich mich an. Die Leitung hatte Jakob Walcher, der aus dem Allgäu stammte und Metallarbeiter war. Nach Besuch der Parteischule in Berlin war er Redakteur an der Tageszeitung «Schwäbische Tagwacht».

Im Wechsel wurde Abschnitt für Abschnitt vorgelesen, Fremdwörter erklärt und über den Text diskutiert. Diese Kenntnisse von der Entwicklung in Natur und Gesellschaft, im Sinne der materialistischen Geschichtsauffassung, bildeten die Grundlage zu unserer politischen Weiterentwicklung.

Bei sonntäglichen Wanderungen wurden wir mit der engeren und weiteren Heimat bekannt. Alte Reichsstädte erinnerten uns an die Zeit der Kämpfe zwischen Zünften und Patriziern. Das Remstal liess die Episoden des armen Konrad, dem Vorläufer des deutschen Bauernkrieges, wach werden. Die schwäbische Alb erinnerte durch die von dem Archäologen Häuf ausgegrabenen Fossilien an ausgestorbene Lebewesen, die sich einstens in Schwaben im Jurameer tummelten und damit den Wandel in der Landschaft verdeutlichten. Die sonntäglichen Zusammenkünfte in dem von der Stuttgarter Parteileitung der SPD im Jahr 1909 eröffneten Waldheim Sillenbuch, wurden bei Spiel und Gesang, mit zu den schönsten Jugenderinnerungen.

Bei den Anarchisten

Blutrünstige Berichte über die Attentate der Anarchisten gegen gekrönte Häupter machten mich neugierig auf die Leute, die mit Bomben und Dynamit, eine Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse anstrebten. Die Erschiessung von Guardia Ferrer, nach einem verfehlten Aufstand in Spanien 1910, steigerten meine Neugier, die Syndikalisten und Anarchisten näher kennen zu lernen, die im Saale der Arbeiterhalle in der Heusteigstrasse in Stuttgart, eine Versammlung abhielten. Da ich altersmässig keinen Zutritt zu dieser Versammlung hatte, schlich ich heimlich auf die Galerie des Saales. Verdeckt durch eine Säule überblickte ich den Saal, über dem dicke Rauchwolken schwebten. Es wurde geredet, diskutiert, Beifall geklatscht, von all dem verstand ich aber kein Wort.

Nach dem Geschreibsel der bürgerlichen Tagespresse, den schauerlichen Berichten über die anarchistischen Attentäter und Bombenleger, war ich sehr enttäuscht, hier eine friedlich debattierende Versammlung vorzufinden.

Mit anderen Voraussetzungen las ich nun das Buch von Peter Kropotkin «Gegenseitige Hilfe in der Entwicklung», der nachwies, dass im Menschenleben die Gemeinschaft vor dem Individuum da war, dass die Solidarität und der Zusammenschluss für die Entwicklung alles Lebendigen notwendig sei.

Diese Lektüre fand ich interessanter als das Schmökern in den damaligen Groschenheften über Buffalo Bill, Nick Carter und Sherlock Holmes.

Die goldene Uhr

Mein Beitritt in die «Freie Jugendorganisation» fiel zusammen mit den Auseinandersetzungen zwischen Radikalen und Revisionisten in der sozialdemokratischen Partei. Diese Diskussionen waren begleitet mit Verleumdungen und Diffamierungen der führenden Persönlichkeiten auf beiden Seiten. Den tieferen Sinn dieser Debatten konnte ich nur oberflächlich, fühlte mich aber mit den älteren Jugendgenossen, die die Sache der Radikalen verteidigten, eng verbunden. Da mein Vater durch seinen Berufskollegen Grokenberger, der Stadtrat der sozialdemokratischen Rathausfraktion war, laufend über die Streitigkeiten unterrichtet wurde, wie über den Groll der Rechten gegenüber der aufmüpfigen Jugend, kam es zu häuslichen Spannungen. Der uralte Gegensatz zwischen der alten und jungen Generation fand hier seine Fortsetzung. So verbot mir mein Vater den Besuch der Jugendabende.

Nun wollte es der Zufall, dass meinem älteren Bruder seine Taschenuhr nicht mehr funktionierte. Ich erklärte mich bereit, diese zu einem Uhrmacher zu bringen. Sofort machte ich auf den Weg, da an diesem Abend die Jugendgruppe ihre Zusammenkunft hatte. Mein Weg führte mich durch die Eberhardstrasse. In dieser befand sich das Uhrgeschäft Willi di Centa, das damals durch eine ungewohnte Zeitungsreklame die handwerklichen Uhrmachermeister in Aufregung versetzte. Ich brachte die Uhr meines Bruders in dieses Geschäft. Beim Abgeben der Uhr herrschte in dem Laden eine beklemmende Atmosphäre, die ich mir nicht erklären konnte.

Einige Tage später wurde mir dies klar, als mir die Firma mitteilte, dass mir, als dem Überbringer der 50'000sten Reparatur eine goldene Uhr zustehen würde. Die wochenlange Propaganda der Firma in der Stg. Tageszeitung ward mir nicht bekannt. Durch eine Notiz in den Stuttgarter Zeitungen wurde mein Name mit Hausadresse publiziert. Die Folge war, dass verschiedene Uhrmachermeister sich in unserer Wohnung einstellten, um die Richtigkeit des Goldgehaltes der Uhr zu prüfen. Auch die Kollegen in meiner Lehrbude waren neugierig. Der Vertrauensmann ersuchte mich, ihm die Uhr zu zeigen. So kursierte die goldene Sprungdeckeluhr, mit meinem eingravierten Namen, durch den Setzersaal. Als sie wieder zurückkam, war das Deckglas zersprungen, das mir dann Willi di Centa kostenlos ersetzte.

Ich selbst hatte keinen Sinn für Luxus. Mir erging es wie Thomas More in seiner «Utopia», in dem es keinen Luxus noch Reichtum gab, in dem Gold verachtet und ausschliesslich zur Anfertigung von Nachtgeschirren und Fesseln für Verbrecher verwendet wurde. Ich überliess die Uhr meinem Vater, der an seinem Stammtisch damit renommieren konnte. Von da ab stand aber meinem Besuch der Jugendgruppe nichts mehr im Wege.

Unser Lateinlehrer

Nach über einem halben Jahrhundert fiel mir ein vergilbter Notizblock wieder in die Hände, der Haussuchungen im Dritten Reich und Bombenangriffe im zweiten Weltkrieg überstanden hatte, auf dem die lateinischen Worte standen: «Nulla salus bello, pacem poscimus omnes.» Das heisst: «Kein Heil ist im Kriege, den Frieden verlangen wir alle.» Diese Notiz stammte aus dem fremdsprachlichen Unterricht in der Gewerbeschule für Setzer. Rektor Bass war un-

ser Lehrer, der sich bemühte, uns mit lateinischen Sprachwurzeln bekannt zu machen. Damals dachte niemand von uns an den tieferen Sinn dieser Vokabeln, die wir in späteren Jahren bitter auszukosten hatten.

Unser Lehrer war von mittlerer Statur, mit einem rundlichen Ansatz körperlicher Fülle und einem gepflegten Vollbart. Mit gravitätischen etwas steifen Schritten stolzierte er die Bankreihen entlang, ernsthaft bemüht, uns die häufigsten Formen der Konjugation und Deklination der toten Sprache einzuhämmern. Er war ein leutseliger und redelustiger Pädagoge. Wir erfuhrten, dass er einen Garten im Brenztal besass, was darin wuchs und was er erntete. Wir kannten die Zahl seiner Kinder und welche Schulen sie besuchten und dass der älteste Sohn zur Marine gehen wollte. Wir kannten seine Vorliebe für schriftstellerische Arbeiten. Die Vielseitigkeit seiner Interessen wurde uns plausibel durch 14 Bücher, die er herausgegeben hatte. Angefangen von der Sage Odyssee bis zum Lehrgang über Lateinisch und zur Anleitung über Bienenzucht. Er war ein sympathischer Zeitgenosse, was uns aber nicht abhielt, beim Pflichtfach «Staatskunde» mit ihm die Klinge zu kreuzen. Unsere Klasse umfasste 32 Setzerlehrlinge, davon war die Hälfte Mitglied in der Freien Jugendorganisation. Dieses Kräfteverhältnis ausnützend, verteidigten wir sozialistische Gesichtspunkte, was ihm, als streng konservativem Mann, sehr zu schaffen machte. Nachdem wir erfahren hatten, dass er als Vorkämpfer gegen die Schund- und Schmutzliteratur sich betätigte, luden wir ihn zu einem Vortrag in unsere Jugendgruppe ein. Er sagte ohne Weiteres zu. Das war in der Zeit als Freiherr von der Goltz den Jungdeutschlandbund ins Leben rief. Unsere Jugendorganisation war von den herrschenden Klassen verpönt und von der Polizei mancherlei Schikanen ausgesetzt. So kam uns seine Zusage sehr gelegen. Wir hatten die Möglichkeit, ungestört vor der Gewerbeschule, durch Flugblätter auf den Vortrag des Herrn Rektor aufmerksam zu machen. Verbunden mit einer Bücher-Ausstellung fand der Vortrag im Gewerkschaftshaus statt. Unser guter Rektor war sehr erstaunt über die Anwesenheit von über 200 Burschen und Mädchen, über die Aufmerksamkeit und die 14 Diskussionsredner, die u.a. nach der Einschätzung der Bücher von Karl May frugen und auch die Bibel zur Schundliteratur eingereicht wissen wollten. Es war eine Veranstaltung, von deren Erfolg wir lange zehrten.

Aus dem Leben in der Jugendgruppe

Das ungezwungene Leben in der Jugendgruppe war für mich etwas Neues, kannte ich bis dahin doch nur Autoritäten: den Vater in der Familie, den Lehrer in der Schule, den Meister in der Lehre. Es war eine Zeit, in der das gesellschaftliche Leben von einem standesbewussten verknöcherten Beamtentum, von mützen- und farbentragenden Studenten und von mit Monokeln ausgerüsteten Offizieren getragen wurde. Es wurde beherrscht von der Geistlichkeit und dem Gottesgnadentum der Hohenzollerndynastie. Der Kadavergehorsam hielt bis in die kleinste Amtsstube der staatlichen Bürokratie Einzug und der dallibärtige Hohenzoller mit seiner Leidenschaft für gewichste Stiefel und schimmernde Wehr beunruhigte die Welt mit seinen grosssprecherischen Reden. Damals war die Welt noch klein und für uns überschau-



1912
*Jugendwanderung
ins Ramsbachtal bei
Birkach*

bar. Wir kannten alle Namen der europäischen gekrönten Häupter. Wir waren die kultivierteste Nation «an der die Welt genesen sollte». Ansonsten lebten in Afrika die Menschen wie die Affen auf den Bäumen. In Asien trugen sie Zöpfe. Nordamerika war Auswandererland, wo es Gold gab und Südamerika war für uns ein weisser Fleck. Soweit reichte unser geistiger Horizont, den wir von der Volksschule mit auf den Weg bekommen hatten.

In der Jugendgruppe hatten wir einen Literaturobmann, der sozialistische Broschüren und Bücher vertrieb. Mein Ehrgeiz bestand darin, über eine eigene Bibliothek zu verfügen. Die nötigen Groschen sparte ich am Vespergeld ab, um die begehrenswerte Literatur zu erwerben. Durch eine kleine Broschüre erhielt ich auch Kenntnis von der ersten internationalen Konferenz der sozialistischen Jugendorganisation, die 1907, anschliessend an den internationalen Sozialistenkongress in Stuttgart, stattgefunden hatte. Die Einberufer der Konferenz waren Ludwig Frank, Karl Liebknecht und der Belgier Hendrik de Man. Die Broschüre berichtete über die Verhandlungen und die gehaltenen Referate von Henriette Roland-Holst über «Sozialistische Erziehung» und über «Militarismus und Antimilitarismus» von Karl Liebknecht. Als dieses Referat als Buch erschien, verlangte der preussische Kriegsminister vom Oberreichsanwalt die Bestrafung des Verfassers. Das Buch wurde beschlagnahmt und ein Prozess gegen Karl Liebknecht eingeleitet. Im Oktober 1907 verurteilte das Reichsgericht Karl Liebknecht zu 1½ Jahren Festungshaft. Die Worte Liebknechts «mein Zweck ist, an Stelle der Kriegsbegeisterung eine höchst intensive Friedensbegeisterung zu setzen» wurde zum Leitmotiv unserer Jugendarbeit. Diese erste internationale sozialistische Jugendkonferenz erarbeitete auch ein Minimalprogramm gegen Ausbeutung und zur Verbesserung der wirtschaftlichen Lage der arbeitenden Jugend. Die Einberufer dieser Jugendkonferenz wurden später zu Repräsentanten verschiedener Richtungen in der sozialistischen Arbeiterbewegung. Ludwig Frank, der Führer der süddeutschen Arbeiterjugend, meldete sich bei Aus-



1912
Jugendwanderung
zum Schloß Solitude



1913
Wanderung in den
Schönbuch
Rast auf der
Waldhäuser Höhe



1913
Arbeiterjugend
im Waldheim
Sillenbuch

bruch des ersten Weltkrieges als Kriegsfreiwilliger. Im Herbst 1914 starb er auf den Schlachtfeldern Frankreichs.

Hendrik de Man wurde Abgeordneter im belgischen Parlament, zierte Ministersessel. Nach dem zweiten Weltkrieg wurde er von den Alliierten wegen Zusammenarbeit mit den Deutschen zu längerer Kerkerstrafe verurteilt. Karl Liebknecht dagegen ist nicht nur in die Geschichte, sondern auch in die Literatur eingegangen. Wort und Tat verschmolzen bei ihm zur Einheit. Bei Bewilligung der Kriegskredite im Deutschen Reichstag im Herbst 1914 schleuderte er der tobenden kriegsbegeisterten Meute sein entschiedenes «Nein» entgegen. Im Sommer 1916 demonstrierte er an der Spitze der Jugend auf dem Potsdamer Platz in Berlin gegen den Krieg. Er wurde zu Zuchthaus verurteilt. Die Novembertage 1918 brachten ihm die Freiheit. Wenige Wochen später wurde er von der Reaktion in Berlin meuchlings ermordet.

Der französische Schriftsteller Henri Barbusse, der als Kriegsfreiwilliger zu den Waffen eilte und nach Erleben des gnadenlosen Grabenkrieges als Pazifist aus dem Krieg zurückkehrte, hat in seinem Kriegstagebuch «Das Feuer», Karl Liebknecht ein bleibendes Denkmal gesetzt, wo er einen Korporal sagen lässt: «. . . Und doch! Einer hat dennoch sein Antlitz über den Krieg erhoben und es wird einst leuchten in der Schönheit und der Bedeutung seines Mutes . . . Ich horchte auf seine Worte. Ich vernahm im Schweigen des Abends die Stimme, die sich nur selten auftat. Und er sagte mit hellem Klang: ‚Liebknecht!‘»

Ein Jahr nach der ersten internationalen sozialistischen Jugendkonferenz beschloss der Reichstag 1908 unter dem Reichskanzler Fürst von Bülow ein Reichsvereinsgesetz, das Jugendlichen unter 18 Jahren die Mitgliedschaft in politischen Vereinen und die Teilnahme an öffentlichen politischen Veranstaltungen verbot. Es war ein Ausnahmegesetz gegen die Arbeiterjugendbewegung.

Als ich 1910 der freien Jugendorganisation beitrug, bestanden in Württemberg 16 Ortsgruppen mit 1'289 Mitgliedern. Im August 1910 fand die Bildung eines Jugendausschusses für Württemberg statt, an deren Spitze der Tischler Wilhelm Schwab stand. Durch zentrale Veranstaltungen fand am 23. Juni 1912 ein Jugendtag auf dem Hohenstaufen statt, dem Stammschloss des einstigen Kaisergeschlechtes. Dazu hatten sich 1'000 Jugendliche eingestellt, die dem Arbeiterdichter Otto Krille, der die Festansprache hielt, stürmischen Beifall zollten. In einem Demonstrationszug, mit Trommlern und Pfeifern an der Spitze und dem Gesang von Arbeiterliedern, zogen wir nach Göppingen. Die Stadt hatte geflaggt, aber nicht wegen uns, sondern wegen einer Tagung der Kriegsvereine.

Die Friedenskundgebung in Basel

Seit August 1912 erschien in der sozialistischen Tageszeitung «Schwäbische Tagwacht» eine Jugendbeilage, die zur Ausbreitung der Arbeiterjugendbewegung in Württemberg wesentlich beitrug. Gedenktage, wie der 18. März 1848 oder der 1. Mai, wurden in festlichen Veranstaltungen besonders gefeiert.

Eine starke Belegung brachte die Friedenskundgebung der sozialistischen Internationale, am 24./25. November 1912, im Münster zu Basel. Ungewöhnlich war, dass die Kundgebungsteilnehmer unter Glockengeläute den ehrwürdigen Dom betraten, in dem die Vertreter

verschiedener Länder, wie August Bebel = Deutschland, Jean Jaurès = Frankreich, und Kair Hardie = England, die Losung «Krieg dem Kriege, Frieden der Welt» als Ziel der internationalen Bewegung betonten.

Unsere Jugendzeitung «Arbeiter-Jugend» schrieb in naiver Auffassung: (vom 7.12.1912, Nr. 25, Seite 386)

. . . Und da der Krieg für das Proletariat unmöglich ist, wird er überhaupt unmöglich sein, denn das Proletariat ist die stärkste Klasse, macht in allen Kulturstaaten die überwältigende Mehrheit der Bevölkerung aus. Das Proletariat braucht nur zu wollen und der Krieg ist nicht mehr da, ist als Tatsache so unmöglich, wie er als Idee, von der Warte der Vernunft und der Sittlichkeit unmöglich ist.

Diese schrankenlose Verbrüderung der Massen in diesem Augenblick drohendster Kriegsfahrt ist von welthistorischer Bedeutung und die Geschichte wird den Tag dereinst in hohen Worten eingraben in ihre Tafeln.

Gläubigen Herzens lasen wir die Schlussworte des Manifestes der Friedenskundgebung in Basel:

So wendet sich der Kongress an Euch, Proletarier und Sozialisten aller Länder, dass Ihr in dieser entscheidenden Stunde Eure Stimme vernehmen lasst: Verkündet Euren Willen in allen Formen und in allen Orten, erhebt Euren Protest mit voller Wucht in den Parlamenten, vereinigt Euch in Massen zu grossen Kundgebungen; nützt alle Mittel aus, die Euch die Organisation und die Stärke des Proletariats an die Hand geben. Sorgt dafür, dass die Regierungen beständig den wachsamen und leidenschaftlichen Friedenswillen des Proletariats vor Augen haben! Stellt so der kapitalistischen Welt der Ausbeutung und des Massenmordes die proletarische Welt des Friedens und der Verbrüderung entgegen.

Unser Jugendgenosse Gustav Seiter, der sich zu dieser Zeit auf Wanderschaft befand und an der Friedenskundgebung in Basel teilgenommen hatte, schrieb mir:

. . . Doch das Grosse ist das, dass diese Vertreter aller Nationen uns zurufen, dass die Proletarier aller Länder einig sind im Bestreben, einen Krieg mit allen Mitteln zu bekämpfen. Also – wenn es doch so weit kommen sollte, gut, wir sind bereit!

Diese Friedenskundgebung stärkte unser Selbstbewusstsein, der Kampf um die Erhaltung des Friedens erfüllte uns mit Begeisterung. Als ein Jahr später August Bebel starb, fühlten wir instinktiv, dass eine historische Periode der Arbeiterbewegung zu Ende gegangen war. Desto mehr hielten wir uns verpflichtet ihm nachzueifern.

Als der Gründer des Jugenddeutschlandbundes Freiherr Colmar von der Goltz, am 2. März 1913, in Stuttgart eine Parade abhielt, organisierte unsere Jugendleitung eine imposante Gegenkundgebung mit Karl Liebknecht. Das Zirkusgebäude am Marienplatz war überfüllt und in den Sälen von Frank und Dinkelacker fanden Parallelversammlungen statt. Diese allgemeine Situation führte dazu, dass uns die Polizei besondere Aufmerksamkeit und Beobachtung schenkte. Diese Schnüffelei erreichte im Frühjahr 1914 ihren Höhepunkt.

Erster internationaler sozialistischer Jugendtag an Pfingsten 1914

Unsere Jugendleitung hatte für die Pfingsttage einen Jugendtag festgesetzt. Es sollte der erste internationale sozialistische Jugendtag werden. Die Vorbereitungen waren im Gange. Die Schweizerjungburschen hatten ihre Mitwirkung zugesagt.

So begrüßten wir am Pfingstsamstag 1914 auf dem Hauptbahnhof in Stuttgart mit grosser Begeisterung die schweizerische Jugendgruppe. Ein geschlossenes Abmarschieren vom Hauptbahnhof war polizeilich untersagt. Desto stimmungsvoller war der geballte Haufen Jugendlicher, die mit eingerollter roter Fahne, die Aufmerksamkeit der Strassenpassanten auf sich ziehend, zum Gewerkschaftshaus in der Esslingerstrasse zog. Die Schweizer Gäste wurden in Privatquartieren untergebracht.

Als Treffpunkt am Pfingstsonntag galt offiziell das Waldheim in Sillenbuch. Die Gruppenführer aber hatten die Anweisung: «Nach der Stadtbesichtigung: Endziel Waldheim Heslach.» Während der Stuttgarter Polizeipräsident Bittinger die Zugangswege zum Waldheim Sillenbuch überwachen liess, zogen die Jugendgruppen in das Waldheim Heslach. In den Nachmittagsstunden wurde dort zum Abmarsch aufgebrochen. Die ganze Strassenbreite einnehmend, zog die Menge unter dem Gesang der Marseillaise und der Internationale durch Heslach in die Tübinger Strasse zum Saalbau Dinkelacker. Am Marienplatz begegneten wir dem ersten Ordnungshüter, der aber, als er uns erblickte, mit der nächsten Strassenbahn in die Stadt eilte, um Meldung zu erstatten. Dieses fluchtartige Verschwinden erweckte grosse Heiterkeit bei den Demonstranten, stärkte unser Selbstgefühl, und umso lauter erscholl: «. . . die Internationale wird die Menschheit sein.» Der grosse Saal bei Dinkelacker und der anliegende Garten waren überfüllt. Unter all den Begrüßungsworten war auf uns Jugendliche die Rede von Willi Münzenberg, dem Führer der Schweizer Jungburschen, die eindrucksvollste.

Wir stehen in Stuttgart auf historischem Boden. Im Jahr 1907 war es, als in Stuttgart zum erstenmal die Vertreter der Arbeiterjugend zusammenkamen, um internationale Beziehungen zu knüpfen. Wir sind heute hierher geeilt, um durch persönliche Freundschafts- und Kameradschaftsbande diese Ketten noch fester, unzerreissbar fest zu knüpfen. Der goldenen Internationale des Kapitals wollen wir die Internationale der Arbeit gegenüberstellen. Die Arbeiterjugend hat in Zukunft noch grössere Aufgaben zu lösen als bisher. Sie kann sie nur lösen, wenn sie Verstand und Leidenschaft, wenn sie die Schärfe des proletarischen Denkens mit der lodernnden, weltbefreienden Leidenschaft der Jugend verbindet. Was die Alten gewagt haben zu denken und auszusprechen, das müssen wir jungen Arbeiter und Arbeiterinnen in Taten umsetzen. Wir gehen einer grossen Stunde entgegen. Die Debatten im Herrenhaus und im Reichstag deuten auf Sturm, wir aber müssen und werden als Sieger aus diesem Kampf hervorgehen. Denn durch uns, die junge Generation, muss die 50jährige Bildungs- und Organisationsarbeit, müssen 50 Jahre Kämpfe und Erfolge der Arbeiterklasse zum Ausdruck kommen. Haben wir grössere Kämpfe zu bestehen, so haben unsere Väter uns auch grössere und bessere Ausrüstungen und Waffen hinterlassen. Junge Genossinnen und Genossen, denkt daran, dass wir nicht nur die Erben von Marx, Wilhelm Liebknecht und ihrer Generation sind. Es geht die Sage, dass vor 2'000 Jahren der heilige Geist die Jünger Jesus erfüllte, dass sie in alle Lande gingen und alle Völker lehrten. Eine Sage, aber ich weiss, dass solcher Pfingstgeist uns heute und immer erfüllen muss. Wir wollen hinausgehen zu allen Völkern, allen Brüdern und Schwestern und sie für den Sozialismus entflammen.



Erster internationaler Sozialistischer Jugendtag Pfingsten 1914 in Stuttgart

Die Gruppenführer für die Stadtbesichtigung

vorne sitzend (von links nach rechts): Karl Maier und Carl Grözinger

Erste Reihe: unbekannt, Karl Klein, Anna Rödel, Erich Gentsch (im Dritten Reich hingerichtet), Max Hammer, Helene Kunkel, unbekannt

Zweite Reihe: Bruno Gallaun, Albert Kern, Fritz Dörfel, unbekannt, Otto Unger (verschollen 1936 in Russland), Fritz Notz

Dritte Reihe: Grün (gefallen im Herbst 1914), unbekannt, Albert Zwicker, (verschollen in Russland), Paul Stiefel (gefallen 1918)

Haben Sie schon jemals am Meeresufer gestanden und zugeschaut, wie das Meer gegen die Felsen brandet und schlägt, die seinen Wellen den Zutritt zum weiten, freien Lande verwehren? Die erste Welle brandet ergebnislos zurück, im Laufe des Jahres und der Jahre aber donnern Hunderte von Wellen an die Felsen und jede nimmt ein wenig, einige Steinchen und Körner von dem Felsen mit. Jede Welle hilft die Felsen zu unterhöhlen und zu zermürben. Und eines Tages bricht ein Sturm los, der das Meer aufwühlt in seinen untersten Tiefen und eine grosse mächtige Springflut gegen den unterhöhlten Felsen wirft, diesen hinwegschwemmt und den Weg frei macht zum grossen weiten Land. Mit diesem Schauspiel der Natur ist die Arbeiterbewegung zu vergleichen. Die starren, lebensarmen Felsen sind der Kapitalismus. Aber das Meer, das Meer, junge Freunde, sind wir, die Arbeiterklasse. Und jede Welle ist eine Generation und jeder Tropfen ist ein Arbeiter oder eine Arbeiterin. Im Laufe der letzten hundert Jahre ist manche Generation an den Felsen Kapitalismus gebrandet und hat ihn zermürbt und nun seid ihr von der Geschichte bestimmt, die Springflut zu sein, gegen den Felsen anzustürmen, ihn zu zertrümmern und den Weg frei zu machen für den Sozialismus.

Dieser Jugendtag trug zu einer Belebung unserer Aktivität, wie zu einer stärkeren Beaufsichtigung durch die Polizei bei.

Pfingsten 1914. Sozialistischer Jugendtag



Am Bahndamm beim Waldheim Heslach



Abschlusskundgebung vor dem Schiller-Museum in Marbach

Erweiterung des Freundschaftskreises

Unter den Mitgliedern unserer Jugendgruppe befand sich auch der Buchhändler Bruno Schönlank, dessen Vater Mitverfasser des Erfurter Programms der SPD gewesen. Bruno war schon in jungen Jahren bekannt durch seine Gedichte und in späteren Jahren durch seine Sprechchorwerke. Von einer Italienreise zurückkehrend, liess sich der Arbeiterdichter Max Barthel in Stuttgart nieder. Beide Dichter wurden in unserer Jugendgruppe schnell heimisch und trugen zum Niveau unserer Gruppenabende bei.

Aus allen Teilen des Reiches kreuzten auf ihrer Wanderschaft Mitglieder der freien Jugendbewegung in Stuttgart auf, manche nur vorübergehend, andere wurden sesshaft. Sie waren ein belebendes Element in unseren Reihen.

Unter ihnen befand sich auch der Berliner Richard Janus. Als Metallarbeiter fand er bei Daimler in Untertürkheim Arbeit. Mit ihm kam ein Zug Grossstadtluft in unseren Kreis. Er hatte die Gestalt und das Gesicht eines Schauspielers. Durch ihn lernten wir die Gedichte von Detlev Freiherr von Liliencron (1844-1909) kennen. Äusserst eindrucksvoll auf uns war das Gedicht «Pidder Ling» mit dem Refrain des Schlusswortes: «Lewwer duod üs Slaav» (Lieber tot als Sklav). Die Rezitation von «Bruder Liederlich» war ein Protest gegen die Kleinbürgerlichkeit unserer Heimatstadt. Und wenn unser Richard mit seiner Baritonstimme «Die zwei Grenadiere» von Heinrich Heine zum Vortrag brachte, dann wurde es uns warm ums Herz. Eine seiner Glanzleistungen war die Deklamation aus Shakespeares «Julius Cäsar», wenn er mit einem Leintuch um den Leib gehüllt, die Sterbeszene Cäsars vortrug.

Richard hatte die Gewohnheit wochentags sparsam zu leben, um dann am Wochenende im Stuttgarter Ratskeller Einkehr zu halten, sich ein reichliches Mahl und eine Flasche Wein zu Gemüte führend, die grosse Welt nachahmend. Durch ihn wurden wir weiter mit der Literatur bekannt.

Eine enge Freundschaft entwickelte sich zwischen Fritz Rück und mir. Er war so alt wie ich. Hatte denselben Beruf. In der Gewerbeschule bereiteten wir unserem konservativ eingestellten Rektor Bass nicht immer frohe Stunden.

In unserer Jugendorganisation war Fritz Rück im östlichen Stadtteil und ich in Stuttgart-Mitte aktiv.

Während unserer Lehrzeit betrug die wöchentliche Arbeitszeit 53 Stunden, täglich 9¼ und samstags 5½ Stunden. Diesen freien Nachmittag benützten wir zu gegenseitigen Besuchen. Fritz war mit den internen Vorgängen in der Partei gut orientiert. Er machte mich auf die Schriften von Marxs und Engels aufmerksam. Vieles, was mir noch verschlossen war, wurde nun verständlich. Er führte mich im Hause der Familie Hoernle ein, was meine politische Auffassung weiterhin förderte. Da ich die 14tägig erscheinende Zeitschrift «Arbeiter-Jugend» im nördlichen Stadtteil austrug, kam ich mit unserem Kassier Fritz Notz in persönlichen Kontakt. Des Öfteren wurde ich Zuhörer von Meinungsäusserungen, die er mit seinem Kollegen Robert Fischer über Artikel führte, die in der von Kautsky redigierten Zeitschrift «Neue Zeit» veröffentlicht worden waren.

Weitere Anregungen erhielt ich durch den Tischlergesellen Otto Unger, der aus Leipzig zugewandert war. Er war Mitglied in einer literarischen Kommission unserer Jugendgruppe, die die Aufgabe hatte, mustergültige Programme für Vorlesungen, Dichter- und Unterhal-

tungsabende für unsere Zusammenkünfte auszuarbeiten. Diese Abende wurden durch die Darbietungen einer kleinen Musikgruppe umrahmt und erfreuten sich stets starker Besucherzahlen.

Die schöngeistige Veranlagung von Otto Unger liess ihn wenig Gefallen finden an den Auseinandersetzungen zwischen Revisionisten und Radikalen in der Partei. Dennoch zählte er nach vierjährigem Kriegserleben 1920 zu den Mitbegründern der Kommunistischen Jugend-Internationale.

Unser Jugendleiter hiess Max Hammer, ein gebürtiger Sachse, von Beruf Schreiner. Durch sein kameradschaftliches Benehmen und sein Einfühlungsvermögen war er bei uns sehr beliebt.

Engere Kontakte hatte ich zu dem aus Leipzig zugewanderten Graveur Fritz Dörfel und dem Berliner Schreinergesellen Bruno Gallaun, denen ich in späteren Jahren wieder begegnen sollte. Aus Thüringen kam Erich Gentsch, der als Facharbeiter bei Daimler beschäftigt war. Nach 1923 war er Redakteur an kommunistischen Tageszeitungen. 1935 wurde er und seine Frau im dritten Reich hingerichtet.

Zu den älteren Mitgliedern unserer Jugendgruppe, zu Ludwig Becker, Albert Schreiner und Emil Schuler kam ich einige Jahre später in engen Kontakt. Auf den zwei Jahre älteren Genossen Gustav Seher wurden wir in der Gewerbeschule durch unseren Rektor Bass aufmerksam gemacht, der uns mit stolzer Genugtuung erzählte, dass dies sein bester Schüler gewesen sei, der darum bei der Abschlussfeier die Rede halten dürfe. Ebenso stolz erwiderten wir, dass «Gustav Seher einer der unsrigen wäre». Er war ein stiller, äusserst zurückhaltender aber kritisch und nüchtern denkender Mensch. Kurz vor seiner Wanderschaft, die ihn 1913 durch die Schweiz, Frankreich nach Spanien führte, kamen wir in engeren Kontakt miteinander. Seine Wanderberichte, die er mir zur Weiterleitung für die Jugendbeilage der «Schwäbischen Tagwacht» zugehen liess, fanden grosse Aufmerksamkeit. Als Kohlentrimmer fuhr er auf einem deutschen Schiff von Barcelona nach Bremen, wo er in einer Druckerei Arbeit fand. In einem lebhaften Briefwechsel diskutierten wir über die allgemeine wirtschaftliche und politische Lage und die theoretischen Auseinandersetzungen in der Partei.

Über die Führerfrage in der Partei schrieb er mir im November 1913:

Du schreibst, dass Du vom Autoritätsglaube geheilt seist. Das freut mich. Gerne entwickle ich Dir meine eigene Auffassung über dieses Thema. Die Beweggründe, aus denen sich Genossen zu Führern anbieten, können uns gleich sein, wenn ihre Tätigkeit uns nur nützt. Der eine kommt aus Geldinteresse, also materielle Vorteile sind der Grund, der andere kommt aus Ehrgeiz, also einem durch die Entwicklung der Menschheit um den aus tierischer Stufe heraus entwickelten sozialen Trieb zu befriedigen, der andere aus dem edelsten Motiv, dem Tätigkeitsdrange, diesem Trieb, den Goethe so wunderbar schön im «Faust» uns zeigt, der allein Menschen, die weder in Gelehrsamkeit, Ansehen, Schlemmerei, Liebe volle Befriedigung finden, wirklich voll befriedigt. Selbstverständlich weiss ich, dass die soziale Not die Massen treibt, aber aus den angeführten Gründen heraus, kommen Genossen dazu, sich nun extra intensiv zu betätigen. Also, welche Motive ihn trieben, die Tätigkeit aller ist uns willkommen, wenn sie nützt. Nützt uns ein Führer nichts, so muss er weg, mag er aus den edelsten Motiven kommen. Ich glaube, wenn unsere Partei eine Kampfpartei ist, eine wirkliche Kampfpartei, wird Mut die erste Eigenschaft eines Führers sein müssen, und glaubst Du, dass aus den schmutzigsten bzw. unsozialen Motiven geleitete Subjekte

zu viele diese Konsequenz auf sich nehmen würden? Dieser Mut macht die Menschen aber auch ganz anders . . . Andererseits natürlich, wenn die Partei ihren Charakter als Kampfpartei immer mehr verliert, geht sie in Gärung und Fäulnis über und es kann soweit kommen, dass edle Menschen sich nicht mehr darin wohlfühlen, umso wohler die unsozialen, egoistischen niedrigen Charaktere . . .

Gustav Seiter fand in Bremen sofort Anschluss an die dortige Jugendgruppe.

Wir waren junge Leute, standen mitten im Leben, nahmen aktiv Anteil an der Jugendbewegung und am Parteigeschehen, erlebten aber ebenso intensiv die Gefühle und Leidenschaften, die der Jugend eigen sind.

Da ich Anfang Juni auf Wanderschaft gegangen war erwartete mich in Nürnberg ein Brief von ihm, in dem er mir von seinem Gefühlsleben mitteilte:

... Es stimmt, ich habe die Liebe empfunden. Ich gestehe, zum erstenmal richtig hier in Bremen. Ich halte sie für keine «Himmelskraft», sondern für einen sehr realen Instinkt, Naturtrieb und auch sozialen Trieb, entstanden mit der Entwicklung der Tierwelt und Menschheit. Ich habe noch kein Mädchen belästigt und auch sie nicht, ich glaube sie weiss es gar nicht, dass, oder mindestens wie sehr ich sie liebe. Und in der Tat, ich liebe sie eigentlich auch nicht, sondern das, was ich in sie hineinlege. Und so erlebe ich diese Stimmungen, von denen ich Dir eine Probe zugehen lasse. Ich bin glücklich, dies empfunden zu haben, wie vieles kann ich nun schön mitempfinden, wie Goethes «Werther» oder «Wilhelm Meister». Ich beschäftige mich hier nun viel mit Literatur, Goethe, Ibsen, Björnson, Hauptmann usw., ich möchte meinen Geist auf allen Gebieten bilden. –

Doch Du wirst jetzt anderes im Kopfe haben. Du siehst jetzt Deutschland, seine Städte, seine Verschiedenheiten, seine Schönheiten und sein Elend. Du hast nun Leipzig vor Dir. Die Ausstellung möchte ich zu gerne auch besuchen. Ich wünsche Dir viel Reisegluck und gutes Wetter.

Don Quichote in Bremen

Hab gestanden entzückt auf der Alpen Höh'n
Auf gejauchzt oft in den Pyrenäen,
Noch fühl' ich, wie's Herz mir in Basel geschlagen,
November wars, als sie den Krieg wollten wagen.
Aber so ists mir heute nicht!

War auch im glühenden Spanien mein Aufenthalt,
Aber mein Herz blieb immer so ruhig und kalt.
Liess höhnisch die Mädchen stehen, die bei Nacht
Dunkelglänzenden Auges mir zugelacht.
Ein Weilchen im kalten Norden – da hats mich getroffen.
Chur und Davos nicht könnten heilen die Brust –
Kann wohl kaum mehr auf Hoffnung hoffen?

Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten, ergeben den Namen der angebeteten Hanna Waldeck.

In einem weiteren Brief, in dem sich Gustav Seiter zu den Schikanen des Stuttgarter Polizeipräsidenten Bittinger äusserte, schrieb er:

. . . Aus der letzten Jugendbeilage der Schwäbischen Tagwacht entnehme ich, dass Ihr noch guten Mutes und stolzen Trotz im Angesicht zeigt und über die frische Art, wie Du im Namen der Organisation die Polizei verhöhnt, habe ich mich besonders gefreut. . . Aus dem Bericht von der Generalversammlung habe ich gesehen, dass Du Dich nicht wieder wählen liessst, also, dass Deine Abreise gewiss ist.

Zwei Aussenseiter

Aus der Stuttgarter Arbeiterjugend gingen eine Reihe von Funktionären hervor, die in späteren Jahren in der Gewerkschafts- und in der politischen Arbeiterbewegung einflussreiche Positionen bekleideten.

Aber wo viel Licht ist, fallen auch Schatten.

Als wir im Jahr 1912, bei unserem ersten Jugendtag, vom Hohenstaufen nach Göppingen demonstrierten, wurde ich durch Ausrufe und Gesten auf Heinrich Wandt aufmerksam. Zu dieser Zeit war der untersetzte, etwas breitschultrige Wandt als Sekretär bei Clara Zetkin tätig. 1913 leistete er seinem Einberufungsbefehl zur Wehrmacht keine Folge und desertierte in die Schweiz. Auf seine journalistischen Kenntnisse und seine internationale Gesinnung pochend, hoffte er sein Leben in der Emigration fristen zu können.

Gustav Seiter, der auf seiner Wanderschaft vorübergehend in Zürich auf seinem Beruf konditionierte, traf Wandt in deprimiertem Zustand. Er und andere Genossen unterstützten ihn finanziell. Da Wandt in Zürich nicht die erwartete Anerkennung noch genügende finanzielle Unterstützung gefunden, wollte er mit Gustav Seiter nach Paris wandern. Zu dem ausgemachten Treffpunkt stellte er sich aber nicht ein und Gustav Seiter wanderte allein durch Frankreichs Gaue nach Paris.

Nachdem Wandt einige Wochen die Emigration genossen hatte, befahl ihm die Reue. Wurde er nicht als Held so wollte er doch als Märtyrer anerkannt werden. Er verfasste eine melodramatische Geschichte über seinen Lebenslauf, in dem er die Wortführer des radikalen Flügels in Stuttgart als geistige Verführer diskriminierte. Von christlicher Seite aus wurde sein Reuebekenntnis als Flugschrift gedruckt und verbreitet. Für die reaktionären Kräfte im Lande war diese Flugschrift ein gefundenes Fressen gegen die sich ausbreitende sozialistische Arbeiterbewegung und ihre antimilitaristische Propaganda. Damit erkaufte sich Wandt die Heimkehr.

Zu diesem Verhalten von Heinrich Wandt schrieb mein Freund Gustav Seiter:

Die Broschüre hat mich sehr geschmerzt, dass ein Mensch, den man als Freund betrachtet hat, auf solche Weise sich den Bürgerlichen in die Arme wirft und zum zweiten Male Fahnenflucht begeht. Denn jetzt wird nichts mehr aus ihm werden, als ein bürgerlicher Pressebengel.

Nach dem ersten Weltkrieg erschienen von Heinrich Wandt zwei Bände unter dem Titel «Etappe Gent», in denen er das Leben und Treiben der Offiziere und Mannschaften, die von den Frontsoldaten als Etappenschweine bezeichnet wurden, eindrucksvoll schilderte. Mit Beiträgen in der Regenbogenpresse fristete er in späteren Jahren sein Leben.

Unter den Zugvögeln, die nach Stuttgart kamen, befand sich auch ein Arthur Zickler. Er

kam aus München und genoss die Gastfreundschaft unseres Genossen Richard Janus. Er war ein frühreifer Bursche, der uns unsympathisch war durch sein Benehmen gegenüber unseren Genossinnen. An einem schönen Tag war er verschwunden. Als Andenken hinterliess er bei seinem Gastgeber empfindliche Lücken in dessen Bücherschrank. Diese Bücher tauchten später im Pfandleihhaus wieder auf. Zickler ging es nicht um die Gesinnung, ihm ging es um die Fleischtöpfe der Besitzenden. Seine spätere Mitarbeit an der bürgerlichen Presse bekundete dies in aller Deutlichkeit. Von ihm stammen die Verse, die 1919 in Berlin, im «Vorwärts» zur Mordhetze gegen Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht beitrugen. Die versetzten Bücher wurden verschmerzt, aber folgende Verse verfolgen uns bis ans Ende unserer Tage:

Vielhundert Tote in einer Reih' –
Proletarier!
Es fragten nicht Eisen, Pulver und Blei,
Ob einer rechts, links oder Spartakus sei,
Proletarier!
Wer hat die Gewalt in die Strassen gesandt,
Proletarier?
Wer nahm die Waffe zuerst zur Hand
und hat auf ihre Entscheidung gebrannt?
Spartakus!
Vielhundert Tote in einer Reih' –
Proletarier!
Karl, Rosa, Radek und Kumpanei –
es ist keiner dabei, es ist keiner dabei!
Proletarier!

Kurz nach dem Mord an Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht brachte der «Vorwärts» folgende Erklärung Zicklers:

Heute bereue ich dieses Gedicht. Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg waren erstens nicht feige, sondern erwiesen sich als sehr tapfer; zweitens haben sie den wahnwitzigen Aufstand nicht angefangen, sondern zu bremsen versucht. Verantwortlich waren andere . . . Jetzt natürlich beschuldigen mich die Herren von der Roten Fahne (die meine Abneigung gegen Prozesse kennen) ich hätte zum Mord an Liebknecht und Frau Luxemburg auf gehetzt. . . Das einem Sozialisten, der den beiden begeistert zu Füssen gesessen und in dieser traurigen Zeit selbst Schweres durchgemacht hat. . .

(Aus: «Rosa Luxemburg» von Peter Nettle.)

Eine entscheidende Begegnung

Unserer Jugendgruppe wurde mitgeteilt, dass ein kostenloser Kurs über «Stilistik und Rechtschreibung» stattfindet, an dem wir uns beteiligen könnten. In einem Sitzungszimmer des Parteigegebäudes der SPD in der Hauptstätterstrasse in Stuttgart, fand dieser Kurs statt. Die Leiterin des Kurses war Anna Bios, die Gattin des Schriftstellers Wilhelm Bios, der schon

unter Bismarck mit August Bebel und Wilhelm Liebknecht u.a. die Interessen der Werktätigen im deutschen Reichstag vertreten hatte.

Anna Bios war eine geborene Tomaczewski, Tochter eines Oberstabsarztes. Durch ihr Interesse an sozialen Problemen fand sie in der sozialdemokratischen Frauenbewegung einen Wirkungskreis, der ihren Fähigkeiten entsprach. Als am 1. April 1910 in Württemberg, dem ersten Bundesstaat im Deutschen Reich, ein Volksschulgesetz beschlossen wurde, nachdem auch Frauen im Ortsschulrat vertreten sein konnten, wurde Anna Bios in den Stuttgarter Ortsschulrat berufen. Auf mich 16jährigen machte Anna Bios einen tiefen Eindruck, da sie aus dem Bürgertum stammte und für die Idee des Sozialismus wirkte. Die literarische Tätigkeit ihres Mannes und dessen politisches Wirken unter Bismarcks Sozialistengesetz verstärkten diesen Eindruck und verliehen ihm einen fesselnden romantischen Schimmer. Die Unterrichtsmethode von Anna Bios war darauf eingestellt uns zum Nachdenken anzuregen. So schilderte sie uns ein Thema über das wir dann im nächsten Kursabend schriftlich berichten sollten. Diese schriftlichen Arbeiten korrigierte sie auf Satzbau und grammatikalische Fehler. Der erste Aufsatz bestand in unserem Lebenslauf. Einige davon, darunter auch meiner, wurden in der Jugendbeilage der sozialdemokratischen Tageszeitung «Schwäbische Tagwacht» veröffentlicht. So fand ich zum zweiten Mal meinen Namen in der Tagespresse, was von einigen politisch interessierten Kollegen in meiner Lehrbude aufmerksam registriert wurde.

Die Themen waren verschiedener Art, z.B. über die Winter-Sonnenwende, den Deutschen Bauernkrieg, über Ferdinand Freiligrath und seine revolutionären Gedichte und andere. Äußerst anregend für mich war die Aufgabe, die Herkunft des Frühstücks zu schildern. Woher kommt die Milch, der Kaffee, das Brot, der Zucker, die Butter oder sonstiger Belag? Wieviel Hände waren zur Fertigstellung dieser Produkte notwendig bis sie auf den Frühstückstisch gelangen? Diesen Aufsatz schrieb ich mit einer Begeisterung, wie ich sie in der Volksschule nie zu spüren bekam. Er regte zum Nachdenken und zum Lesen an. Die Fantasie hatte unbeschränkten Spielraum. Ich dachte an die Landwirtschaft in der eigenen Heimat, an die ostelbischen Junker und die polnischen Saisonarbeiter, an die Zucker- und Kaffeeplantagen in aussereuropäischen Ländern, den Kolonialismus und die Ausbeutung der Menschen dieser beherrschten Gebiete. Die Betrachtung führte zu dem utopischen Gedanken, wenn all die tausend und abertausend Menschen sich ihrer Lage bewusst wären, um eine bessere und gerechtere Gesellschaftsordnung anzustreben, welchen Fortschritt für die Weiterentwicklung der Menschheit würde dies bedeuten.

In diesem Aufsatz erwähnte ich auch die von Napoleon I. gegen England verhängte Kontinentalperre, die auch die Einfuhr von Zuckerrohr nach Europa unterband und die europäischen Landwirte zur Anpflanzung von Zuckerrüben anregte. Dieser geschichtliche Hinweis führte zu einer Einladung in die Wohnung von Familie Bios.

Die Fragestellung nach der Herstellung des Frühstücks wurde für mich zu einem Leitfaden bei meiner späteren Tätigkeit bei den Naturfreunden. In meiner späteren Eigenschaft als Landesvorsitzender handelte ich beim Konzept der Reden bei Hausweihen, Jubiläumsfeiern und bei der Eröffnung von Landeskonferenzen nach diesem Leitfaden. Dabei gedachte ich der geschichtlichen Ereignisse am jeweiligen Ort um der gottgewollten Ordnung den Entwick-

lungsgedanken in Natur und Gesellschaft gegenüber zu stellen. In dem Kurs von Anna Bios waren wir anfänglich 25 Teilnehmer. Diese Zahl schrumpfte, weil einem Teil der Teilnehmer die Zeit oder die Lust zum Schreiben fehlte. Mir dagegen machte die Sache grossen Spass, ich liess keinen Aufsatz aus, es spornte mich zum Kennenlernen der Geschichte und zum Lesen schöngestiger Literatur an.

Dieser Einladung in die Wohnung in Cannstatt folgte ich mit klopfendem Herzen. Es war ein Sonntag. Schon eine Stunde vorher wandelte ich in der Strasse, in der sich die Wohnung befand, auf und ab, um dann, auf die Minute, die Hausglocke in Bewegung zu setzen. Die Unterhaltung verlief sehr stockend. Ich hatte starke Hemmungen und war sehr beeindruckt von der grossen stattlichen Gestalt von Wilhelm Bios, dessen Kopf dem eines schwedischen Reitergenerals ähnelte.

In den Nachmittagsstunden wanderten wir durch Cannstatt. Dieser Spaziergang war für mich eine Geschichtsstunde. Wir besuchten die Grabstätte von Ferdinand Freiligrath auf dem Uff-Friedhof und das Haus, neben der Wilhelma, in dem Freiligrath seine letzten Lebensjahre verbracht hatte. Wilhelm Bios kannte den Dichter noch bei Lebzeiten.

Seine Einladung zur Einkehr in eine Weinstube lehnte ich mit dem Hinweis auf unsere Ablehnung des Genusses von Alkohol und Nikotin entrüstet ab. Gutmütig lächelnd nahm er diese Absage entgegen. Zum Abschied schenkte er mir ein Paket Bücher. Beglückt zog ich nach Hause.

Nach Beendigung meiner Lehrzeit unterbreitete mir Anna Bios den Vorschlag als Volontär in die Augsburger Volkszeitung einzutreten. Da ich mich aber schon mit Reiseplänen befasste, um nach alter Handwerksitte auf Wanderschaft zu gehen, lehnte ich dankend ab. Mit Anna Bios stand ich bis zu ihrem Tod, im Jahr 1933, in brieflicher Verbindung. Da ich politisch einen anderen Weg gegangen bin, kam dieser Briefwechsel zeitweise ins Stocken, blieb längere Zeit unterbrochen, um dann wieder aufgenommen zu werden.

Anna Bios habe ich viel Verständnis und Anregung zu verdanken und gedenke ihrer mit grosser Achtung und Zuneigung. Am 14. März 1914 schrieb sie mir:

Lieber Freund Birkert!

. . . Am Frauentag war ich in Halle und Merseburg. An beiden Orten war die Beteiligung sehr stark und grosse Begeisterung. Nach solchen erhebenden Momenten kommt ja dann leider meist die Reaktion des Alltags. Da muss dann eben die Kleinarbeit einsetzen, die nicht so viel äusseren Erfolg bringt, aber im Grunde intensiver wirkt. Ich persönlich halte nicht so viel von den grossen Demonstrationen. Da ist ja viel Strohfeuer. Was Sie von der Niedergeschlagenheit schreiben, das empfinde ich auch oft, vielmehr, ich beobachte es bei anderen. Ich sage mir immer wieder, unsere grossen Ziele, die bleiben und die erreichen wir. Freilich nicht von heute auf morgen. Darum ist es ja auch Unsinn, von einem Zukunftsstaat zu sprechen, in dem man eines schönen Tages erwacht. Was wir wollen, Befreiung der Menschheit von jeder Knechtschaft, sei es des Kapitalismus oder der Religion, oder der Arbeit, das kann nur allmählich erreicht werden. Man darf nur den Glauben nicht verlieren. Niemandem werden bei dieser Arbeit Enttäuschungen erspart, denn es menschtelt überall. Die Jugend ist ungeduldig und stürmt vorwärts. Das ist auch gut so, und so ist sie das treibende Element. Im reiferen Alter aber erkennt man, dass man noch viel arbeiten muss, bis die Menschheit reif ist für die wahre Freiheit. Heute herrschen noch die Bajonette, nicht der Geist. Sie müssen überwunden werden, aber nur durch Geisteswaffen ist das möglich. Nächstens er-

scheinen die Memoiren meines Mannes. Wenn Sie die Zeit vergleichen, in der er äussere Ehre, Stellung, Einkommen hinwarf, um sich den Arbeitern zu widmen, dann werden Sie sehen, dass schon Grosses erreicht ist. Aus den Geächteten wurde eine Macht. Aber das Ziel ist noch längst nicht erreicht. Das ist die Aufgabe der neuen Kämpfer, die in die Reihen treten. Man muss Geschichte studieren, um zu übersehen, wie viel Zeit die einzelnen Entwicklungsphasen der Menschheit brauchen. Das wird zu leicht übersehen und daher dann die Niedergeschlagenheit.

Nun noch viel herzliche Grüsse für heute von Ihrer allzeit getreuen gestrengen

Frau Professor

Auf der Wanderschaft

Aufbruch

Dem alten Brauch der Handwerksgesellen folgend, brachen wir – Fritz Wiest (ein Jugendgenosse aus Stuttgart-Botnang), Adolf Bürkle (ein Jungkollege) und ich – am 8. Juni 1914 – zur Wanderschaft auf. Unser gemeinsames Reiseziel war Mitteldeutschland. Von dort aus wollten meine Reisegefährten nach dem Norden, während ich südlich durch Böhmen, Österreich-Ungarn, dann südwestlich durch die Pussta nach Italien und nördlich in die Schweiz wollte, um an Pfingsten 1915, bei dem geplanten Jugendtag in Zürich, meine Stuttgarter Jugendfreunde wiederzutreffen. Um genügend Abstand von der Heimatstadt zu bekommen, fuhren wir mit der Bahn nach Heilbronn. Der Wettergott war uns nicht hold. In den ersten Tagen der Wanderung wurden wir ordentlich eingeweicht.

In Heilbronn schenkten wir dem schönen Rathaus mit seiner prächtigen Freitreppe und seiner Kunsthuh unsere Aufmerksamkeit. Bei der gegenüberliegenden, in spätgotischem Stil erbauten Kilianskirche staunten wir, dass auf der Spitze des Kirchturms kein Hahn, kein Kreuz, sondern eine Landsknechtfigur, das Männle, stand, als Wahrzeichen der alten Reichsstadt.

Der anhaltende Regen veranlasste uns im Gasthaus «Gambrinus» Einkehr zu halten. Am Stammtisch der «lauwarmen Brüder» ergötzten wir uns über die schwäbische Gemütlichkeit. An diesem Tag kamen wir noch nach Weinsberg und erstiegen die Ruine Weibertreu, die in der Geschichte des Landes eine bedeutende Rolle gespielt hatte. Der Name «Weibertreu» stammt, nach der Chronik aus dem Jahre 1140, als Kaiser Konradin III. die Übergabe der Burg mit dem Versprechen erzwang, dass die Frauen, mit ihren Habseligkeiten, soviel sie tragen könnten, freien Abzug hätten. Zum Erstaunen des Kaisers und seiner Mannen trugen die Frauen ihre Männer auf dem Rücken den Berg hinab.

Eine feierliche Ruhe herrschte hier oben. Eine Äolsharfe erinnerte an die Geister, die einstens hier gewesen und in den Wänden des Turmes ihre Namen hinterlassen hatten, wie Justinus Kerner, E. Geibel, Lenau, Senckendorff, Hauff, Daniel Schubart und viele uns Unbekannte.

Die Belagerung der Burg, während des Bauernkrieges, verlief dagegen dramatischer, als unter Führung von Jäcklein Rohrbach und der schwarzen Hofmännin der Graf und seine Ritter durch die Spiesse gejagt wurden. Jahrzehntelange Unterdrückung und Ausbeutung der Bauern verursachten diesen Ausbruch von Hass. Der Chronist des deutschen Bauernkrieges, der Pfarrer Wilhelm Zimmermann, beendete seine geschichtliche Darstellung mit den Worten: «Schwabens Gaue zieren Burgen nur fast noch als Ruinen; es wäre, wenn jene ganz ständen, nie zum Garten geworden.»

Am Fusse des Berges besuchten wir das Kernerhaus, das uns einen Einblick in das Leben des Arztes, Geistersehers und Dichters Justinus Kerner gewährte.

Auf unserer Wanderung lernten wir auch seltene Gastfreundschaft kennen. In einem Dorf, in dem es keine Gastwirtschaft gab, kehrten wir in einem Hause ein, das Flaschenbier verkaufte. Unsere Regenmäntel durften wir am geheizten Ofen zum Trocknen aufhängen.

Warme Milch, Bauernbrot und Butter wurden aufgetischt, als ob wir Verwandte wären, die zu einem Besuch gekommen. Froh gestimmt zogen wir weiter durch das Hohenloher Land, wobei wir öfters den Eindruck hatten, als wäre hier die Zeit stillgestanden.

In Schwäbisch Hall liess ich bei einem Friseur meine Haare schneiden. Dieser erkundigte sich nach dem «woher» und «wohin». Beim Bezahlen konnte er angeblich auf eine Mark nicht herausgeben. Er meinte, ich soll das Geld am andern Tag bringen, wenn ich aber nicht käme, könne er auch nichts machen, meinte er mit feinem Lächeln. Dies machte mich auf die feinen Unterschiede zwischen schwäbischer und fränkischer Ausdrucksweise aufmerksam. Wenn der Schwabe zu seinem Freunde sagt: «bei dei'm letzte B'such hast du mir mei Beile g'stohla», würde andererseits der Franke sagen: «seitdem du bei mir g'wese bist, fehlt mir mei' Beile». Ein kleiner Unterschied – aber ein wesentlicher.

In nächster Nähe von Schwäbisch Hall befindet sich die Comburg. Als wir diese besuchten, amüsierten wir uns über die Heiligen-Allee, die den Berg aufwärts führt. Fast alle zehn Meter stand eine Heiligenfigur am Wege. Der einen fehlte der Arm oder waren die Beine lädiert, den meisten aber fehlte die Nase. Entlang an dieser putzigen Allee, mussten wir gestehen, dass wir bis dahin keine Ahnung hatten von der Vielzahl von Heiligen, die einst in unserer Heimat ihr Unwesen getrieben hatten.

Weiss-rote Grenzpfähle und blau-weisse Pfähle bedeuteten uns, dass wir das Schwabenland hinter uns hatten und uns nun auf bayrischem Gebiet befanden, wo, wie unser Reisegefährte sagte, «die Biergläser grösser wären als wie im Schwabenland».

Auf dem Weiterweg grüssten bald die Türme von Rothenburg an der Tauber, dem mittelalterlichen Kleinod. Es kostete aber allerhand Schweisstropfen, bis wir das weithin sichtbare Ziel erreichten. Durch ein altes Tor mit Wächterhaus betraten wir das alte Städtchen, das mit einem begehren Wehrgang umgeben war. Wir wanderten durch die engen Gassen, bewunderten die Fachwerkhäuser mit ihren Erkern, besonders aber beeindruckte uns das seit 1550 intakte Wasserwerk.

Während wir am andern Morgen beim Frühstück in der Gaststube sassen, regnete es in Strömen. In der Stube dagegen herrschte eine heimelige Atmosphäre. In einer Ecke sass die Grossmutter mit ihren Enkelkindern mit Näharbeiten beschäftigt. Bei diesem verlängerten Aufenthalt entnahm ich der «Fränkischen Tagespost», dass am kommenden Sonntag die Arbeiterjugend Mittelfrankens bei Nürnberg einen Jugendtag veranstalte. Da mussten wir dabei sein. Als der Regen etwas nachliess, zogen wir weiter.

Auf dem Wege nach Nürnberg lernten wir auch in Franken Gastfreundschaft kennen. In einer Genossenschaftsmolkerei frugen wir nach Milch. Anstandslos erhielten wir einige Becher. Währenddessen betrat ein Bauer die Molkerei. Als wir bezahlen wollten, hatten wir den Eindruck, dass der Molker mit Adam Riese auf Kriegsfuss stünde. Als aber der Bauer gegangen war, ging es ganz flugs. Der Molker gab uns unser Geld zurück, mit dem Bemerkten, dass der Bauer ein Mitglied der Genossenschaft wäre. Beschämt über unseren stillen Verdacht dankten wir herzlich und wanderten wohlgenut weiter.

In der Stadt der Meistersinger

In Nürnberg wunderten wir uns über die Strassenbahnwagen, die breiter und geräumiger waren als in unserer schwäbischen Metropole. Die Stadtmauer, die engen Gassen, Anlagen und Brunnen, stachen uns in die Augen. Ebenso wichtig erschien uns der Besuch bei der Leiterin der Nürnberger Arbeiterjugend, der Genossin Grünberg. Diese lud uns sofort zu einem Unterhaltungsabend im Jugendheim ein. Das Heim war gut besucht. In einer Ecke des Raumes probte eine Musikgruppe und in einer anderen Ecke wurden Gesellschaftsspiele arrangiert. Die Jugendlichen waren Abonnenten der Zeitschrift «Arbeiterjugend». Die Leitung des Heimes lag in Händen eines Ausschusses, der sich aus Vertretern der Partei, der Gewerkschaften und der Jugend zusammensetzte. Die Vorsitzende war Genossin Grünberg. An ihr hing alles. Diese Art Jugendpflege war uns weder bekannt noch sympathisch.

Am ersten Sonntag in der Fremde nahmen wir an dem mittelfränkischen Jugendtag teil. Durch Wiesen, Felder und Laubwald, wanderten wir mit der Jugendgruppe zu den Farnsbacher Felsenkellern, einem grossen Steinhaus, mit Tischen und Bänken im Freien. Genossin Grünberg hielt die Ansprache. Aufkommender Regen vertrieb uns in die Kellerräume, in denen die Veranstaltung ihre Fortsetzung fand.

Als wir am andern Tag auf der Hauptpost postlagernde Briefe abholten, teilte mir mein Jugendfreund Otto Unger mit, dass wegen unserer Jugendveranstaltung an Pfingsten in Stuttgart in Dinkelackers Saalbau unser Genosse Schwab, der Dirigent der Musikgruppe und der Wirt je ein Strafmandat von DM 90,- erhalten hatten. Das war die Rache der Polizeibehörde. Ich fand dies aber viel spannender als den friedlichen Jugendtag in Burgfarnbach. Zugleich ermahnte mich Otto, dass wir uns die alte Meistersingerstadt richtig ansehen sollten, da in dieser Stadt ein Stück mittelalterliche Kulturgeschichte in Türmen und Mauern aufbewahrt sei.

Daran dachte ich, als wir am anderen Tag im «Bratwurstglöckle» sassen, in dem sich einst die alten Meister dem Gerstensaft widmeten. Da das Naturhistorische Museum geschlossen war, pilgerten wir zur Kunstsammlung. Später stiegen wir zur Burg hinauf und genossen die Aussicht auf das alte Nürnberg. Die zwischen dem Dächergewirr alter Häuser hervorragenden Fabrikschornsteine störten die Romantik – sie dokumentierten den neuen Zeitgeist.

Auf dem Weg nach Erlangen, Forchheim und Bamberg änderte sich das Landschaftsbild. Felder und Wiesen waren mit Wassergräben durchzogen, der Boden war sandig, die gegebene Formation für die zahlreichen Forchenwälder. In Hohenlohe sahen wir keine Fabrikanlagen mit Schornsteinen, in Forchheim waren es Arbeiterinnen und Arbeiter mit ihren Essensnäpfchen, die den Weg zur Fabrik belebten, dagegen in Rothenburg beherrschten Reisende das Stadtbild. In Ansbach hielt man uns für Wandervögel, in Forchheim für Handwerksburschen und später für fahrende Schüler und Touristen. Um unser «Äusseres» waren wir sehr besorgt, um dem Anspruch «Aristokraten der Landstrasse» keinen Abbruch zu tun.

Bei einem Abstecher in die Fränkische Schweiz hielten wir in dem Kurort Streitberg Einkehr. Vor der Binghöhle feilschten wir mit dem Führer um den Eintrittspreis, der pro Person eine Mark kostete. Das konnten wir uns nicht leisten. Bei dem Führer hatten wir es nicht mit einem einfachen Molkereiarbeiter zu tun, sondern mit einem Vorläufer der Reiseunterneh-

men, die nach kapitalistischem Prinzip auf Gewinn arbeiteten. So kamen wir um die Sehenswürdigkeit der grössten Tropfsteinhöhle Deutschlands. Die Ausblicke in die Täler und auf die bergige Hochebene Oberfrankens entschädigten uns für die entgangene Besichtigung der Binghöhle. Mit den letzten Sonnenstrahlen kamen wir in das geschichtsträchtige Bamberg.

Den nächsten Tag unternahmen wir einen Rundgang durch die Stadt, stiegen zur Altenburg auf und besichtigten den dortigen Bärenzwinger, der einen ungepflegten Eindruck machte. 160 Stufen führten uns zum Turm. Das trübe Wetter aber vermasselte uns die Aussicht.

Als wir Bamberg hinter uns hatten, bekam unser Wandergefährte Fritz Wiest Fussbeschwerden. Während er seine Füsse untersuchte und grosse Blasen feststellte, zogen zwei Mädchen mit einem Handwagen an uns vorbei. Die Gelegenheit war günstig. Mit Einverständnis der Mädchen setzten wir Fritz in den Wagen, nahmen die Deichsel in die Hand und mit grossem Hallo wurde die Fahrt fortgesetzt. Nach einigen Kilometern trennten sich aber unsere Wege. Wir dankten den Mädchen, Fritz humpelte zur nächsten Bahnstation, Adolf Bürkle und ich aber steuerten dem Ort Staffelstein zu.

Die Bevölkerung der durchwanderten Landschaft war stockkatholisch. Stolperte man schon in Bamberg auf Schritt und Tritt über die Schwarzkittel, so fand man hier auf den Feldern und in den Ortschaften unzählige uralte Steindenkmäler. Bald vor jedem Haus befand sich ein Kreuz, ein Christusbild, eine Maria oder die Skulptur eines mir gänzlich unbekanntem Märtyrers. Wie auf dem Wege zur Comburg waren wir auch hier erstaunt über die Unzahl von Heiligen, die wenig positive Spuren im Laufe der Welt hinterlassen hatten. In dieser flachen Landschaft fuhr alt und jung, beiderlei Geschlechts, wie in Holland, mit dem Fahrrad.

Das bekannte Volkslied «Wohlauf, die Luft geht frisch und rein» von Victor Scheffel, sangen wir beim Aufstieg zum Staffelstein. Leider hatten wir keine Sicht. Nebel lagerte im Tal. Dohlen umkreisten krächzend die Kapelle des Wallfahrtsortes, die von singenden und musizierenden Kindern umlagert war. Die beschränkte Aussicht liess kein Schwelgen in romantischer Stimmung zu, wie in Scheffels Lied, angesichts unserer Reisekasse wendeten sich unsere Gedanken materiellen Dingen zu.

In fünfständigem Fussmarsch wanderten wir über Lichtenfels nach Coburg, wo wir uns bei einem Freikonzert in den herzoglichen Anlagen von der strapaziösen Tour erholten. In Coburg beeindruckte uns der Sintflutbrunnen stärker, als das Schloss und das Hoftheater. Seit zwei Tagen hatten wir uns kein warmes Frühstück mehr gegönnt. Ungeduldig warteten wir auf die Auszahlung des Reisegeldes. Danach fuhren wir nach Sonneberg, wo wir mit unserem Wandergefährten Fritz wieder zusammentrafen. Sonneberg war für uns ein teures Pflaster. So fuhren wir um 15 Pfg. nach Hüttengrund und wanderten nach Blechhammer und kehrten in einer Gaststätte ein, die uns ein Arbeiter empfohlen hatte. Hier hielt man uns für Wandervögel.

Dort trafen wir einen Porzellanarbeiter, der als Streikleiter in Schorndorf entlassen und auf die schwarze Liste gesetzt worden war, und nun eine neue Arbeitsstelle suchte. Er zeigte uns seine einwandfreien Papiere. In der Gaststube war es sehr gemütlich. Nebenan im Saal tanzte die Jugend. Die Arbeiter spendeten uns Freibier. Vor Mitternacht zogen wir uns zurück. Die Fenster unseres Schlafraumes führten in den Saal, wo die Jugend sich bei Musik



*Emil Birkert, der Verfasser dieser
Niederschrift*

und Tanz vergnügte. Da wir in unserer Jugendgruppe das Tanzen ablehnten, war uns bei dem munteren Treiben ganz wunderlich zumute. Es dauerte lange, bis wir einschliefen.

Hell schien die Sonne, als wir am nächsten Tag aus den Betten rappelten. Der Porzellanarbeiter war schon munter. Er war noch beeindruckt von dem vergangenen Abend. Sein Trost war, dass es immer noch Kollegen gab, die ihn nicht im Stiche liessen. Nach dem Frühstück (Übernachtung und Frühstück betruhen 50 Pfennige) verliessen wir Blechhammer und wanderten durch ein schönes Tal, in dem ein Bächlein rauschte, rechts und links waren die Hänge bewaldet und oben im glitzernden Sonnenschein ragten nackte Felsen empor. Es war ein fröhliches Wandern in der frischen reinen Luft.

In Steinach hatte der Porzellanarbeiter eine Zahlstelle seines Verbandes. Dort traf er einen Bekannten, der uns zum Verweilen einlud und Bier spendierte. Dafür sangen wir einige Wanderlieder, um uns dann mit herzlichem Händedruck zu verabschieden. Bei der Wanderung durch den Thüringer Wald gefielen uns besonders die mit grauen Schieferplatten bedeckten Häuser, die sich schön in das Landschaftsbild einfügten.

In Rudolstadt fanden wir im Gewerkschaftshaus Unterkunft und in Weimar hielten wir in einer Fremdenstube Einkehr, wo wir uns als Aristokraten der Landstrasse fühlten. Ein starkes Gewitter behinderte uns an einer Besichtigung der Goethestadt. In der Fremdenstube waren rund 25 Wanderer versammelt, die auf der Suche nach Brot und Arbeit waren. Als wir Weimar verliessen, waren wir vier Mann. Unterwegs stiessen noch zwei Handwerksgesellen zu uns. Den verlockenden, reife Früchte tragenden Kirschbäumen konnten wir uns nicht versa-

gen. In einer Reihe hintereinander – beim Kommiss hiess das später «in-Reihe-zu-einem» – zogen wir singend in Apolda ein. In Flurstadt hielten wir Einkehr. In Bad Sulza bestaunten wir die weissen, wie versteinerten Reisigwände, an denen das salzhaltige Wasser herunterlief. Auf einem gepflegten Fussweg, vorbei an prächtigen Kirschbäumen, kamen wir nach Saaleck. Von der Ferne grüssten die Mauern der Rudolfsburg. Da wir dort kein Quartier fanden, tippelten wir weiter bis nach Naumburg. Da die «Penne» schon besetzt war, fanden wir im Gasthaus «Sonne» Unterkunft. Für Übernachtung und Frühstück zahlten wir eine Mark, für uns eine kostspielige Angelegenheit.

Der Weg zum Arbeitsnachweis führte durch schöne Alleen. Dann ging es in dreieinhalb-stündigem Fussmarsch durch herrliche Kirschenalleen nach Weissenfels. Hier trennten sich unsere Wege. Meine Wandergefährten Fritz und Adolf wandten sich dem Norden zu, während ich mit der Bahn über Corbetha nach Leipzig fuhr. Bei einem Freund meines Vaters, einem Jungesellen und Bismarckverehrer, wurde ich freundlich aufgenommen.

In Leipzig

Mein Gastgeber war Regimentsgärtner. Zur Verpflegung schleppte er mich mit in die Kaserne. Nach dem Essen empfahl er mir seine Leiblektüre, eine Bismarck-Biographie. Ich las diese, liess mir aber, als Gegenmittel, in der Gewerkschaftsbibliothek «Die Geächteten» von Wilhelm Bios.

In Leipzig hielt ich mich eine Woche auf. Ich besichtigte die Stadt, bestieg den Scherfelsesberg und besuchte das Völkerschlachtdenkmal. Dieses erschien mir zu massig und grossspurig, wie das wilhelminische Zeitalter mit seinem redelustigen und säbelrasselnden Monarchen. Mein Gastgeber war mit Buchdruckern befreundet. Er nahm mich zum Sommerfest des Gesangvereins Klopffholz mit. Die Kollegen übten willkommene Gastfreundschaft. In späteren Jahren dachte ich daran, für wieviel Kollegen dies wohl das letzte Fest gewesen sein mag.

Weltausstellung «BUGRA»

Zum Besuch der ersten Weltausstellung für Buchgewerbe und Graphik gewährte der Verband den durchreisenden Kollegen drei Tage Aufenthalt und Verpflegung in der Volksküche, sowie Freikarten für die BUGRA, wie die abgekürzte Bezeichnung der Ausstellung lautete. Die Ausstellung war grossartig. Neben den technischen Verbesserungen in der Druckindustrie staunte ich über eine Rotationsmaschine, die 96 Seiten, gedruckt und gefalzt, ausspie. Noch eindrucksvoller waren die Hallen der Kultur über die Entstehung der Sprache und die Entwicklung der Schrift. Überwältigend waren die Eindrücke. Es war nicht nur ein Triumph der Technik, sondern auch des Könnens und Wissens. Diese Ausstellung beflügelte meinen Optimismus über eine Weiterentwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse, sah in ihr einen bleibenden Wert für die Kultur und einen weiteren Schritt zur Befriedung der Welt.

Eine erfreuliche Nachricht

In Leipzig erreichte mich ein Brief von Otto Unger.

Du solltest hier sein. Durch den operativen Eingriff des Herrn Polizeidirektors Bittinger herrscht bei uns frisches pulsierendes Leben. Letzten Sonntag hatten wir in der Nähe der ‚Stelle‘, mitten im Waldgewirr, eine Versammlung. Romantisch, wie während des Sozialistengesetzes. Max Hammer hielt eine kurze Ansprache. Gustav Schreiber las aus Schillers «Teil», dazu einige Kampflieder, das war das Programm. Eine wunderschöne sterdurchstichte Himmelsdecke über uns, das leise Rauschen des Waldes in den Ohren klingend, nur ab und zu von dem geisterhaften Rufe einer Eule unterbrochen, das brachte Stimmung. Zirka 200 Jugendliche nahmen daran teil. Auf diese Versammlung unter freiem Himmel kommt nun unsere Mitgliederversammlung mit der Tagesordnung «Auflösung – was nun!»-

Und die Zentrale in Berlin soll predigen, wir handeln – und wenn einmal die Zentrale zu uns kommt, dann werden wir ihr in nicht misszuverstehender Weise unsere Ansicht über ihre Überflüssigkeit beibringen.

In Dresden

Am 6. Juni fuhr ich mit der Bahn nach Dresden. Bei dem Arbeiterdichter Max Barthel hielt ich Einkehr. Fritz Rück, der mit mir weiterwandern wollte, war schon eingetroffen. Wir besichtigten den Zwinger und das Kupferstichkabinett. In den Abendstunden beteiligten wir uns an einer Jugendversammlung, in der über eine beabsichtigte Demonstration debattiert wurde. Am andern Tag besuchten wir die Gemäldegalerie und gingen zur Mutter von Max Barthel, wo wir Fritz Rück und den Gefreiten Albert Schreiner trafen. Gemeinsam gingen wir zur Mutter des Arbeiterdichters Eisoldt; deren hoffnungsvoller Sohn in jungen Jahren an Schwindsucht gestorben war.

In den Abendstunden verweilten wir auf dem Spielplatz der Arbeiterjugend. Der Platz war sehr bescheiden. Auf der einen Seite verunzierte ihn ein Bretterzaun und auf der anderen befand sich der Bahndamm, auf dem laufend Züge vorüberrollten. Der Heimweg führte über die Heide bei sternfunkelndem Horizont, in Begleitung von Lisa, der späteren Frau von Max Barthel. Am 13. Juli statteten wir der Redaktion der «Dresdener Volkszeitung» einen Besuch ab, der sich etwas in die Länge zog durch die Unterhaltung mit der Sekretärin Ruth Österreich, die über zwei Jahrzehnte später im Dritten Reich hingerichtet wurde. Das Mittagessen nahmen wir im Vegetarischen Restaurant ein. Ein gefülltes Omelett kostete 80 Pfg., Limonade 15 Pfg., Trinkgeld 5 Pfg. – zusammen 1 Mark, für uns ein kostspieliges Vergnügen.

In den Nachmittagsstunden nahmen wir Abschied von Dresden. Max Barthel, Fritz Rück und ich fuhren mit der Bahn nach Wahren. Dort liessen wir uns über die Elbe setzen und stiegen zum Aussichtspunkt Bastei empor. Nach der herrlichen Aussicht ging es wieder hinab ins Tal und mit der Bahn über Schaundau zur Grenzstation Bodenbach. Die Fahrt führte durch das schöne Elbtal, das stellenweise so schmal war, dass die Häuser den Eindruck erweckten, als wären sie an die Bergwände geklebt. Von der Höhe grüsste der Königstein, der seit 1874, als Bebel hier seine Festungshaft antrat, im Volksmund den Beinamen «Bebelsburg» erhalten hatte.

Wanderung durch Böhmen

In Bodenbach waren wir im österreich-ungarischen Kaiserreich. Unsere Rucksäcke wurden untersucht und mit einem Zettel beklebt. Beim Wandern nach Tetschenweiler mussten wir über eine Brücke, deren Passieren uns 4 Heller kostete. Bis hierher begleitete uns Max Barthel, um dann nach Dresden zurückzukehren.

Die Sonne brannte heiss, als wir das Elbufer entlang wanderten. In jedem Dorf füllten wir unsere Feldflasche mit Wasser und mischten dieses mit Zucker und Zitronensaft. Die Strasse führte an verschiedenen Werften vorüber, die Schiffe ausbesserten.

Die Fabrikschlote der Stadt Aussig sahen wir schon aus weiter Ferne. Bei der Seifenfabrik «Schlicht» – die damals den höchsten Fabrikschlot Österreichs aufzuweisen hatte – betraten wir Aussig und erkundigten uns nach dem Volkshaus.

Eine erfreuliche Begegnung

An einer Strassenecke stiessen wir unerwartet auf unseren Jugendgenossen Scholand, der vor Kurzem noch in Stuttgart war. Er führte uns in den Volkskeller, wo wir uns wuschen, die Stiefel auf Hochglanz brachten und nun zu Scholands Eltern gingen, die im Stadttheater angestellt waren und dort auch ihre Wohnung hatten. Die Bewirtung war grossartig. Nach diesem prächtigen Empfang besichtigten wir die Stadt, die in eine trübe Dunstglocke eingehüllt war. An diesem Tag gab es für die Einwohner von Aussig eine Sensation: Hagenbecks Tierchau war gekommen. An jedem Strasseneck prangten grelle Plakate. Vor der Stadt war ein Riesenzelt aufgebaut, das die Bevölkerung in Scharen anzog. Als auch wir uns auf den Weg machten, war es schon dunkel. Ein Blitz beleuchtete die Szenerie und ein starker Gewitterregen prasselte auf uns nieder. Alles strömte wieder in die schützende Stadt. Durchnässt kamen wir im Stadttheater an, wo wir im Musikzimmer in einem Bett schlafen konnten.

Unser Freund Scholand war Maschinensetzer bei der Aussiger Tageszeitung. Er hatte Nachtschicht und begleitete uns am nächsten Tag. Unser Weg führte am Fusse der stolzen Ruine Schreckenstein vorbei, das Elbtal entlang. Wir waren im böhmischen Paradies, bewegten uns wie Adam, legten unsere verschwitzten Kleider in die Sonne und brühten auf unserem Spirituskocher Tee auf und kochten dabei gesammelte Früchte aus Wald und Feld – wie im Paradies!

Nach dieser Lagerpause verabschiedeten wir uns von unserem Freund Scholand; von diesem liebenswerten Menschen haben wir leider nie mehr etwas gehört. Auf unserer weiteren Wanderung trafen wir einen Studenten aus Eglau, der auf Ferienreise war. Er war jüdischer Abstammung und Sozialist. Das war eine willkommene Gelegenheit zum Diskutieren. Wir blieben einige Tage beieinander.

In Theresienstadt begegnete uns viel Militär. Als ehemalige Festung diente sie gegenwärtig als Garnison. Im Dritten Reich war sie dann ein berühmtes Konzentrationslager der Nazis.

In Prag

Das böhmische Gebirge lag hinter uns und das vor uns liegende Flachland bot wenig landschaftliche Reize. So fuhren wir mit der Bahn durch die fruchtbare Ebene nach Prag. Unser Student machte den Führer. Komisch erschienen uns die Polizisten mit ihren mit Federn geschmückten Helmen. Ein solcher begleitete uns freundlicherweise bis zu unserer Herberge. Die Übernachtung bezahlte der Verband. Sie betrug 1,20 Kronen. In der Herberge trafen wir drei ungarische Kollegen an.

Die politisch angespannte Situation verhinderte, die tausendjährige Geschichte dieser Stadt, die sich auf Schritt und Tritt uns aufdrängte, ernsthafter zu besichtigen. Östliche und westliche Kultur prägen das Gesicht dieser Stadt im Spannungsfeld des europäischen Kontinents. Das Stadtbild lebte aus dem Gegensatz zwischen beherrschender Kaiserburg, dem Hradschin – der Akropolis von Prag – und den Adels- und Bürgerstädten diesseits und jenseits der Moldau.

In späteren Jahren schrieb Karl Kraus über Prag: «es brodeln und kaskadieren und werfeln und kischeln» – vergass dabei aber Rainer Maria Rilke.

Der Mord in Sarajewo

Am 28. Juni 1914 wurde der österreichische Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand mit seiner Gattin in Sarajewo ermordet. Zu dieser Zeit befand ich mich noch in Leipzig und stand unter dem starken Eindruck der Weltausstellung «BUGRA», die den Fortschrittsgedanken stärkte, besonders durch die grossartige Halle der Kultur.

Den Gedanken an einen Krieg hielt ich für absurd. Ich pochte auf die Bekenntnisse, Treueschwüre und Beschlüsse der internationalen sozialistischen Bewegung. Dies war auch Diskussionsgegenstand in den Jugendversammlungen in Dresden.

Das Zusammentreffen mit dem sozialistischen Studenten war eine Fortsetzung der Diskussion über die Kriegsgefahr und ihre Abwehr. Er machte uns mit den nationalistischen Strömungen des Völkerstaates der Donaumonarchie bekannt. Unseren Optimismus auf die Kraft der internationalen Bewegung als Bollwerk gegen den Krieg teilte er nicht. Beeindruckt von unserer Überzeugung über den Einfluss der Radikalen in der deutschen Arbeiterbewegung hielt er dennoch den Zerfall der Donaumonarchie in baldige Nähe gerückt. Die Schüsse in Sarajewo waren für ihn das Signal zum Untergang des österreich-ungarischen Kaiserreiches.

Wir wollten über Brünn nach Wien wandern. Der Student riet uns davon ab. Den tschechischen Zeitungen entnahm er die neuesten Ereignisse in Brünn, wo Tschechen und Deutsche in Strassenkrawallen ihre Feindseligkeiten austrugen. Ohne Sprachkenntnisse hätten wir es schwer, durchzukommen. Hinzu kam, dass die Bauweise in den tschechischen Dörfern ein Durchwandern, mit wenig Geld, erschwerte. In den Dörfern war Haus an Haus gebaut und der Zugang zum Haus, Stall und sonstigen Gebäuden, war nur durch ein Tor möglich. Die Häuserfront an der Strasse war fensterlos. So wählten wir den Weg in östlicher Richtung über Budweis und Krumau nach Linz. In Krumau fiel uns auf, wie in den Abendstunden auf dem Marktplatz unter den Kolonnaden auf der einen Seite die deutschen und auf der anderen die tschechischen Mädchen und Burschen lustwanderten. Auf den Höhen dieser bergigen Stadt

erlebten wir einen stimmungsvollen Sonnenuntergang. Ein Jahr später schrieb mir mein Wandergefährte Fritz Rück aus dem Lazarett:

Denn das herrlichste der Welt ist nicht irgendwo an den Sternen oder auf dem Meere, das uns umrauscht, es ist auch nicht das gepriesene Meeresleuchten, sondern es ist allein in uns. Wem diese Trunkenheit nicht in der Seele gewesen ist, weiss nicht was Leben ist. Wer aber dieses höchste Glück des Menschentums erfuhr, bejaht von da an das Leben für immer, es sei, wie es mag. – Krumau! . . . Der eine wunderschöne Abend hat in unseren Seelen einen Lichtpunkt geschaffen, den noch so viele dunkle Wochen nicht auslöschen können!

In Linz an der Donau

Am 25. Juli 1914 kamen wir nach Linz. Es war ein Samstag. In der Buchdruckerherberge fand im Nebenzimmer ein Gautschfest der Linzer Kollegen statt. Ausser uns waren noch sechs wandernde Kollegen anwesend. Die Festefeiernden versorgten uns mit Freibier. In später Stunde ging es ins Bett.

Unter den Kollegen waren einige, die uns bekannt machten mit der Wanderbewegung der «Naturfreunde», die ihren Sitz in Wien hatte. Über drei Jahrzehnte später betreuten auch wir in dieser Organisation einflussreiche Funktionen.

Am Sonntagmorgen gingen Fritz und ich frühzeitig in die Stadt, während die andern noch verkatert in den Betten lagen. Auf unserem Gang durch die Stadt kamen wir an die Donau, wo gerade feldmarschmässig ausgerüstete Soldaten eingeschifft wurden. Dies mahnte uns zur Eile. Wir beschleunigten unsere Abreise, um die Hauptstadt Wien noch zu erreichen.

In der Hauptstadt der Donau-Monarchie

Die Buchdruckerherberge in Wien, Storkgasse 15, war eine Etagenwohnung mit einem Bibliothekszimmer und Schlafräumen. Drei Tage hatten wir freien Aufenthalt und kostenlose Verpflegung in der Volksküche durch den Verband. In Wien erreichte mich ein Brief von Gustav Seher, der Bremen verlassen hatte und wieder auf Wanderung gezogen war. Einige Tage nach mir war er in Leipzig eingetroffen. Über seine Eindrücke über die Weltausstellung BUGRA schrieb er:

. . . Die Ausstellung selber entsprach meinen Erwartungen. Die ersten Tage vergass ich alles. Auf dieser Ausstellung hat sich der Entwicklungsgedanke vollständig durchgesetzt. Welche Anregungen gehen von ihr aus, von den Anfängen bei den Urvölkern, den heutigen Naturvölkern und dem Kinde bei uns bis zur höchsterreichten Stufe.

Sieht man schliesslich die Resultate, die Höhe unserer Kultur vor sich, so bekommt man geradezu eine begeisterte Arbeitsfreudigkeit und Schaffenslust.

Dass diese Begeisterung nicht zum Rausche wird, davor hat mich die Entwicklung der politischen Lage auf eine raue Art bewahrt. Welch ein Zusammenwirken der entgegengesetztesten Eindrücke. Hier die Höhe, die die Menschheit erreicht hat, die Begeisterung, Arbeitslust und Freude und Stolz erweckt und nun zu sehen, dass das Gros der Menschheit doch noch nicht so weit ist, die grösste Barbarei, den Krieg, zu verhindern. Eine Tatsache, die wieder geeignet ist,



Kartengruss aus der Buchdrucker-Herberge in Wien

uns gänzlich niederzuschmettern und wieder fast die Lust am Leben nimmt. Ich halte die Lage für schlimm. Aber nun wird es sich zeigen, ob in der Arbeiterschaft ein moralischer Kern steckt, dass sie den Mut hat, Widerstand zu leisten, ob sie Mut und Kraft hat, den Krieg zu verhindern . . .

Veranlasst durch den Kriegszustand zwischen Österreich und Serbien stellte die Gewerkschaftsleitung die internationale Reiseunterstützung ein und forderte die wandernden Kollegen zur Rückreise in ihre Heimatländer auf. Bleibt es bei einem lokalen Krieg oder werden andere Mächte mit eingreifen, war das einzige Thema in der Buchdruckerherberge. Auf den Strassen fanden hässliche Spionenverfolgungen statt. Wir waren aus der Ferne Zeuge einer solchen Ansammlung der verhetzten Bevölkerung. Da wir selbst durch unseren wochenlangen Aufenthalt in der freien Natur braun gefärbt waren, gingen wir solchen Begegnungen aus dem Wege. Wir gingen zum deutschen Konsulat wegen unserer Rückreise. Dort standen die Männer in Schlangen bis auf die Strasse. Auf dem Konsulat erhielt mein Heimatschein einen Stempel, mit dem ich dann kostenlos, mit dem überfüllten Schnellzug von Wien nach Stuttgart fahren konnte. Als wir in Stuttgart ankamen, waren die ersten Antikriegsdemonstrationen schon erfolgt.

Am 1. August 1914 erfolgte die Mobilmachung des deutschen Heeres. In der Heimat erhielten wir Kenntnis von der Stellungnahme der Partei, die in einer Extra-Ausgabe des «Vorwärts» vom 25. Juli 1914 einen Aufruf erlassen hatte, der sich gegen den Krieg wandte und mit den Worten endete:

. . . Der Weltkrieg droht! Die herrschenden Klassen, die Euch im Frieden knebeln, verachten, ausnutzen, wollen Euch als Kanonenfutter missbrauchen. Überall muss den Gewalthabern in den Ohren klingen: Wir wollen keinen Krieg! Nieder mit dem Kriege! Hoch die internationale Völkerverbrüderung!

An dem Tag dieses Aufrufes fand eine Sitzung des Parteivorstandes statt, in der über die Bewilligung der Kriegskredite verhandelt wurde. Haase und Ledebour waren dagegen. Es wurden keine Beschlüsse gefasst.

Am 3. August tagte die Reichstagsfraktion. 78 Abgeordnete stimmten für die Kredite, 14 dagegen. Dies waren die Abgeordneten Albrecht, Antrick, Bock, Geyer, Haase, Henke, Herzfeld, Kunert, Ledebour, Lensch, Liebknecht, Peirates, Rühle und Vogtherr, ihnen schloss sich später auch Emmel an. In der entscheidenden Reichstagssitzung vom 4. August unterwarfen sich die Kriegsgegner der Parteidisziplin und stimmten einstimmig für die Kredite.

Am 2. August 1914 fand eine Vorstandssitzung der Gewerkschaften statt, in der beschlossen wurde, sofort alle Lohnbewegungen abubrechen und für die Dauer des Krieges keine Streikunterstützung zu zahlen. Zum politischen gesellte sich der gewerkschaftliche Burgfriede.

Nach Ausbruch des ersten Weltkrieges

Wieder in der Heimat

Auf der Wanderschaft und zuletzt noch in Wien in der Buchdruckerherberge verteidigten wir die internationale Einstellung und pochten auf die Beschlüsse der Sozialistischen Internationale. Desto schmerzlicher empfanden wir die Haltung des Parteivorstandes, der die organisierten und geschulten Arbeiter den imperialistischen Grossmachtsträumen unterordnete, die dann auch das Rückgrat des Unteroffizierskorps der Wehrmacht stellten. Die Antikriegsdemonstrationen gingen unter im nationalistischen Begeisterungstaukel, der noch durch eine naive primitive Spionenfurcht angeheizt wurde.

Verschiedene unserer Jugendgenossen wurden eingezogen. Vor uns stand die Frage: sollen wir zu Kreuze kriechen? Sollen wir den Wehrdienst verweigern oder dem Einberufungsbefehl Folge leisten? Das erstere bedeutete aufgrund der Kriegsartikel Festungshaft oder standrechtliche Erschiessung, das zweite Beugung unter das Joch des Militarismus unter Beibehaltung unserer internationalen Gesinnung.

Das erste Kriegserlebnis

Im August 1914 standen württembergische Landwehrleute in den Vogesen. Unter ihnen befand sich ein Bekannter meines Vaters, der ihn zu einem Besuch einlud. Allgemein war man der Meinung, dass man spätestens an Weihnachten 1914 in Paris wäre, um das Kriegsende zu feiern. Wollte man nun den Mann besuchen, dann musste man sich sputen. So entschloss sich mein Vater, der Einladung des Unteroffiziers, der im Münstertal in den Vogesen weilte, Folge zu leisten. Da ich arbeitslos war, durfte ich mitgehen. Wir fuhren ins Elsass ins Münstertal. In der Nähe von Münster trafen wir den Bekannten. Das Kriegsgeschehen schien noch harmlos. Bei einem Spaziergang an der Front und dem Besuch eines Vorpostens bei einer Kapelle auf einer Anhöhe, bei der sich nach Aussage der Landwehrleute die feindlichen Patrouillen begegneten, konnten wir einen Blick in den von den Franzosen besetzten Teil des Münstertales werfen.

In der Ortschaft selbst herrschte ein reges Leben. Ein Rind wurde geschlachtet. Alles erweckte den Eindruck reinen Manöverlebens. In der Dorfwirtschaft stellte sich noch der zuständige Offizier ein und mein alter Herr spendierte den anwesenden Kriegern Bier. Alles war so gemütlich, zwischen Mannschaft und Offizieren herrschte eine Kameradschaft, in diesem frisch-fröhlichen Krieg wollte man ja zu Weihnachten zu Hause sein!

Bei der Heimreise wanderte ich allein über Breisach, wo ich einige Stunden als spionageverdächtig festgehalten wurde, durch den Schwarzwald nach Stuttgart.

Das war meine erste Begegnung mit dem Kriegsgeschehen.

Als Landarbeiter

Nun reiste ich ins Unterland zu einem Onkel, einem Gastwirt in Dimbach bei Weinsberg. Der Onkel und die Tante waren ein sonderbares Gespann. Der Onkel besass das Gardemass, war ungefähr 1,90 gross, die Tante dagegen höchstens 1,50. Der Besitz von Äckern und Feldern war der Grund dieser sonderbaren Ehe. In diesem Haus mit seiner gespannten Atmosphäre verbrachte ich als Handlanger einige Wochen.

Hier auf dem Lande erreichte mich ein Brief von Gustav Seiter:

Stuttgart, den 17. September 1914

Lieber Emil!

Da die Weltkatastrophe so jäh unsere Verbindung unterbrochen hat, wirst Du wohl kaum meinen Brief, den ich Dir nach Wien schickte, erhalten haben. In Dresden habe ich wenigstens keine Antwort gefunden, Barthel war weg und jenes Mädchen nicht aufzufinden, ich wusste den Namen «Räuberbraut» noch nicht, intelligent und gebildet wollen alle Dresdener Mädchen sein und die Zahl derer, die sich der besonderen Freundschaft Barthels erfreuten, war denn doch zu gross. Du hast ja nun richtig Pech gehabt mit Deiner Wanderschaft, hast wohl noch lange nicht genug gesehen, konntest nicht «draussen» arbeiten und hast für längere Zeit keine Aussicht auf Arbeit, verkriechst Dich aufs Land und zerstreust Dich mit Kartoffel sortieren. Wirklich Pech!

In Stuttgart scheint noch allgemeines Steldichein zu sein, Rück, Barthel, Brückner und noch einige. Bei der Versammlung gestern Abend, wo ich Deine Adresse erfuhr, sprach Genosse Redakteur Crispian über die wirtschaftlichen Ursachen des Krieges, seine Vortragsweise gefällt mir sehr gut, in den Anschauungen stimme ich zwar nicht ganz mit ihm überein, doch ist das jetzt kein Wunder, wo alles, alles zusammenbrach und man sich erst wieder neu orientieren muss.

Was das Ultimatum Österreichs an Serbien bedeutet, war mir sofort klar und hab ich dies schon in meinem Brief nach Wien gesagt. Österreich und Deutschland schritten zum Kampf um den Balkan, um den Weltmarkt überhaupt, um die Weltherrschaft, d.h. der Kampf, der vorher mit allen möglichen wirtschaftlichen Mitteln geführt wurde, wird nun mit Feuer und Eisen fortgesetzt. Dass die herrschenden Klassen beider Mächtegruppen schon lange Lust hatten, an Stelle ihrer seitherigen Kampfmittel, also Schutzzöllen, Finanzschikanen, Intrigen in den Beuteländern und Kolonien usw. einmal die gepanzerte Faust, also Soldaten zu benutzen, das weiss ja jeder.

Nur dachten wir, sie werden es nicht wagen, da die übergrosse Mehrheit des Volkes gegen den Krieg ist und eine drohende Stellung einnahm. Und wie viele von uns fühlten in sich die Kraft, diese Forderung abzulehnen und lieber zu sterben. Aber die herrschende Klasse, deren Mitglieder von Jugend auf als Herrenmenschen erzogen und durch lange Generationen diesen Charakter ererbt haben, die niemals Freie unter Freien sein wollen, sondern entweder herrschen oder sterben, sie wagten es doch. Hände hoch! Das war die Erklärung des Kriegszustandes. Vorwärts in den Kampf! Das war die Kriegserklärung und dann kam der Hohn, die Volksverachtung, die sich in der Anbiederung der Massen ausdrückte. Wir sind ein einig Volk von Brüdern, drauf auf die französischen und russischen Hunde. Und sie blamierten sich nicht einmal damit, sie fanden mächtigen Widerhall, denn – sie haben richtig kalkuliert. Sie haben nicht nur richtig kalkuliert damit, dass die Arbeiterschaft es nicht wagen wird, der materiellen Beherrschung zu trotzen, sondern auch damit, dass sich grosse Teile derselben noch geistig beherrschen lassen. Das Letztere ist das schlimmste, dies macht es wohl vielen unmöglich, einen Heldentod zu sterben, denn für wen? Es ist ein stolzes Wort: Lieber tot als Sklave!

Ich für meinen Teil weiss, dass ich kein Recht mehr habe es auszusprechen, wenn ich gegen meine innerste Überzeugung doch Kriegsdienst tue. Damit muss man sich abfinden, wohl verliert man nichts im Verhältnis zu den anderen, wie viele haben überhaupt ein Gefühl für solche innere Kämpfe bei sich selber. Es ist eine Tatsache, dass ein Arbeiter, der die Volksschule durchgemacht und dessen Lebenszweck es überhaupt ist, sich in ein Arbeitsgetriebe als untergeordnetes Glied einzufügen, dass der kein Winkelried oder Andreas Hofer sein kann oder ein «Pitter Lüng». Dieser gewalttätige Charakter eines freien Bauern ist in uns gebrochen und ich kam zu dem Resultat, dass es trotz allem ein Fortschritt ist, wenn der Gewaltkampf aufgegeben wird, wenn der Fortschritt mit anderen Mitteln erkämpft wird, ganz einfach, weil nichts anderes möglich ist, weil eine andere Kampfart unfruchtbar ist.

In der Bildungsarbeit an uns selbst und anderen, in dem Entwickeln aller unserer Fähigkeiten und in zäher ausdauernder Arbeit, darin erblicke ich die Mittel, die die Arbeiterklasse erheben werden. Wir haben doch noch ein Recht, den Kopf hoch zu halten, denn, wenn wir auch den Bajonetten weichen, geistig beherrschen lassen wir uns nicht.

Ob sich die herrschenden Klassen nicht doch verkalkuliert haben, bei diesem Krieg, das ist sehr wahrscheinlich, in Bezug darauf, ob sich dieser Krieg noch für sie rentieren wird. Denn, zu einer endgültigen Entscheidung zwischen den Mächtegruppen wird es nicht kommen. Der Sieger wird die Weltherrschaft doch nicht für lange unbestritten haben. Und wer kann glauben, dass die Kosten des Krieges der Sieger ersetzt bekommen wird, diese ungeheuren Werte. Diese Erwägungen lassen mich hoffen, dass auch die andern Klassen die Parole «Beherrschen und Rauben» mit der Parole «Zusammenarbeitend vorwärtsschreiten» vertauschen müssen und dass das niederfällt, was die anderen Staaten trennt und so dem Fortschritt Bahn und dem Völkerfrieden Platz gemacht wird. Allerdings müssen wir arbeiten, dass diese Erkenntnis das ganze Volk durchdringt. –

Nach der Mobilmachung blieb ich noch ein paar Wochen in Leipzig, dann in Dresden. Ich erwartete stets meine Einberufung, doch hatte ich noch Zeit und ich habe noch nach Hause kommen können. Es wäre nun schön, wenn wir uns noch einmal sehen könnten.

Dein Freund Gustav Seiter

Wieder am Setzkasten

Der Arbeitsnachweis in Stuttgart offerierte mir eine Stelle als Setzer in Schorndorf im Remstal. Mein Freund und Wandergefährte Fritz Rück hatte dieselbe Aufforderung. Nun standen wir wieder beieinander am Setzkasten in einer Druckerei am Marktplatz in Schorndorf.

Das grosse Wandgemälde an der Aussenseite des Rathauses erinnerte an die Weiber von Schorndorf, die im 16. Jahrhundert die Stadt gegen den französischen berüchtigten General Mélac verteidigt hatten. Als Mélac die Stadt belagerte und die Ratsherren zur Übergabe bereit waren, verhinderten die Weiber die Übergabe.

Die Druckerei war eine böse Quetsche. Der Besitzer redigierte die Lokalzeitung und erleidigte den Druck mit zwei Lehrlingen. Mit unserer Auffassung über das Kriegsgeschehen waren wir Aussenseiter. Wir fielen unangenehm auf, als nach der Schlacht bei Tannenberg die Bevölkerung durch Glockengeläute zu einem Dankgebet auf dem Marktplatz versammelt war und wir diese Veranstaltung glossierten. Mein Freund blieb nicht lange, während ich einige Wochen dort weilte bis zu meiner Musterung. An den Wochenenden fuhr ich stets nach Stuttgart in den Kreis der Jugendfreunde.

Der «Marterpfahl»

Um unserer Enttäuschung über die Haltung der Partei Ausdruck zu verleihen, gründeten wir den «Marterpfahl». Das Redaktionskomitee bestand aus Fritz Rück, Max Barthel, Anna Rück, Charlotte Crispian, Anna Rödel und mir. Jedes Mitglied war beauftragt, aktuelle Beiträge zu liefern. Die wirkliche Tätigkeit erschöpfte sich aber in einigen Beiträgen und in der Benennung von Pseudonymen wie Cato, Amico, Bambino, Fratello, Aurikel und Graziella. Einige Jahrzehnte später waren einige dieser Benennungen in den Arbeiterzeitungen, der Gewerkschaftspresse und ihren Jugendbeilagen, wie in den Publikationen der Arbeiterjugendbewegung zu finden.

Dieses harmlose Beginnen führte während des Krieges zu den «Stimmen aus dem Felde».

Spaltung der Partei

Die «Schwäbische Tagwacht» führte einen mutigen Kampf gegen die Kriegspolitik und die Haltung des Parteivorstandes. Der württembergische Landesvorstand erzwang nun, gestützt auf die ländlichen Bezirke und auf die Gewerkschaftsbürokratie, durch einen Gewaltakt, eine Umbesetzung der Redaktion der Tagwacht. Sie setzte im November 1914 Wilhelm Keil als Chefredakteur ein. Die Redakteure Arthur Crispian, Edwin Hoernle und Jakob Walcher weigerten sich, unter der Leitung von Wilhelm Keil zu arbeiten. Die Mehrheit der Stuttgarter Parteimitglieder unter Leitung von Fritz Westmeyer stellte sich hinter die ausgeschiedenen Redakteure. Damit war die Spaltung der Partei in Stuttgart perfekt.

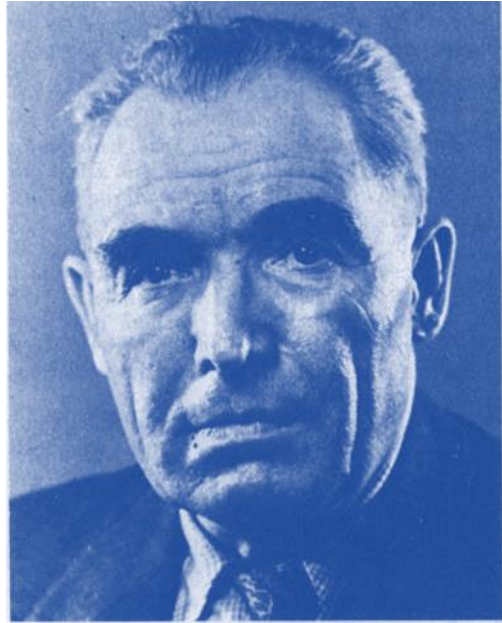
Zur Orientierung der Parteimitglieder gab die Opposition das Wochenblatt «Der Sozialdemokrat» heraus, deren Schriftleiter aber einer nach dem anderen zur Wehrmacht eingezogen wurde, wie Arthur Crispian und Fritz Westmeyer. Anfang 1917 übernahm Fritz Rück, der krankheitshalber von der Wehrmacht entlassen wurde, die Schriftleitung. Er stand in ständigem Kampf mit der Militärzensur. Anfänglich zeigten leere Stellen in der Zeitung, dass die Zensur einen Artikel gestrichen hatte. Später durften keine weissen Stellen mehr erscheinen.

Die offizielle Parteipresse brachte unter der Rubrik «Stimmen aus dem Felde» Einsendungen von Parteimitgliedern, die mit der Kriegspolitik des Parteivorstandes einverstanden waren. Dies veranlasste uns, ebenfalls «Stimmen aus dem Felde» von Frontkämpfern zu veröffentlichen, die den Idealen des Internationalismus treu geblieben waren. Diese Briefe wurden nach Feierabend abgeschrieben und vervielfältigt.

Anfänglich bestand unser Leserkreis aus Mitgliedern der Jugendgruppe, da wir mit jedem Mitglied, das zum Kriegsdienst eingezogen wurde, engen Kontakt pflegten. Durch den Briefwechsel mit Gustav Seiter, der zu einem Infanterie-Regiment in Bremen eingezogen wurde, kamen wir in Kontakt mit dortigen links eingestellten Genossen, die wiederum mit Gleichgesinnten im Reiche in Verbindung standen. Dadurch fanden unsere «Stimmen aus dem Felde», über den lokalen Rahmen hinaus, weitere Verbreitung.

Mit den vervielfältigten Feldpostbriefen erfolgte auch der Versand des «Sozialdemokrat»

*Jakob Walcher,
Mitglied des Spartakusbundes, 1918 Gründungsmitglied der Kommunistischen Partei Deutschlands, 1933 in der Emigration Bevollmächtigter der SAPD, Sitz in Paris. Ziehvater von Willi Brandt*



und der «Lichtstrahlen» von Borchard. Später erweiterte sich der Versand durch die Zeitschrift «Die Internationale», die «Spartakusbriefe» und die «Arbeiterpolitik» aus Bremen. Bis zu meinem Einrücken und vom Felde aus führte ich mit meinen Jugendfreunden einen lebhaften Briefwechsel über die Ursachen des Krieges, die Kriegsaussichten und über die Vorgänge in der Partei und Jugendbewegung. Die Portofreiheit der Wehrmatsangehörigen kam uns dabei sehr zustatten.

Stimmen junger Menschen, die sich gegen den Strom stemmten

Wiblingen, den 18. Oktober 1914

Lieber Emil! Mit frohen Empfindungen habe ich Deinen Brief gelesen. Es ist immer eine Freude, wenn ein solcher Brief in meine Hand kommt und für wenige Stunden schlägt das Herz wieder schneller, um all das düstere, das einen hier umgibt, ist dann ein freundlicher Schein gewoben. Ich bin nun hierher in ein kleines weltvergessenes Nest verschlagen worden. Weltverloren sage ich, denn hier erfährt man nur ganz wenig von dem, was sich da draussen auf der grossen Weltbühne abspielt. Die Mauern der Kaserne lassen nur ab und zu einen schrillen Ton des Weltorchesters hereinklingen, denn sie sind «schalldicht». Für das Grosse will man uns begeistern und dabei verengert man uns gewaltsam den Sinn durch verbitternde Kleinlichkeit. «Im engem Kreis verengert sich der Sinn, es wächst der Mensch mit seinen grösseren Zwecken», schreibt unser Schiller. Und was ist die ganze Militärzeit anders als ein gewaltsames «Verengern des Sinns im engem Kreise». Aber ich werde hier den Flug meiner Gedanken nicht niederdrücken lassen. Sie sollen mir wie eine goldene Sonne über dieser elenden Niedrigkeit in Behandlung und Sinnesart stehen. Was kanns mich kümmern, dass viele Mitwanderer feigherzig umkehrten und manche, zu denen ich, wie zu einem grossen Führer ehrfürchtig aufblickte, sich vollständig vergassen. Eine neue grosse

gewaltige Zeit wird anbrechen und jenes Blut, das rings um uns aus heißen pochenden Herzen spritzt, ist der Flammenschein, der in der Dunkelheit der Gegenwart den anbrechenden Tag kündigt, an dem nicht mehr sein wird Mord und brutale Gewalt. Vielleicht gehören auch wir noch zu denen, die ihr Herzblut hingeben müssen. Aber unsere Kinder und Kindeskinde werden das Licht des anbrechenden Tages edelster Menschlichkeit erblicken und ein schöneres Leben führen mit mehr Sonnenglanz und Lebensfrohsinn.

Vier Wochen sinds nun schon, dass ich eingerückt bin. Ich habe mich allmählich eingewöhnt und beginne schon wieder mit der Zukunft zu rechnen. Hoffentlich macht mir die Wirklichkeit keinen Strich durch die Rechnung.

Herzlichen Gruss Dein Otto Unger

Stuttgart, den 30. Oktober 1914

Lieber Junge, Zeit habe ich wohl gehabt, aber das habe ich nicht rausgekriegt, ob in dem Kaff anno 70 ein Gefecht war. Du musst also Deinen Blutdurst zügeln und unwissend durch Schorn-dorfs traute Gassen wandeln.

Heute ist Freitag. Der Tag kann historischen Wert für mich bekommen. Heute will ich mit ihr sprechen. Weisst Du, ganz freundschaftlich. Der schwäbische Himmel, in dem ich Sommers die Engel musizieren hörte (im Herbst war er grau), behüte mich vor dem Schicksal des jungen Titanen.

Und er holte das Feuer,
das Feuer vom Ätna,
und kochte die Suppe
und kochte den Brei.

Sechs Seiten wird auch der Brief nicht. Du liebs Herrgöttle, ich schreib halt drauf los. –

Am 11. November ist in Stuttgart bei der Jugend ein Schillerabend. Ich spreche! Begeistert selbstverständlich! Nein, allen Ernstes, der Vortrag soll sehr gut werden. Überhaupt der ganze Abend! Wir lesen vor aus Walter von Molos Schillerroman «Ums Menschentum». Auch einen Prolog habe ich gemacht, ich will Dir gnädigst die erste Strophe abschreiben:

Feuertrunken

Du bist ein Berg, der stolz zur Sonne ragte,
schroff, kalt, mit noterstartrter Brust.
Die allen Friedensglanz versagte,
durchglüht von roter Tatenlust.
Die kühn sich selber aufwärts sprengte,
die sich wie ein Vulkan zerbrach
und heisse Feuersgluten senkte
in das Jahrhundert ihrer Schmach.

Fühlst Du den Schwung und die lodernde Glut? Wenn nicht, bist Du rettungslos verloren.

Über Hörnle und seinen Kurs sprechen wir am Sonntag. Du kommst doch? Ich bin am Bahnhof. Mein Tisch ist mit einer Unmasse von Büchern belegt. Und ich wühle mich glücklich in dem Reichtum – am 15. November werden wir (verflucht) wohl eingezogen. Das «Kapital» von Karl Marx habe ich gekauft, prezzo (Preis, Du sollst nebenbei italienisch lernen) 3 Mark.

Nun auf ein vergnügtes Wiedersehen an einem hoffentlich auch vergnügten Sonntag

Dein Freund Max Barthel

Stuttgart, den 11. November 1914

Caro amico!

Junge, die letzte Parteiversammlung war was! Den Bericht hast Du ja in der Tagwacht gelesen, eigentlich ist Crispiens Schlussrede als Denunziation gebracht worden – die bürgerlichen Blätter heulen vor Vergnügen – aber im Ausland werden die wuchtigen Sätze ein befreiendes Echo auslösen. Zeigen sie doch, dass die deutsche Sozialdemokratie nicht überall patriotisch verseucht ist, zeigen sie doch, dass wir auch den Willen zur Tat haben.

Ich glaube ganz gewiss, dass die Versammlung den Anstoss geben wird in ganz Germania und die Lawine des Unwillens ins Rollen bringt. Es lebe der Kampf!

Diese Woche kommt eine Broschüre heraus, die die Vorgänge alle zusammenfasst und aufdeckt, die zur Spaltung führten. Auch das Mitteilungsblatt erscheint bis Samstag, Fritz ist als Setzer angestellt. Du siehst, es ist doch gut, wenn man radikal ist. . .

Schreibe mir bitte recht bald, bring gute Laune und den Freiligrath-Artikel mit und sei gegrüsst von Deinem

Fratello (Max Barthel)

Bremen, den 24. 10. 1914

Lieber Emil!

Sieben Wochen bin ich nun Soldat, die ganze Zeit kam ich nicht recht zur Besinnung um Dir zu schreiben. Wir sind nun fertig zum Transport nach dem Kriegsschauplatz. Heute wurden wir gegen Typhus geimpft und haben einen dienstfreien Tag. Ich habe nun doppelte Schmerzen in der Brust, wenn ich an Euch, an die Heimat, an unsere vernichteten Hoffnungen und unsere Niederlage und unsere Not und Schmach denke.

Wir wussten es, und ich musste mich darauf gefasst machen, dass man als Soldat nichts ist als eine Maschine, ein untergeordnetes Zubehörteil zum Gewehr, ein willenloses, mechanisch funktionierendes Glied des ungeheuren furchtbaren Apparates des deutschen Militärs. Dies alles genau bestätigt zu finden, es selber an sich zu empfinden ist aber trotz aller Vorbereitung etwas Furchtbares, eine Katastrophe im Leben unsereins. Man kommt soweit, ernstlich zu befürchten, dass alles Bessere und Edle in einem zugrunde gehen könnte, zumal in einer so trostlosen Zeit wie jetzt, wo man das alles nicht mehr durch eine starke Hoffnung leichter ertragen kann, wo man tatsächlich ein Leben führt, fast ohne jedes höhere innere Empfinden, einer Sache dient, nur der eigenen Selbsterhaltung willen, also von nichts geleitet wird, als purem Egoismus. Wohl, wir können und werden nachher am Wiederaufbau mithelfen, aber wie ein wilder Hohn kommt dieser Trost demjenigen vor, der in der Organisation der Zerstörung mitwirkt und so das Gefühl hat, dass er so viel, was er jetzt zu vernichten mithilft, niemals wieder gutmachen kann. Du siehst, wie meine Stimmung ist. . .

Über die Vorgänge in der Partei werde ich durch meine Bremer Freunde unterrichtet. Der Unfall der «Tagwacht» hat mich, obwohl erwartet, doch sehr geärgert. Hoffentlich bleiben diese rückgratlosen und geld- und abonentengierigen Gesellen, die dieses bisher so stramm sich gebende Organ zerstört und schmachvoll erniedrigt haben, nicht lange oben. Was macht nun Crispien, Walcher und Hörnle? Das Material, die bewusste Broschüre, wäre mir sehr erwünscht. Von den Parteiblättern halten sich noch einige ganz gut, so die Bremer Bürgerzeitung, das Gothaer Volksblatt und noch einige. Verfolgst Du die Artikel Eduard Bernsteins? Dieser Mann hat nicht viel versprochen, er hält aber das Versprochene in grösserem Masse als andere. In dieser Zeit können wir sehen, in welchem Manne etwas steckt und wir müssen uns das merken. Was nun den Krieg anbelangt, so habe ich die begründete Hoffnung, dass er doch annähernd so ausläuft, wie wir es als das Beste noch wünschen. Nur diese unheimlich lange Dauer und die hartnäckigen

Entscheidungshoffnungen auf beiden Seiten. Es wird jetzt schon zur Probe, wer das Weissbluten am längsten aushalten kann. Jedenfalls werde ich sehr bald Näheres selber sehen, es kann jeden Tag erfolgen.

Dir und unserem Freundeskreis die herzlichsten Grüsse

Dein Gustav Seiter

Wiblingen, den 26. 11. 1914

Lieber Emil! Unser Ideal, das ists, was uns immer stark macht und uns mit jener Sieghaftigkeit erfüllt, wie einst die Christen zur Zeit ihrer Verfolgung.

Es wird noch viel, unendlich viel Arbeit kosten, bis wir den Unverstand der Massen endgültig niedrigerungen haben. Aus diesem Chaos des gegenwärtigen Geschehens, aus den verzehrenden Flammen des Völkerhasses wird jung und sieghaft, wie der Vogel Phönix der ewige Frieden emporsteigen. Schon jetzt geht ein heiliges Sehnen durch das Herz des Menschentums. Die Karten unserer Soldaten aus dem Felde bezeugen dies. Und wenn dann wieder Friede ist, dann ist unsere Zeit gekommen. Dann werden wir wohl nicht unter dem Namen Sozialdemokratie, das ist ja am Ende gleichgültig, unseren Apostelweg beginnen.

. . . Ich will nun schliessen, denn ich habe schon einen Marsch von 45 km hinter mir.

Sei recht herzlich gegrüsst

Otto Unger

Stuttgart, den 2. Dezember 1914

Lieber Emil! Der heutige Tag wird wohl in der Geschichte der deutschen Sozialdemokratie kein Ruhmesblatt bilden. Die vier Monate Krieg haben es noch nicht fertig gebracht, die sozialdemokratische Reichstagsfraktion von der Kurzsichtigkeit ihrer feigen, grundsatzlosen Stellungnahme zu überzeugen. Es ist zum Verzweifeln, wenn man sich überlegt, dass diese Kerle, die uns jahrzehntelang Grundsätze gepredigt haben, nun in dem Augenblick, da es gilt, solche zu zeigen, vollständig versagen. Wohl wird wieder eine hochtrabende Erklärung abgegeben werden, aber der Lump wird noch kein anständiger Mensch, wenn er mit dem Kittel eines solchen angezogen ist.

Du bist nun frei! Die Familie ist ein Bleigewicht, das uns allen an die Füsse gehängt wird, auf dass der junge Geist sich ja nicht frei regen und entfalten kann. Du hast nun entschieden zwischen kleinbürgerlichem Milieu und Weltbürgertum. Sei Dir über die Tragweite dieses Entschlusses bewusst, ziehe auf allen Gebieten des Lebens die Konsequenzen. Und nimm als Leitschnur den Spruch von Detlev von Liliencron:

Gib den Flambert nie aus Händen,
Im Triumph, selbst im Genuss,
Denn Du brauchst ihn aller Enden
bis zum letzten Atemschluss!
Frieden wirst Du nie erkämpfen
Dennoch, schmück' Dir Schwert und Schmerz
Hin und wieder mit Aurikeln
Und bekränze auch Dein Herz.

Herzlichen Gruss Fritz Rück

Bremen, den 4. Dezember 1914

Lieber Emil! Deinen Brief, Broschüre und Bild erhalten. Besten Dank. Nun stecke ich in Feldgrau. Vollständig ausgerüstet und kann jede Stunde abtransportiert werden. Vielleicht habe ich draussen mehr Zeit, um auf Deine Ausführungen zu erwidern, auch werde ich vielleicht die Lage besser übersehen. Ich hoffe, dass Du nicht mehr dazu kommst. Vor meiner Abreise Dir und allen die besten Grüsse

Dein Gustav Seiter

Lüttich, den 19. Dezember 1914

Lieber Emil! Auf der Reise nach der Front eben Lüttich passiert. Man sieht schon genug vom Krieg. Ein Militärzug nach dem andern von und nach der Front, niedergebrannte Häuser, hungerndes und bettelndes Volk, das uns nachläuft. Doch dies ist erst der Anfang. Unser Ziel ist St. Quentin. Herzliche Grüsse Dir und den anderen.

Dein Gustav Seiter

Aus dem Argonnerwald, am 30. Dezember 1914

Lieber Emil! Du hast recht mit der Annahme, dass man hier draussen nicht immer in Stimmung ist, einen Brief zu schreiben. Wir leben ja hier so abgesondert von aller Kultur, vielmehr noch als in der Kaserne. Und dann das scheussliche Regenwetter, das sich nur denken lässt. Heute gehts ja wieder, aber trotzdem ist man doch nass noch von den vorhergegangenen Tagen. Bei uns steht in den Laufgräben das Wasser und der Schlamm stellenweise bis ans Knie, dass es einem oben in die Stiefel hineinläuft. Diesmal gehts aber noch. Wir sind in der sogenannten Reservestellung und brauchen nicht durch diese Laufgräben. Wie gesagt, vom Wetter hängt die Stimmung mit ab.

Ihr müsst alle auch schon zur Musterung. Ich glaube aber kaum, dass Ihr noch in die Feuerlinie kommt. Ihr werdet jedenfalls nur die Reservetruppe sein und später die Kerntuppe. Es wäre ja auch nicht gut, wenns wirklich noch so weit käme. Dann müssten wir uns auf einen langen Krieg gefasst machen. Und wir hoffen ja alle auf einen baldigen Frieden.

Die Stuttgarter Streitigkeiten schätze ich nicht sehr hoch ein. Obleich sie ja recht deutlich zeigen, was später einmal kommen wird. Wir müssen uns darüber klar sein, dass für uns, als Proletarier, die Partei nicht mehr der Grundpfeiler, auf dem wir die Fahne der Zukunft hissen werden, sein kann. Höchstens, dass sie gewaltige Umwälzungen durchmachen würde. Doch darüber reden ist jetzt nicht an der Zeit. Da gilts später einmal zu handeln. Gegenwärtig ist da überhaupt nichts zu machen. Und dann hat der Stuttgarter Zwist auch einen recht unangenehmen persönlichen Charakter. Ich denke manchmal, solche Leute müssten einmal diesen grauenhaften Kampf in Ost und West mit durchleben, sie würden diese Kleinlichkeiten bald vergessen oder – würden vielleicht sogar ganz brave Spiessbürger werden. Bewiesen hat das ja schon mancher in besseren Verhältnissen. Nun, genug davon. Wir werden hoffentlich daraus genug lernen, dass wirs später einmal besser machen. Lass Dirs gut gehen. Schreibe bald wieder.

Herzlichen Gruss Dein Otto Unger

Brief aus dem Schützengraben, Neujahr 1915

Lieber Emil! Mein Neujahrswunsch aus dem Felde: «Möge es uns den Frieden bringen». Mich würde die Meinung der anderen Genossen interessieren. Obwohl ich zur Zeit in einer verhältnismässig günstigen Stellung liege, da wir bis jetzt wenig wirksames Feuer bekamen, so ist doch das ganze Leben und die ganze Lage hier so, dass man tatsächlich den Lebensmut verlieren könnte.

Eine schöne waldreiche Gegend der Oiselandschaft. Durch den Wald in eingegrabenen oder verdeckten Schlangen- und Zickzackwegen bewegen sich truppweise graue Soldaten, von geringer Entfernung nicht mehr zu unterscheiden. Es herrscht eine grosse Geschäftigkeit, viele haben Spaten und Pickel und wühlen in der Erde, bauen Bahngeleise, Wege usw. Hie und da stösst man auf ein Geschütz oder markierte Kanonen, stellenweise sieht man graue Gestalten einfach im Erdboden verschwinden. Sie sind etwa in eine Küche oder eine Kommandostelle gegangen, alles ist zerstreut eingegraben.

Auf einem engen Fussweg gehen wir in der Richtung, wo das Gewehrfeuer herkommt, bis zum Waldrand, in die vorderste Schützenstellung. Eine meterdicke Barrikade aus Sand, Erde, Baumstämmen mit Schiessscharten ist am Waldrand gebaut, davor noch Wassergräben und Drahtverhau, 700 m entfernt ein dunkler Streifen im Gelände, der französische Schützengraben. Innerhalb der Barrikade, an sie angebaut, eine Erdhöhle an der anderen, in der die Truppen liegen, unsere Unterstände. Die haben wir so tief in die Erde eingegraben als es wegen des Grundwassers eben geht und dick zugeschüttet mit Holz, Erde, Zweigen usw. Man kann durch ein enges Loch hineinkriechen und sich ausstrecken. Es liegen 10-20 Mann darin, einer dicht neben dem andern auf Stroh, in Mäntel und Decken gehüllt. Jeder hat sich einen Winkel ausgestattet, es ist ein buntes Durcheinander aller möglichen Sachen, Tornister, Stiefel, Speck, Büchsen, Brot, Kochgeschirr, Pakete, Zigarrenkisten, Waffen, Kleidungsstücke aller Art, die Wände sind mit Bildern und Postkarten beklebt, kurz eine richtige Räuberhöhle. Die Soldaten sind auch richtige Räubergestalten in den grauen, schmutzigen Uniformen und den wilden Bärten, die sich die meisten wachsen lassen. In solchen stinkigen Löchern liegen wir nun, immer muss man in den Kleidern bleiben, oft muss man auch umgeschnallt haben. Es kostet einen hier viel Anstrengung, nicht ganz zu versauen. Kleiderputzen und Körperpflege ist hier unbekannt. Jede Nacht hat man 5 Std. Wache, tagsüber wird an den Befestigungen gearbeitet. Das Essen ist vollständig reizlos, wenn man sich auch an einem schlechten Brot sattessen kann. Der Feind liegt, wie gesagt, dicht genug, die Franzosen schießen oft tage- und nächtelang ununterbrochen. Am tollsten war es an dem ersten Morgen, den ich hier erlebte, weil sie 20 km links einen jener Durchbruchversuche machten. Aber sie wurden unter grossen Verlusten abgeschlagen, denn die Stellungen sind auf beiden Seiten derart befestigt, dass tatsächlich keiner einen Schritt vorwärts kommt, eine unheimliche Stagnation. Mehrfache Schützengräben und schussdicke Barrikaden, davor undurchdringliche Drahtverhau und Wassergräben, Minen usw. Hinter der Infanterie steht Artillerie bereit, die Fläche zwischen den Stellungen sofort mit einem alles niederschmetternden Hagel von Eisen zu überschütten. Bei den Angriffen bilden sich vor den Drahtverhauen ganze Wälle von gefallenem Angreifern.

Wir sind auf der weitest gegen Paris vorgeschobenen Stellung der deutschen Linie, wir verteidigen hier vorläufig nur. Die Entscheidung müsste an den Flügeln fallen, dass die eine den anderen umgehen könnte. Soviel ich nun beurteilen kann, wird es jedenfalls doch so kommen, wie wir es als das wünschenswerteste betrachten. Vorläufig zwar hofft man noch auf beiden Seiten auf eine Entscheidung. Rechts von uns hören wir aus weiter Ferne ununterbrochenes Donnern schwerster Geschütze. Dort sind sie hart aneinander. Hoffen wir, dass durch einen vernünftigen Frieden dieser unerträglichen Situation ein Ende gemacht wird.

Die Stimmung unter den Arbeitern im Heere kenne ich nun auch. Jetzt sehe ich, welch schwerer Verlust für uns die Aufgabe unserer konsequenten Haltung in Partei und Presse ist. Alles ist in einer dumpfen verzweifelten Stimmung über die lange Dauer des Krieges und darüber, dass überhaupt noch keine Aussicht auf seine Beendigung ist. Und nach der Presse müssen sie glauben, dass auch in der Heimat niemand den baldigen Friedensschluss wünscht und dafür arbeitet auch nicht die Arbeiterpresse. Sie verlieren alles Interesse an allem, an der Sache. Was könnte ihnen da unsere Presse sein, wie ich sie mir denke. Nun ist die Mehrzahl ohne Halt.

Ein Teil hält sich an die bürgerliche Presse, sie lassen sich vorlügen, dass England usw. allein Schuld ist und werden Engländerhassend, weil die Engländer den Frieden verhindern. Ein anderer

Teil ist etwa der Meinung, dass durch Verrat der Führer ein grosser Moment verpasst wurde, sie hoffen aber nicht, es wieder noch nachholen zu können (wie in Stuttgart verschiedene hinter der Front stehende), dass sie nachher mit den vermeintlichen Verrätern weiterarbeiten könnten und sollten, wage ich nicht zu fordern, es wird schon Spaltungen geben. Nämlich hier an der Front, in diesem schlechten Leben ist einem die stete Todesgefahr nichts Besonderes und man ärgert sich in dieser schlechten Lage, nicht wenigstens für seine eigene Sache zu sein, man verachtet das Leben und kommt leicht dazu zu glauben, dass es auch ganz gut anders hätte kommen können, wenn die richtigen Leute am richtigen Platze gewesen wären. Ich weiss, diese Erbitterung wird mit der schlechten Lage verschwinden, aber die ganze lange Zeit ist für uns sehr viel verloren gegangen.

Die Brutalität des Krieges lerne ich nun gründlich verabscheuen und ich hoffe, dass es noch vielen ebenso ergehen wird, auch solchen, die im Taumel und der Wut der ersten Zeit ihr gutes Teil zu seinem Schrecken beigetragen haben. Die «alten Leute» berichten viel von schlimmen Dingen, die sie mitgemacht haben. Der Krieg hat schöne Gegenden schlimm zugerichtet. Wir haben hier ein total zerschossenes Bauerndorf, ein herrschaftliches Gutshaus mit Park dabei. Das sieht ernst aus. Durch Granaten ist alles zertrümmert, zum Bauen unserer Erdhügel und Erdlöcher haben wir alles irgend Brauchbare geholt, es wird mit den wertvollsten Sachen wie mit Plunder umgegangen. Jetzt heizen wir mit den Möbeln und kommen schon auf das Bauholz. In Belgien soll es aber teilweise noch viel schlimmer aussehen, wie die Soldaten erzählen. Wie solche Ortschaften zerstört wurden. Natürlich immer wegen den Franktireurs! Eine Truppe marschiert in glühendem Sonnenbrand 50 km. Hatte zwei bis drei Stunden Nachtruhe gehabt, wenig Wasser, keine erfrischende Nahrung. Da stellt sich der Feind. Jetzt auch noch ein Gefecht. Eisenhagel, Blut, Sturmangriff. Der Gegner zieht sich zurück durch eine Ortschaft, die Truppen und Bewohner verlassen. Die rasenden, wütenden Stürmer kommen nach. Die Erbitterung über die unmenschlichen Strapazen und Qualen hat jetzt etwas, an dem sie sich Luft machen können. In vier Stunden antreten zur Weiterverfolgung. Kaum werden die betreffenden Kommandos noch angehört. Und jetzt: Gott strafe England! Türen splintern und krachen, Fenster klirren, dazwischen Schüsse – um die Ortschaft ist es geschehen. Das ist der Krieg. Im jetzigen Stellungskampf geht es schon nicht mehr so fürchterlich zu. Man regt sich nicht auf, macht Scherze über den Gegner, verhält sich ihm gegenüber ebenso wie etwa einer Naturgewalt, die man abzuwehren gezwungen ist und ganz selbstverständlich kommt es einem vor, dass sie ihre Opfer fordert. Und das ist eigentlich auch richtig. Was ist dieser Krieg weiter als die Folge davon, dass die tierischen Triebe noch unbeherrscht sind, das Ergebnis jahrzehntelanger kurzsichtiger Politik des Staatswesens ist diese Katastrophe, der gegenüber Einzelne machtlos sind, wie einem Erdbeben gegenüber.

Auch nachdem mir die Stimmung und Lage eines Feldsoldaten nichts Fremdes mehr ist, halte ich meine Anschauung noch aufrecht, wie ich sie Dir gegenüber entwickelt habe. Wir scheinen in manchen Punkten noch verschiedener Meinung zu sein, vielleicht sind es auch nur Missverständnisse. Einige Worte zur Aufklärung müsste ich noch versuchen. Der technische Fortschritt verlangt die Weltwirtschaft, also die ganze Erde muss ein einheitliches Wirtschaftsgebiet werden. Ich glaube, dass sich die Weltwirtschaft durchsetzen wird, wie sich die Nationalökonomie durchgesetzt hat. Haben wir die Weltwirtschaft, so ist die Voraussetzung für eine fortschreitende Sozialisierung der Gesellschaft gegeben. Die Tendenz, die diese Entwicklung immer wieder stört, sind die betr. Kreise mit den brutalsten wirtschaftlichen und militärischen Machtmitteln die nationalen Interessen zu verfrachten, anstatt die Tüchtigkeit entscheiden zu lassen. Wir setzen dieser unsere Tendenz entgegen. Wir können sie schwächlich oder kräftig zur Geltung bringen. Dass die friedliebende Arbeiterschaft ihren Protest weit stärker und imposanter gestalten könnte, wenn sie sich entsprechend organisiert hätte, ist Tatsache. So bestand nun eben vor diesem Krieg die Partei des Parlamentarismus und der Phrase. Nach diesen Proben heisst es aber, etwas Besseres an ihre Stelle zu setzen. Ich bin nicht der Ansicht, dass die Perioden Kapitalismus-Sozialismus einander scharf

ablösen werden, durch einen möglicherweise gewaltsamen Geburtsakt. Keineswegs meine ich aber, dass wir kampfflos in den Sozialismus hineinwachsen werden, sondern ich bin der Meinung, dass die Sozialisierung der Gesellschaft ein langsamer Prozess sein wird, bei welchem das Neue mit dem Alten um jeden Schritt hart kämpfen muss, allerdings für die fortschrittliche Sache mit fortgeschrittenen Mitteln. Die Entwicklung ist eine dialektische, der vielgebrauchte Satz: «Solange der Kapitalismus besteht, wird die Kriegsgefahr da sein» ist wohl richtig, ebenso richtig ist aber auch, dass «solange Kriege geführt werden, der Sozialismus nicht die Welt erobern kann», weil der Krieg die Reaktion stärkt und wie eine Katastrophe wirkt, die wieder tausendfaches Blühen und Keimen vernichtet. Und jetzt verlange ich von unseren Organen eine unerschütterliche, klare, imposante Stellungnahme gegen den Krieg, gegen Eroberungen und eine unermüdliche Agitation für Beendigung des Krieges und für Verständigung unter den Völkern. Für Aufgabe der brutalen Politik und Ablehnung der Vorteile, die der deutschen Arbeiterklasse aus dem Erfolg des deutschen Imperialismus erwachsen könnten, da es doch nur Scheinerfolge sein können.

Grüsse die Genossen. Schreibe mir die Adresse von Crispian für einen Redakteur Paul Frölich, der sich hier befindet.

Herzlichen Gruss Gustav Seiter

Im Wald am 11. Februar 1915

Lieber Emil! Nun will ich versuchen, auch Deinen grossen Brief zu beantworten. Wir liegen in Reserve und da hat man mehr Zeit als vorn im Graben. Gegenwärtig bin ich noch wohlauf. Man gewöhnt sich mit der Zeit daran, ins unendliche Nichts abscheiden zu müssen. – Es sind traurige Augenblicke, wenn man wieder eine schlimme Nachricht von zu Hause erhält von dem Tod eines guten Genossen. Als wir den letzten Sturm auf die französischen Stellungen machten, da gab es viel Verluste. Und doch gehts vor, dahin, wo vielleicht eine tückische Kugel auf Dich wartet. Das ist das grauenhafte, unbegreifliche an uns, was man heutzutage Mut nennt. Und viel grauenhafter ist es, wenn Du andere Menschen niedermorden musst. Und da reden sie in den Zeitungen über die Veredelung, die der Krieg unter den Menschen hervorruft. Ich wünsche nur, dass alle jene Wortplänker, und die, die Schuld an diesem Kriege tragen, selbst hier aussen Leib und Leben hinhalten müssten, dann würden die Unbegreiflichkeiten der heutigen Kultur bald verschwinden. Eher wohl nicht. Nach dem Kriege werden wohl alle die grossen Antworten kommen auf die «kleinen» Fragen, die uns zur Zeit gestellt sind. Verfolgte ich die Nachrichten, die von Daheim kommen, vergleiche ich die Zustände, die um mich sind, hier wie dort, Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten. Hier, wo alles blutiger Ernst ist, vergisst man leicht das leichtfertige Dahinschwätzen. Das ist ja der Fehler an unserer Partei, dass zuviel geredet und nicht genug gedacht und gehandelt wird. Da haben wir grossartige Protestversammlungen abgehalten, die Polizei ein wenig alarmiert und dann sind wir mit brünstiger Begeisterung in den Krieg gezogen, gegen die, die wir unsere Brüder nannten. Das sollten wir Jüngere aus der Gegenwart lernen. Alles was jetzt geschieht, ist nicht leicht zu beurteilen, da hast Du recht. Man muss da vieles bedenken. Aber eines ist sicher. Richtig ist von uns nicht gehandelt worden. Die Internationale hat versagt und unsere Fraktion ebenfalls. Wenn wir einmal so weit sind, Kriege zu verhindern, dann haben wir tatsächlich den Sieg über die kapitalistische Gesellschaft errungen. Die Internationale hätte höchstens dahinwirken können, dass dieser Krieg dem Organismus des Kapitals so schwere Schäden zugefügt hätte, dass wir dann den Kampf umso erfolgreicher fortsetzen konnten, dass dann, wirklich nach Karl Marx, «der Krieg die Lokomotive der Weltgeschichte» wäre.

Wie es in Zukunft werden wird? Ich denke, dass nach dem Kriege vorerst alle betr. Mächte finanziell und militärisch erschöpft sind, ehe es wieder einen neuen Krieg geben kann. Es werden dann wohl heftige innere und wirtschaftliche Kämpfe in Erscheinung treten. Wie die vor sich ge-

hen, muss die Zukunft zeigen. Die Hauptsache wird sein, dass wir darauf vorbereitet sind. – Schreibe bald wieder.

Herzlichen Gruss Otto Unger

den 22. Februar 1915

Lieber Emil! Ich freue mich, dass Ihr auf diese Weise auch unsere Klassengenossen im Felde zu Worte kommen lasst. Dass nicht nur ich, nicht nur Vereinzelte so denken, davon habe ich mich überzeugt. Ihre Ansicht schriftlich niederzulegen, dazu kommen in diesen Verhältnissen nur wenige. Umso mehr wird es auch Euch freuen, dass ein Genosse, den ich in Bremen kennenlernte und nun hier im Regiment wiedertraf, dies gemacht hat und diesen Aufsatz Euch für Eure Sammlung zur Verfügung stellt. Er steht auf jeden Fall für seine Ausführungen mit seiner ganzen Person ein. Die Untätigkeit, zu der wir hier verdammt sind, vermögen wir kaum zu ertragen und wir brennen darauf, Euch in Eurem Kampfe unterstützen zu können. Übermittle diesen Aufsatz Crispian und vervielfältige ihn. Sendet diesen auch an A. Henke, Redaktion der Bremer Bürgerzeitung, Wilhelm Bock, Volkszeitung in Gotha, M. Boldt, Berlin und Karl Klawitter, Berlin.

Mit diesen Genossen stehen wir in Briefwechsel. Wir haben ihnen den Artikel schon angekündigt. Für uns ist es ein grosser Vorteil, wenn wir nicht so viel abschreiben müssen und die Korrespondenz auf diese Weise führen können. Im Interesse unserer Sache wünscht Karl Jannack, dass sein Aufsatz soweit wie möglich verbreitet wird.

Herzlichen Gruss Dein Gustav Seiter

den 22. Februar 1915

Lieber Emil! Einem eben an Dich gerichteten Brief möchte ich noch hinzufügen und Dich bitten, dass, wenn Du den Aufsatz meines Freundes Jannack nicht in die Sammlung «Stimmen aus dem Felde» bringen kannst, also im Fall es Crispian aus irgendeinem Grund ablehnt, Du die Vervielfältigungen doch vornehmen kannst und mir zwei weitere Exemplare schicken könntest. Nochmals herzlichen Gruss

Gustav Seiter

den 7. März 1915

Lieber Emil! Deine Zeitungen habe ich gestern erhalten. Besten Dank. Die Möglichkeit, eine mustergültige Presse zu schaffen, besteht ja jetzt noch nicht, was Ihr in Stuttgart habt, muss als Versuch, Notbehelf, Anfang bewertet werden. Doch als das genommen ist es ein erfreuliches Zeichen, die Arbeiterschaft lässt sich doch nicht so ohne Weiteres an den Wagen des Imperialismus spannen. Unsere Gegentendenz wird, so hoffen wir, nach dem Kriege einen guten Boden finden. Was nun Deine Pläne anbelangt, so bin ich damit einverstanden. Wir stehen hier für alles, was wir schreiben. Vervielfältigt aber den Artikel von Karl Jannack noch einige Mal und sendet es an die verschiedenen Adressen. Max Barthel kannst Du ausrichten, dass ich sein Gedicht «Ein blauer Tag im Monat Februar» auch hier gelesen habe und dass es mir sehr gut gefallen hat, d.h. wenn Barthel noch in Stuttgart weilt. Genossin Anna Bios sandte mir ein Päckchen. Die Adresse hat sie von Dir erfahren. Ich schrieb meinen Dank und meinen Standpunkt zurück, für alle Fälle weiss sie Bescheid.

Die Hoffnung, dass sich die internationale Verständigung schliesslich doch durchsetzen wird, habe ich aber auch hier noch nicht verloren, dahin geht unser Streben.

Für heute herzlichen Gruss Dein Gustav Seiter

Antwort von A. Henke, Mitglied des Reichstages

Reichstag, den 18. März 1915

Werter Genosse Birkert!

Besten Dank für Ihre Zusendung. Der Genosse Jannack ist mir kein Fremder mehr, ich habe bereits mehrere ähnliche Briefe von ihm gelesen und teils selbst erhalten. Sagen Sie dem Genossen Jannack meinen besten Dank, ich werde ihm übrigens noch selbst schreiben.

Selbstverständlich würde ich es mit Freude begrüßen, wenn Sie mir ähnliche Äusserungen zusenden wollten, denn sie entsprechen ja meiner Anschauung, die in dieser schweren Zeit zu vertreten mir immerhin auch einige Schwierigkeiten bereitet hat. Sie können mir glauben, dass die Bremer Bürger-Zeitung noch etwas anders ausgesehen hätte während des Krieges, wenn es möglich gewesen wäre, alles zum Ausdruck zu bringen, wessen das Herz nur zu voll war. Das war aus vielen Gründen nicht möglich. Da die Parteipresse aber überwiegend nicht getan hat, was zu tun gerade in dieser Zeit ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit war, so war es gewiss schon von einiger Bedeutung, dass wenigstens einige Blätter soweit die Fahne weithin sichtbar bleiben liessen. Solange es mir möglich bleiben wird, soll die Bremer Bürger-Zeitung bis zu jener Zeit zur Stange halten, wo es wieder möglich sein wird, frei von der Leber zu reden.

Beste Grüsse allen Gleichgesinnten und Ihnen besonders

Ihr A. Henke

Pont le Boc, den 21. März 1915

Lieber Emil! Heute erhielt ich Deinen Brief mit den Vervielfältigungen, meinen herzlichsten Dank. Es ist ganz gut so, wie Du es gemacht hast, auf meiner letzten Karte schrieb ich allerdings, dass ich alles wollte, es war deshalb, weil in diesen Tagen wieder die meisten Bremer Genossen, die ich im Auge hatte, ins Feld rückten, indessen sie werden es noch so bekommen. Es wird jetzt lebhaft. Wir werden hin und hergeworfen.

Herzlichsten Gruss Dein Gustav Seiter

Antwort von Wilhelm Bock, Mitglied des Reichstages

Gotha, den 22. März 1915

Lieber Kollege Birkert!

Zu meinem grössten Bedauern kann ich den Artikel resp. Feldpostbrief von Genosse Jannack nicht aufnehmen, wenn ich nicht Gefahr laufen will, dass das Blatt verboten wird. Wir unterstehen hier der Zensur eines Generalkommandos das schlimmer als unter dem Sozialistengesetz haust. Ich stimme mit Jannack überein, aber wir werden bis nach dem Kriege uns dem Zwang fügen müssen.

Soweit wir irgend gehen können in der Opposition müssen wir es tun, denn der Verrat an den Arbeitern ist bald kaum mehr zu vertuschen.

Freundlichen Gruss W. Bock

Waldlager der 75er, den 26. März 1915

Lieber Emil!

Die Broschüren von Hildenbrands und Heines Rede erhielt ich dieser Tage. Heute sind wir wieder richtig niedergeschlagen, eine verlorene Schlacht wäre weniger schlimm. Wir lesen in der

bürgerlichen Presse über die stürmische Reichstagssitzung vom 20. März. Und wir müssen untätig zusehen!

Herzlichen Gruss Dein Gustav Seiter

Im Wald, den 17. März 1915

Lieber Emil! . . . Dein Gedanke, Feldpostbriefe zu sammeln, die ohne jede Schönfärberei abgefasst sind, ist ganz gut. Die Hauptsache ist, dass wirkliche Stimmen aus dem Volke zur Geltung kommen. Dein Wunsch, dass ich mich daran beteiligen soll, auch gut. Nur musst Du bedenken, dass es nicht gut ist auf Bestellung zu schreiben. Ich schreibe Dir, was ich augenblicklich denke und empfinde, und wenn Dir dann diese Briefe recht sind, gut, habe ich nichts dagegen, wenn Du sie veröffentlichst.

Hier ist Frühling geworden. Ganz unmerklich. Auf einmal wird es weich und warm und schon gaukeln duftige Schmetterlinge über die verwüsteten Gegenden. Und heute habe ich auch die erste Schlüsselblume gepflückt. Es kann kein grösseres treffenderes Gleichnis geben als das, was wir hier schauen können. So trostlos stand der Wald, zerschossen und zerwühlt, ein Bild wildester Verwüstung, da kam der März, der Monat des Stürmens und Drängens und zauberte aus den Ruinen neues Leben, neue Kraft. Und nun will das Leben mit Macht zur Geltung kommen. Nur wir hausen noch vernichtend und verheerend. Fast könnte man meinen, die Worte, die Mephistopheles im Faust spricht

Ich bin der Geist, der stets verneint.
Und das mit Recht, denn alles was entsteht Istwert, dass es zugrunde geht.
Drum besser wärs, dass nichts entstünde

seien Lebensregel. Aber es kann nicht sein. Soviel bin ich immer noch Optimist geblieben, trotz all der schweren Stunden, die ich durchlebt habe. Mögen Finsterlinge und Schiffbrüchige des Lebens diesem Glauben huldigen. Ich bin noch jung und will noch immer ein Sonnenkind sein. Freilich fällt es schwer, den Kopf oben zu behalten. Morgen ist der 18. März, der Tag der Revolution in Deutschland. Damals wurden die Enterbten betrogen. Auch diesmal gehts um wichtige Versprechen. Wir haben aus der Geschichte nichts gelernt. Werden wir auch diesmal uns wieder betrügen lassen?

Max Hammer schrieb mir in seinem letzten Brief: «Kopf hoch und klar im Verstand», so wollen wir es nehmen und die Aufgaben die uns die Geschichte stellt mit hellen Sinnen und tatfrohem Handeln lösen.

Mit diesen Gedanken grüsst Dich Dein Freund

Otto Unger

den 1. April 1915

Lieber Emil!

Für das Osterpaket will ich Dir bestens danken. Du kannst Eildermann so viel schicken wie er haben möchte, der einzige Grund, dass ich Dir gegenüber nicht seine Adresse zuerst angab, ist der, weil er nämlich nächstens eingezogen werden wird. Indessen scheint es doch nicht so schnell zu gehen. Lasse die Absatzstelle ruhig in seiner Hand. Rückgängig machen? Ich sehe keinen Grund, ich und Jannack stehen für unsere Person für alles, es scheint, dass Ihr in Deutschland noch mehr eingeschüchtert seid, als wir hier draussen. Diesem System zu Leibe gehen wollen wir, aber mehr als totschiessen können sie einen nicht, wie wir immer scherzen. Aber es ist wirklich nicht so schlimm, durch die Ereignisse ist der deutsche Militarismus sowieso in seiner Stellung

erschüttert, denn er wird jedenfalls wenig Gewinn vom Krieg heimbringen. – Bei uns ist alles noch im Alten. Fieberhaftes Schanzens und stete Erwartung von etwas Entscheidendem. Artillerieschiessen, Verwundete, Tote, Überläufer usw. einfach trostlos.

Ich grüsse Dich herzlich Dein Gustav Seiter

«Jugendheim Argonnerwald» am 12. April 1915

Lieber Emil! Nun sollst auch Du zu Deinem Rechte kommen. Ein herrlicher Frühlingmorgen. Golden steigt die Sonne im Osten empor. Die Vögel, die trotz allem Schlachtenlärm ihre Nester wieder aufgesucht haben, singen und jubilieren in den jungen Tag hinein. Sie singen ihr altes Lied von Lenz und Liebe. An den Bäumen und Sträuchern zeigen sich schon die ersten Knospen, die, hier und da, sich schon ihrer Hülle entledigend, neugierig in den hellen Frühlingstag hineinschauen. Bald werden sie sich voll entfalten und die Natur mit ihrem jungen frischen Grün überziehen. Da ertönt plötzlich neben mir Infanteriefeuer und verschwunden ist die Frühlingstimmung. Die Geschütze brüllen, Maschinengewehre hämmern, Granaten heulen und schleudern krachend Erd- und Steinmassen in die Höhe. Und dazwischen zischen und pfeifen die Infanteriekugeln. So ging es über die Osterfeiertage. Tag für Tag.

Glücklicherweise ist unsere Stellung eine der am wenigsten beschossenen, wenigstens im Verhältnis zu anderen Stellungen. Doch haben auch wir schon tüchtig Pulver gerochen. Infanteriefeuer bekommen wir ganz wenig, da von unserem Schützengraben die Franzosen 700-800 Meter entfernt sind. Von einer Stellung, wie die unsere, kann man sich kaum eine Vorstellung machen. Wir liegen an einem Berge, westlich Bourouilles bei Varennes. (Der Ort wurde im deutschen Tagesbericht vom 5.4.1915 erwähnt). Fast am Fusse des Berges zieht sich der Schützengraben entlang. Hinter demselben befinden sich in den Laufgräben unsere Unterstände. Klein, niedrig, so dass man gerade liegen und sitzen kann, verbringen wir in diesen die meiste Zeit. Schöne Stunden erleben wir abends in unseren Erdhöhlen, wenn die Dämmerung hereinbricht und Feuer angezündet wird. Dann sitzen wir beisammen beim Schein des Feuers, beim Rauch unserer Pfeifen und dem noch stärkeren Rauch des Kamins, erzählen Räubergeschichten und singen Lieder, einfache Volkslieder, so wie wir sie in der Jugend gelernt haben. Das sind unsere schönsten Stunden, die wir hier erleben. Etwas schöner ist es nur noch, wenn uns früh die Feldpost Eure, manchmal recht zweckmässigen Grüsse bringt. Dann herrscht grosse Freude in unserem Wigwam über die wir allemal vergessen, für die andern Tage etwas aufzuheben.

Nun zur Stimmung der Kameraden. Die Landwehrleute, welche zum grössten Teil schon seit Beginn des Krieges im Felde stehen, haben den ganzen Schwindel gründlich satt. Alle sehnen sich nach Frieden und wollen nach Hause zu Frau und Kind. Und da schreiben und schmieren die Zeitungen von dem heldenmütigen Aushalten und Ertragen grosser Entbehrungen und Strapazen. Diese Leute sollten nur sehen, wie die im Felde stehenden die ankommenden Zeitungen begierig durchblättern und stets dieselbe Frage stellen: Kommt etwas von Friedensverhandlungen? Alle sind kriegsmüde. Ob sie nun Genossen oder Patrioten oder klerikal Angehauchte sind. Und vor allen Dingen herrscht eine grosse Missstimmung gegen die Urheber des Krieges. Ja, wenn diese Stimmung bei Ausbruch des Krieges vorhanden gewesen wäre, damit hätte man jedenfalls etwas anfangen können. Aber so, die Leute mussten eben erst das Elend und den Wahnsinn in seiner ganzen Grösse kennen lernen und sind nun erst gescheit geworden. Die Franzosen werden hier im Schützengraben überhaupt von keinem als Feind betrachtet. Das wissen die Leute genau, dass diese ebenso wenig, wie wir, gern ins Feld gezogen sind.

Wie es uns geht? Nun, den Umständen entsprechend gut. Wir leben hier in unserem Speck und Dreck und versimpeln und verblöden zusehends. Briefe zu schreiben fällt mir schwer. Man kann seine Gedanken schlecht konzentrieren. Ein Glück ist es nur, dass wir drei Genossen beisammen

sind und ein wenig unsere Gedanken austauschen können. Unser Befinden ist also, trotz allen Blödsinns gut. Ein ander Mal mehr und besser.

Herzliche Grüsse Dein Fritz Dörfel – Max Barthel u. Karl Bubeck

den 15. April 1915

Lieber Emil! Deine letzte interessante Sendung habe ich erhalten. Die Zeilen des Redakteurs Bock und des Reichstagsabgeordneten Henke haben Dich wohl über die Absage meiner launenhaften Bremer Freundin getröstet. Ich hoffe, dass jetzt unsere Sache in Fluss kommt und wir unseren Teil dazu beitragen an der Arbeit, die Tendenz des Internationalismus, der friedlichen Politik zu stärken. Jedenfalls werden unsere Freunde in Ost und West, auch ihr Teil dazu beitragen. Du und Ihr alle könnt durch diese Korrespondenz die besten Einblicke in die verschiedenen Verhältnisse bekommen. Die Broschüre von Laufenberg haben wir noch nicht, wären also für Übersendung sehr dankbar. Zu sehen, wie sich überall unsere Mitkämpfer zusammenfinden, sich sammeln, zu hören, wie die Jugend in Stuttgart unentwegt sich tapfer hält, die wirklich tapfere Haltung einiger Blätter, das ist, was uns hier noch hoffen lässt, was noch etwas Licht und Freude in unser jetziges Dasein bringt. Noch sind viele verzagt und eingeschüchtert. Das wird jedenfalls besser werden.

Du kannst Dir denken, dass es mich sehr interessiert, was auf dem Jugendtag in Bern alles verhandelt und beschlossen worden ist.

Hier gebe ich Dir noch eine Schilderung unserer jetzigen Situation, Stimmungsbilder aus dem Schützengraben. Unsere alte Schreibweise des persönlichen und des sonstigen Teils finde ich am Besten.

Mit den herzlichsten Grüssen und der Stg. Jugend verbleibe ich

Dein Gustav Seiter

Stimmungsbild aus dem Schützengraben

Tag für Tag geht so dahin, Arbeitsdienst, Artilleriekämpfe, die jeden Morgen aufs Neue beginnen. Entweder machen wir den Anfang oder die Franzosen. Wir sind vielleicht beim angestrengtesten Arbeiten an einer Stelle. Da ein Abschuss, ein Zippen, alles liegt platt, ein Krach, Dreck, Steine, Eisensplitter und Kugeln fliegen um uns herum, oft werden einige getroffen. Nun laufen wir auseinander und kriechen in unsere Löcher. Dort, wo in unseren Infanteriestellungen irgendetwas vermutet wird, dorthin halten die feindlichen Geschütze. Langsam, in unregelmässigen Abständen wird Schuss auf Schuss abgegeben. Rums – rums – rums. Es ist nicht mehr gerade fürchterlich, aber aus dem bedächtigen unregelmässigen Feuer droht es uns herüber: «Wir sind noch immer auf dem Posten, kommt an, dann werden wir kräftiger sprechen, wenns sein muss.» Rums – da fängt unsere Artillerie auch an, sie schiesst nach der französischen. Stets wird scharf beobachtet, obwohl die Geschütze sehr gut verdeckt und verborgen sind, allmählich kriegen sie einander heraus, dann wird allerdings der Standort wieder gewechselt. «Wir sind auch noch da», brüllen unsere hinüber und nun schiessen beide über uns weg nacheinander. Hie und da kriegen wir wieder einen ab, dann schiess unsere mal nach den französischen Gräben und schon gehen sie wieder aufeinander.

Stolz und frei, in sonniger blauer Höhe, zieht ein Flieger durch die Luft. Da – ein weisses Wölkchen in seiner Nähe, es wird grösser und nun ein Knall, dumpfe Abschüsse, Wölkchen

auf Wölkchen bald näher, bald entfernter von ihm. Er ändert seinen Kurs, so schiessen sie schlecht, werden sie mal hastig, aufgereggt, schnell und tun ihm doch nichts. Wird es dem Flieger zu heiss, wendet er manchmal schnell und verschwindet unverrichteter Dinge.

Hie und da hören wir drüben unangenehme harte Abschüsse, ein Sausen hoch in der Luft und verschwunden sind sie. Die Einschläge hören wir nicht mehr. Aber da fangen unsere Geschütze wütend an. Was, ihr wagt es, von hier aus mit Haubitzen zu schiessen. Und bald halten es auch die feindlichen Schweine für geratener, zu schweigen. Manchmal aber ist es geradezu unheimlich. Hoch in den Lüften hören wir ein Sausen und Zippen, fern von uns kommen sie her, und an Orte weit hinter uns, wollen sie hinreisen, nun unterscheiden wir schon, von hinten kommen auch welche wieder, nun zu mehreren sausen diese zischenden Gesellen durch die Lüfte, Abschüsse und Aufschläge hören wir nicht. Sie schiessen von weit her mit ganz schweren Geschützen nach Noyen oder noch weiter. Da gibts nur Wiedervergeltung. Unsere schiessen dann mit ihren Mörsern nach Conpiègne usw. in der Regel eben so viel zurück, wie sie erhalten haben.

Wie gesagt, Tag für Tag gehts so fort. Tag für Tag kehrt in den Kriegsberichten die eintönige Meldung wieder: Artilleriekämpfe vom Meer bis zur Aisne. Aber manchmal hören wir, dass es fürchterlich geworden ist. Der auf Angriff und Eroberung angewiesene Militarismus will Erfolge erzielen, er will sich noch nicht als unfähig und machtlos erklären, diesen Werken der Technik und der Arbeit gegenüber, die diese Artillerie und die von ihr beschützten Feldbefestigungen geschaffen haben, wo Hunderte es ruhig mit Tausenden aufnehmen können. Er setzt vielleicht Hunderttausende von Soldaten ein und schickt Hunderttausende von Bomben voraus. Aber unter dem Hagel der sich dann stets dort ansammelnden Artillerie bricht der prächtigste Angriff der todesmutigsten Truppen zusammen. Gegen diese Naturgewalten ist einfach nichts auszurichten.

Scheint das Ganze nicht ein gewaltiges Drama zu sein, das Ende der frischfröhlichen Kriegsführung, die Niederlage des aggressiven Militarismus der Technik gegenüber? Das Wort, in der Verteidigung seines Landes ist jedes Volk unbesiegbar, scheint wahr zu sein. Wenn zwei Gegner im Angriff aufeinanderstossen, kann ein Teil besiegt werden, das war die erste Periode des Krieges, wo nach dem Niederwerfen der angreifenden englisch-französischen Heere dieselbe ins Laufen kamen. Man hat diese Erfolge überschätzt.

Durch Artillerie wurde unser siegestrunkene Heer aufgehalten, unter den Geschützkämpfen entstanden die gewaltigen Verteidigungsstellungen. Jetzt, nachdem sich die beiden Gegner ein halbes Jahr im kostspieligen opferreichen Stellungskrieg gegenüber liegen, sind die anfänglichen Erfolge dahin und kein Teil hätte Grund sich als besiegt zu erklären. Was jetzt verschossen wird und verloren geht ist durch die Industrie bald ersetzt. Übereumpelungen im grossen Stil sind durch die moderne Aufklärung, Flieger, optische Instrumente, Spionage, unmöglich gemacht. Durch die modernen Verkehrsmittel, Eisenbahn und Transportautos, lässt sich ein erkannter Stoss sofort parieren.

Der Militarismus kämpft seinen Verzweiflungskampf. Kommt er zurück, ohne etwas erreicht zu haben, hat er einen schweren Stand. Er weiss, das wäre das Ende seiner Machtstellung. Deshalb treibt er es aufs Äusserste, denn es wird ihm schwer, es endlich auszusprechen,

was jetzt schon feststeht, nämlich: dass weitere Operationen zwecklos sind. Vielleicht erkennen es aber bald die entscheidenden Kreise. Und wir können doch wenigstens hoffen, dass sie bald zur Einsicht kommen, dass sie besser tun, ihre Differenzen anders zu beseitigen, als durch Austrag mit brutalen Mordwerkzeugen, dem Militarismus, dessen Unfähigkeit dann erwiesen ist.

Binarville, den 19. April 1915

Lieber Emil! Dein Brief ist recht interessant und zwar in mancherlei Hinsicht. Und es trifft sich gut, dass ich in diesen Tagen die Freude hatte unseren Genossen Daniel wieder zu sehen. Wir haben uns gründlich ausgesprochen, auch das Kapitel, welches Du im Hauptteil Deines Briefes berührst. Wir sind allerdings zu andern Resultaten gekommen. Du darfst mich nicht missverstehen. Unsere Ideale, unsere Ziele, sind noch immer dieselben. Nur halten wir es für verfehlt, wenn sich die Sozialdemokratie, wie früher, sich auch fernerhin nur negativ betätigt. Und wir meinen, es ist ein grosser Fehler, wenn sich die Genossen um Westmeyer durch ihre Haltung praktisch überhaupt ausschliessen, tätig und nutzbringend zu wirken. Ich sage wohl nicht zu viel, wenn ich der Meinung Ausdruck verleihe, dass früher zu viel Phrasen gedroschen worden sind und dass auch jetzt zu viel schöne schwungvolle Reden gedrechselt werden und zwar auf beiden Seiten. Bei Heine und bei Westmeyer. Wir sind uns völlig darüber klar, dass das Proletariat Deutschlands, so gut wie vor dem Krieg, auch nachher wieder zum Staatsbürger zweiter Klasse herabgedrückt werden wird. Wir wissen sehr gut, dass es nicht so ist, wie Heine sagt, dass vielmehr in unserem «Volksheer» recht krasse Verschiedenheit herrscht und dennoch können wir die Haltung unserer Radikalen nicht billigen. Das erscheint vielleicht etwas unbegreiflich. Du schreibst: «die grösste Friedenspartei der Welt steht mit in den Schoss gelegten Händen da und unterlässt es, ihre Aufgabe zu erfüllen» – ja, im Gegenteil, sie leiht ihren Namen, ihre ganze Kraft einer Gesellschaft, von der sie seither stets als das grösste Erbübel angesehen wurde. Das stimmt gewiss. Aber denke einmal nach: Wir haben eine grosse Wissenschaft oder eine Lehre, die Karl Marx und alle die vielen Grossen uns übermitteln, erklärt und aufgezeichnet haben. Fassen wir kurz zusammen mit zwei Worten: Historischer Materialismus. Was sagt uns nun diese Lehre? Dass wir Menschen durch unser Zusammenleben, durch unsere Arbeit, sittlichen Gebräuche, mit einem Wort durch unser Leben überhaupt, mit all seinen Äusserungen, gesellschaftlichen Verhältnisse errichten, von den wir teils selbst abhängig sind, die wir aber auch andererseits wieder bestimmend beeinflussen können, vorausgesetzt, dass sich unser Einfluss nicht der fortschreitenden Entwicklung entgegensetzt. Und wie liegen nun die Dinge gegenwärtig? Die kapitalistische Wirtschaftsweise mit ihrer raffinierten technischen Kultur, ihrer Verfeinerung der Produktionsmittel, die es fertig gebracht hat, dass die körperliche Arbeit des Menschen in der Hauptsache nur noch in der Bedienung der Maschine besteht, hat sich siegreich das alte Europa erobert. Nun braucht sie Betätigungsfeld, daher das Bestreben der einzelnen Staaten, sich Absatzmärkte, Kolonien zu verschaffen.

Daraus wurzelt die Verjüngung des Kapitalismus, der sogenannte Imperialismus. Das haben gewiss andere schon besser und verständlicher geschrieben. Ich führe dies auch nur an, um Dir den Grund meiner Ansicht zu weisen. Was ist nun dieser Krieg weiter anderes als eine Frucht am Baume unserer Ordnung. Und ich halte es und mit mir Daniel für vollständig aussichtslos, wirksam dagegen zu schaffen, solange eben Vorbedingungen nicht dafür gegeben sind. Wohlverstanden wirksam, nicht nur in papierenen Protesten oder Abstimmungen, das ist der Unterschied. Ich war bei Beginn des Krieges auch masslos enttäuscht, als die grosse mächtige Sozialdemokratie so jämmerlich versagte. Nun sind fast neun Monate ins Land gegangen und Du wirst mir wohl glauben, dass mein Abscheu gegen den Krieg in den fünf Monaten, in denen ich ihn täglich durchlebte, noch nicht geringer geworden ist. Aber die lange Zeit gab mir Gelegenheit zu Beobachtungen und zum Nachdenken über alles was ich sah und erlebte. Heute weiss ich, dass eben alles nicht anders

gehen konnte, wie es ging, und dass es nun keinen Wert hat, dagegen mit kleinen Mitteln zu arbeiten, dass es vielmehr vor allem nötig und nützlich ist, dass wir danach trachten die Früchte der gewaltigen Opfer einzubringen. Auch ich bin der Meinung, dass vorwiegend das junge Geschlecht diese Aufgabe übernehmen wird und muss. Denn in einer Hinsicht habt Ihr recht, wenn Ihr sagt, wenn die um Heine wirklich so praktisch mitarbeiten wollen, warum sind sie dann so verschämt und werfen ihren Einfluss bei der Regierung nicht mehr in die Waagschale. Deswegen sage ich, es werden auf beiden Seiten zu viel Reden geschwungen. Ich will schliessen, erwarte aber Deine Antwort.

Ich wäre freilich glücklicher, wenn ich wieder Umgang mit Menschen hätte, mit denen man sich über diese Fragen unterhalten könnte. Du machst Dir kaum einen Begriff, wie mich die paar Stunden mit Daniel aufgefrischt und bewegt haben. Leider ist er jetzt an eine andere Stelle versetzt worden. Vielleicht kommt bald ein endgültiges Wiedersehen mit Allen.

Mit dieser Hoffnung grüsse ich Dich herzlich

Dein Otto Unger

Stuttgart, den 21. April 1916

Lieber Emil! Zum zweiten Male Kriegsostern? – Kriegsostern, liegt in den Worten nicht eine Ironie? Ostern ist das Fest der Auferstehung, der Erwachung zum Leben, des Frühlings. Und Krieg? Krieg ist die vernichtende Kraft, die ungeheure Werte vernichtet, erbarmungslos. Vor 2'000 Jahren soll der lebendige Gott am Kreuz die Welt erlöst haben. Ich bin der Auffassung, dass er umsonst sein Leben hingegeben hat für die Menschen. In Ost und West krachen die Geschütze, Flieger- und Zeppelinbomben rafften tausende Menschen dahin, in Todeszuckung wälzen sich die Völker und alles schreit nach Frieden, nach Erlösung. Wir sind noch nicht erlöst. Der Heiland ist noch nicht erschienen, der in die Welt die Freiheit bringt. Aber er wird erscheinen in der Zeit, in der sich die Völker aufraffen und sich selbst befreien. Dann erst ist Ostern. Dann gelten die Worte aus Goethes Faust:

Solch ein Getümmel möcht ich sehen, auf freiem Grund mit freiem Volke
steh'n. Zum Augenblick dürft ich sagen: Verweile doch, du bist so schön!
Es kann die Spur von meinen Erdentagen nicht in Äonen untergehen.

Im Vorgefühl von solch hohem Glück wünscht Dir gute Ostern

Dein Eugen Leonberger

den 22. April 1915

Lieber Emil! . . . Ich wünsche nicht, dass Du wegen uns bei Crispian grosse persönliche Anstrengungen machst. Eine schriftliche Mitteilung, wann er zu Hause ist, genügt. Wir werden in nächster Zeit uns an ihn direkt wenden. Wir haben wieder etwas in Vorbereitung. Eildermann schrieb mir nochmals, dass er bereit sei und schon auf die erste Sendung warte. Sonst noch alles gesund.

Herzlichen Gruss Gustav Seiter.

den 24. April 1915

Lieber Emil! Die neueste Nummer des «Sozialdemokrat» erhalten. Die Nebeneinanderstellung «Vorher und nachher» sagt alles. Es ist empörend. Was schreiben unsere Freunde? Was ist nun Walchers neue Adresse? Obwohl wir nun fast ganz entmutigt sind, etwas zu lancieren, so wollen wir doch den Versuch machen und bei den betr. Personen etwas drücken. Sonst nichts «neues». Wir sind gesund und grüssen Alle.

Dein Gustav Seiter

Einberufung zur Wehrmacht

In der Kaserne

Am 30. April 1915 schlug meine Stunde. Einen Tag vor dem Weltfeiertag der Arbeiterklasse musste ich mich in der Neuen Kaserne in Schwäbisch Gmünd zum Wehrdienst stellen. Die Kaserne befand sich damals noch ausserhalb der Stadt. Mit Widerwillen folgte ich der Einberufung. Elf Monate wurden ich und meine Altersgenossen dort gebimst und gedrillt. Allgemein wurde angenommen, dass der Krieg nicht zu lange dauern werde, dass man unseren Einsatz an der Front nicht mehr benötige und dass wir die Kerntruppe nach dem Kriege abgeben würden. Dementsprechend waren die Strapazen, denen wir ausgesetzt waren, nicht von Pappe. Gewaltmärsche in den Bergen der Schwäbischen Alb, vor allem die Exerzitien auf dem kalten Feld und auf der Mutlanger Heide habe ich in unangenehmer Erinnerung.

Auf der Mutlanger Heide

Besonders ein Vormittag auf der Mutlanger Heide verfolgt mich heute noch in nächtlicher Stunde. Wie üblich wurde dort exerziert, Gewehre gepumpt, ausgeschwärmt und in «Hinlegen – Sprung auf Marsch-Marsch» geübt. Meine «begeisterte» Stimmung las mir der Unteroffizier vom Gesichte ab. Er liess mich heraustreten und wiederholte das Spiel «Hinlegen – Sprung auf Marsch-Marsch». Beim dritten Mal brannte bei mir die Sicherung durch und ich befolgte nur noch das «Marsch-Marsch», bis ich am Waldesrand der Heide angelangt war. Voller Wut überhörte ich die schreienden Befehle des Unteroffiziers. Vom Waldesrand aus schielte ich nach oben und sah den Unteroffizier – zum Schreien war die Entfernung zu weit – wie er ständig den Arm auf und ab bewegte, was soviel wie «Zurück – Marsch-Marsch» bedeutete. Langsam trippelte ich los, bis ich vor dem Unteroffizier wieder stand, dessen Gesicht wutverzerrt war. Bevor er aber seinen Mund auf tun konnte, ertönte der Befehl «Kompanie sammeln». So blieb ihm nur noch: «Eintreten» übrig. Aber mit wütender Stimme rief er mir noch nach: «Heute Mittag melden Sie sich bei mir.»

Beim Marsch in die Kaserne kam uns der Kompaniefeldwebel entgegen. Sein verkatertes Gesicht verhies nichts Gutes. Und schon kam der Befehl «Singen». Da kein Gesang zustande kam, erfolgte der Befehl «Kompanie – kehrt Marsch». In einem Wiesental angelangt, hiess es «in Schützenlinie ausschwärmen» und dann begann wieder das «Hinlegen, Sprung auf Marsch-Marsch» das nassfeuchte Tal entlang. Nach einiger Zeit hiess es «Unteroffiziere heraustreten» und weiter ging die Schinderei. Endlich verkündete die versoffene Stimme «Sammeln – Abmarsch». Auf der Strasse angelangt, hiess es wieder «Singen». Auf das Gerölle, das nun folgte, kam aber der Befehl «Aufhören». Innerlich freute ich mich darüber, aber der Herr Feldwebel gab sich noch nicht geschlagen. Beim Einmarsch in den Kasernenhof kommandierte er den Parademarsch. Nachmittags meldete ich mich bei meinem Unter-

offizier, der in den Vormittagsstunden nicht nur befehlen, sondern später auch mitmachen durfte und darum wie umgewandelt war. Seine Wut hatte sich verlagert und ich durfte nur seine Stiefel putzen.

Die Poststelle in der Kaserne

Einen Trost in dieser Zeit hatte ich, indem ich in den Abendstunden den Genossen Emil Schuler besuchen konnte, der als «Garnisonsdienstfähiger» die Poststelle in der Kaserne betreute. Ich kannte ihn als Leiter der Freien Jugendorganisation in Zuffenhausen. Bei ihm, auf seiner Poststelle, wurde ich in den Mauern der militärischen Zuchtanstalt mit der Zeitschrift «Die Internationale» und der «Juniusbroschüre» bekannt. Emil Schuler war mit den Vorgängen in der Partei aufs Engste vertraut. Er hatte an der sozialdemokratischen Parteischule, von 1912 auf 1913m Berlin, als Delegierter der württembergischen Parteileitung teilgenommen. Nach Beendigung des Krieges trat er der USPD bei. Nach dem Parteitag der USPD in Halle vom 12.-20. Oktober 1920 schloss er sich, mit dem rechten Flügel der Partei, der SPD wieder an. Er war viele Jahre Mitglied des Stuttgarter Gemeinderats und bekleidete vor 1933 und nach 1945 das Amt des Bürgermeisters in Zuffenhausen. Der Platz vor dessen Rathaus trägt seinen Namen.

Jeder damalige Besuch bei Schuler war für mich wie eine Erlösung gegenüber dem geisttötenden Drill. An Urlaubstagen fuhr ich nach Stuttgart in den Freundeskreis und betreute mit unsere Feldpost.

Maidemonstration im Felde

Während ich in der Kaserne erst heimisch wurde, berichtete mir Gustav Seiter von der Maidemonstration sozialistisch gesinnter Kameraden der 8. Kompanie des 75. Infanterie-Regiments Bremen. Im Walde von Bailly, hinter der ersten Verteidigungslinie, versammelte sich



*1. Mai-Demonstration
1915, Soldaten der 8.
Kompanie des 75. Infan-
terieregiments Bremen.*

ein Dutzend Genossen, zu denen Carl Jannack über die Bedeutung des Weltfeiertages sprach. Dieser Kompanie gehörten auch Gustav Seiter und Paul Frölich an. Ersterer sandte nach Stuttgart einige Aufnahmen von dieser Maidemonstration mit dem Wunsche, diese zur Veröffentlichung in die Schweiz zu schicken. Dieser Wunsch ging leider nicht in Erfüllung. Die 8. Kompanie des Bremer Regiments war als die «rote» verschrien. Besonders an gefährdeten Stellen wurde sie eingesetzt. (Die Aufnahme von dieser Maidemonstration wurde in der «Illustrierte Geschichte der deutschen Revolution», erschienen 1968 im Verlag Neue Kritik, Frankfurt am Main, veröffentlicht.)

Carl Jannack war die Seele dieser Widerstandsgruppe. Von Beruf Schuhmacher war seine Werkstatt die Lesestube links eingestellter Zeitungen und Zeitschriften. Über Gustav Seiter kam ich mit ihm und den Bremer Linken in engeren Kontakt.

Die «Jugend-Internationale»

Bei dem internationalen Jugendtag 1914 in Stuttgart wurde verabredet, dass ein Jahr später dieser Tag in Zürich stattfinden sollte. Der Ausbruch des Krieges vereitelte dies. Dafür wurde eine Konferenz der sozialistischen Jugendorganisationen an Ostern 1915 in Bern einberufen. An dieser Tagung nahmen drei deutsche Genossen teil. Unter ihnen war der Stuttgarter Genosse Fritz Notz, der den Auftrag erhielt, Mitarbeiter für die Herausgabe der Zeitschrift «Die Jugend-Internationale» zu gewinnen. Karl Liebknecht stimmte begeistert zu. Franz Mehring und Clara Zetkin waren zur Mitarbeit bereit. Nach Drucklegung der Zeitschrift in Zürich fand sich aber kein roter Feldpostmeister, wie Motteler und sein Gehilfe Belli, die während dem Sozialistengesetz den in der Schweiz gedruckten «Sozialdemokrat» nach Deutschland schmuggelten.

So veranlasste Fritz Notz, als Kassierer der Freien Jugendorganisation in Württemberg, einen Nachdruck in Deutschland. Der beauftragte Drucker bekam es mit der Angst und eine neue Druckerei übernahm den Auftrag.

Endlich war es soweit. Beim Empfang wurden die Zeitungen sofort ausgepackt und weggeschafft. Am nächsten Tag erschien die Polizei. Nichts war mehr zu finden. Trotz ständiger Überwachung unserer Organisation gelang es der Polizei nicht, die Fäden zu entdecken, die von Stuttgart und Leipzig nach allen Teilen Deutschlands und in die Schweiz liefen. Die enttäuschte Polizei rächte sich durch den Einzug von Fritz Notz zur Wehrmacht.

Ein Brief von der Front

Bailly, den 2. Mai 1915

Lieber Emil!

Die Obstbäume hier blühen alle herrlich zusammen. Die sich selbst überlassenen Gemüsegärten wuchern bunt und lustig drauf los. Der Wald steht grün, sein Boden ist ein farbiger Blumentepich. Die Vögel singen. Das Wetter ist prächtig. Mai! In den letzten Apriltagen boten uns die

Gegner etwas Neues, sie bedachten uns mit grossen Paketen von Explosivstoffen, die sie mit angezündeter Schnur zu uns herüberschleuderten – Minen. Wir hatten dann auch eine Minenabwehrabteilung hergeholt, die nun gewaltige Ladungen hinüberschickten. Wie, als ob sie wissen wollten, dass wir es auch haben, hörten die Franzmänner auf. Die letzten Tage war es dann verhältnismässig ruhig. So kam der 1. Mai.

Ich musste leider den Tag über Posten stehen. Freund Jannack und verschiedene Kameraden machten eine Aufnahme von ihrer «Maidemonstration» im Felde. Abends kam ich frei, da haben wir im Unterstand der Handwerker den Tag gefeiert. Was da alles in einem aufwacht! Unter dem Vielen, was wir da in der Erinnerung auffrischten, ist auch ein Erlebnis aus der ersten Zeit des Krieges, das zeigt, dass Menschen, die vom Geist unserer Ideen erfüllt sind, diese auch durch ihr Verhalten im Kriege nicht verleugnen. –

Hungernd und frierend lag die Kompanie in den provisorischen Schützengräben. Um die Stellungen wurde noch erbittert gekämpft, kein Teil wollte den andern zum Festsitzen kommen lassen. Liegend und kauern wachten die Soldaten in den noch wenig tiefen und doch nassen Gräben, keine Helmspitze durfte über die Deckung hinausragen, ohne dass sie sofort von einer ganzen Anzahl feindlicher Schützen beschossen wurden. Dabei stets heftigste Artilleriefeuer, jederzeit sollte alles bereit sein wieder vorwärts zu stürmen. Die Soldaten bekamen keinen rechten Schlaf, tagelang kam die Küche nicht heran. Post hatte es bis dahin überhaupt noch nicht gegeben. Unter den vielen zu Tode erschöpften und kranken Musketieren hatten manche noch den Mut und die Energie, sich einen eigenmächtigen Erholungsurlaub zu nehmen, sich durch die Postenkette und die Artilleriestellungen hinter die Front zu schlagen. Dort war damals ein buntes Leben. Grosse Massen von Truppen marschierten hin und her und sehr viele Zurückgebliebene, Zersprengte waren noch zu treffen. Diese Nachzügler verschafften sich ihren Lebensunterhalt selbst. Die Bevölkerung wurde hart mitgenommen. Der Krieg hat viele verroht, bei solchen verwilderten Gesellen artete das Requirieren in Rauben und Plündern, Vergewaltigung und Schikanierung der Bevölkerung aus. Wo Zivilisten aber irgendwo gewaltsamen Widerstand leisteten, wurde er mit der ganzen militärischen Gewalt unterdrückt. Als Franktireurs wurden viele erschossen, die in Notwehr ihr Eigentum und ihr Recht verteidigten. Und doch war mit den Leuten bei vernünftigem Verhalten ganz gut auszukommen.

Unsere zwei Kameraden hatten auf alle Folgen und Strafandrohungen gepfiffen, den Graben verlassen und sich in einem Dorf bei Bauersleuten einquartiert. Die ersten Tage gaben die Leute, was verlangt wurde. Sie waren froh, wenn ihnen nicht alles genommen und zerstört wurde. Die beiden machten sich ein Lager zurecht, kochten sich einfaches Essen. Die Nächte schliefen sie erst mal ordentlich aus. Morgens kochten sie Kaffee, spazierten dann ein wenig im Dorf herum, wo sie noch Gefährten genug fanden. «Na, liegt ihr auch hier, von wem ist euer Schein ausgestellt?» «Habt ihr denn einen Schein?» «Nee.» «Wir auch nicht.» Dann war ja die Sache in Ordnung. Dann unterhielt man sich mit den Einwohnern, einige junge Mädchen sind ja auch immer noch dagewesen. Mit der Zeit bildete sich zwischen unseren Freunden und ihren Wirten ein freundschaftliches Verhältnis. Sie verlangten nicht mehr, als sie eben brauchten und das erhielten sie gerne. Kamen dann wieder solche Rowdys durch, die mit Waffendrohung alles Mögliche verlangten, genügte es, dass die zwei ruhig und bestimmt erklärten, dass hier nichts mehr zu holen sei, um die Gesellen zum Weitergehen zu veranlassen.

Die Leute dankten es ihnen dadurch, dass sie ihren beiden Gästen alles taten, um es ihnen recht bequem zu machen. Sie brachten Decken fürs Lager, Eier, Obst usw., kurz wo sie nur etwas Gutes auf treiben konnten, holten sie herbei.

Trotzdem die beiden nur wenig Worte französisch sprachen, konnten sie sich ganz gut mit ihren Wirten verständigen darüber, dass sie den Krieg verabscheuten, das Volk der Franzosen nicht hassen und für eine Verständigung der Nationen seien. Die Leute hatten selber Angehörige im Feld, von denen sie nichts wussten, wie froh waren sie, dass ihre Gäste ihr Leid verstehen konnten, es teilten, in ihrer Lage waren sie empfänglich für die neuen Ideen, die Liebe, die sie ihren Ange-

hörigen nicht zuwenden konnten, teilten sie den fremden Soldaten mit. Hier bildeten Franzosen und Deutsche eine Familie, ein paar Kilometer entfernt stürzten sich die Angehörigen der beiden Völker wie wilde Tiere aufeinander und wüteten gegeneinander mit Bomben und Bajonetten. Wie schnell doch gleich ein paar Wochen für unsere Freunde dahinfließen. Da, eines Tages kamen vollgepackte Soldaten eilig die Strasse her. Was ist los? Die Feldgendarmerie hat das Nachbardorf ausgehoben, wer noch konnte, machte, dass er wegkam. Nun mussten auch die zwei ihre Sachen packen und selbst wieder zu ihrer Truppe gelangen, denn sonst wurden sie von der Feldgendarmerie, die systematisch ein Nest nach dem andern ausnahm, abtransportiert. Feldgerichtliche Untersuchung usw. Sie müssen scheiden. Die Leute weinten geradeheraus, als ihre Hausgenossen Abschied nahmen, die wieder traurig und erbittert in die Gräben marschierten und gezwungen wurden, aufs Neue an dem wahnsinnigen Morden teilzunehmen. –

Das eingangs erwähnte Foto von der Maidemonstration senden wir, sobald wir einen scharfen Abzug haben, Euch zu. Wir schreiben zur Begleitung dazu. Aber in Deutschland wird es kaum gehen, ich wüsste kein Blatt, das es produzieren könnte. Aber könnt ihr es nicht nach der Schweiz vermitteln? Das Organ der Schweizer Jugend könnte es z.B. bringen. Vielleicht durch Notz oder Radek, dessen Adresse doch sicher Crispian oder Westmeyer kennen. Ich überlasse Dir alles. Du wirst ja sehen, ob sich etwas und was sich machen lässt. Wir wenden uns dann noch an die «Neue Welt» oder «Arbeiter-Zeitung» (Erfolg??) – Die interessante Broschüre «Demokratie und Organisation» erhalten. Wir wollen sie noch gründlich durchsprechen und uns dann evtl, darüber äussern. Was machen unsere anderen Freunde? Ich würde gerne etwas von ihnen lesen. Wie habt Ihr den 1. Mai gefeiert? Beginnt die Friedensbewegung zu erstarren? Wie steht es mit Deinem Militärverhältnis? Wenn Du eine gute Antwort auf unseren Vorschlag hast, schreibe möglichst bald.

Mit herzlichem Gruss Dein Gustav Seiter

Maifeier in Stuttgart

Stuttgart, den 3. Mai 1915

Lieber Emil!

Die Gedanken an Freiheit und ähnliche Dinge musst Du Dir jetzt aus dem Kopfe schlagen. Sie sind so unzeitgemäss und unangebracht wie nur irgendetwas. – Am Samstag Abend sollte doch die Maiversammlung in der Arbeiterhalle sein. Sie war verboten. Wir gingen in den Garten und haben uns dort ganz revolutionär aufgeführt. Gesungen wurde, Crispian rezitierte «Trotz alledem» und ich schmetterte «Die Revolution» von Freiligrath in die weiche Abendluft hinaus. Ganz erstaunt rissen die Spiesser ihre Fenster auf und lauschten den ungewohnten Tönen.

Die lichten Reihen der Jugend stimmen ziemlich wehmütig. Aber trotz alledem, wir müssen und wir werden durchhalten.

 Noch wohnt in unserem Arm die Kraft
 der Stolz des roten Blutes.
 Noch ist in uns die Leidenschaft
 des kecken Jugendmutes.

Die «Arbeiter-Jugend» wird immer greisenhafter. In der neuesten Nummer bringt Schulz einen Artikel, in dem er uns fest ans Herz legt, erst in zehn oder zwanzig Jahren uns mit Politik zu befassen. Vielleicht dann, wenn wir mit einem Granatsplitter im Leib irgendwo in der kühlen Erde schlummern. Für diese Herren «Jugendanzführer» trifft der Satz vollständig zu, den Hörnle am Schluss seiner Maigedanken in den «Lichtstrahlen» bringt:

*Rekruten 1915
Fritz Rück und Emil Birkert*



Zum Teufel ist der Spiritus, das Phlegma ist geblieben.

Aber die Liebe? Darauf gibt der Zupfgeigenhansl Antwort:

Je höher der Kirchturm, desto schöner das Geläute, je weiter mein Schätzle, desto grösser die Freude.

Schreibe bald wieder. Einstweilen besten Gruss

Fritz Rück

Stuttgart, 5. Mai 1915

Lieber Emil!

Schreibe mir doch die Adresse von Otto Unger u.a. mit denen Du in Verbindung stehst. Die Verschickung des «Sozialdemokrat» besorge ich selbst. Bis jetzt schicke ich Barthel, Schreiner, Seiter und Dir. Die Lichtstrahlen dürfen nur noch monatlich erscheinen. Die nächste Nummer kommt am 1. Juni, bis dahin wird wohl alles geregelt sein. – Am Montag Abend war Sitzung der Vertrauensleute mit dem Parteivorstand. Dieser brachte die alten Vorschläge: Absetzung der Leitung und Urwahl. Sie wurden einstimmig abgelehnt, nachdem vorher den Herren aus Berlin or-

dentlich die Leviten verlesen wurden. Das Zettelankleben hat gut funktioniert, bloss hat die Polizei zu bald wieder abgewaschen. Die Hauptsache aber ist, dass es im Ausland bekannt wurde. In Bälde mehr.

Herzlichen Gruss Fritz Rück

Grandpré, den 7. Mai 1915

Lieber Emil!

Deine Post erhielt ich im Lazarett. Ich bin an Typhus erkrankt. Hoffe aber bald wieder hergestellt zu sein. Nun zu Deinem Brief. Was nun, das ist die Hauptfrage. Wir müssen uns doch darüber klar sein, dass der Kampf um die Weltmacht, die Konzentration des Kapitals, seines jüngsten Gebildes, des Imperialismus, dass das alles erst vollständig vor sich gegangen sein muss, ehe wir sagen können, Europa ist reif für den Sozialismus. Vielleicht dann noch nicht einmal. Das scheint mir ja der unverzeihliche Fehler unserer Theoretiker, dass sie die Gesellschaft als schon längst reif für den Sozialismus erklärten, dass nach ihnen der Imperialismus schon längst entwurzelungsfähig war, während das Gegenteil eher zutrifft. Nun kam die grosse Katastrophe und über all den schönen Luftschlossgebilden vergass man das Handeln. Gerade die, die doch schon immer diesen Krieg vorausgesagt hatten, gerade die hätten die verdammte Pflicht gehabt, die eventuelle Aufgabe der Internationale in Betracht zu ziehen. Hat man das getan? Man hat auf den Kongressen schöne Reden gehalten, gut gegessen und ist wieder heimgegangen und hat den Genossen in der Heimat wieder schöne Reden von der Herzlichkeit der Beziehungen vorgeschwätzt. Und so war es überall. Nun zur Budgetbewilligung. Da die Sozialdemokratie verschmähte, international zu wirken, also auf wirkliches tätiges Eingreifen verzichtete, so war es meiner Meinung nach höchst belanglos, wie sie sich zum Budget stellte. Sie war ja doch ohne jeden Einfluss. Und ich bezweifle, ob die Volksstimmung eine andere geworden wäre. Die grosse Masse ist von jeher wankelmütig gewesen. Heute «Hosianna», morgen «Kreuzige ihn». –

Du bist nun auch Soldat. Du wirst es jetzt kennenlernen, was ich schon längere Zeit weiss, das geistige Elend und die Verkommenheit unter Deutschlands Jugend, denn sie offenbaret sich gar herrlich unter der militärischen Fuchtel.

Herzlichen Gruss Dein Otto Unger

Stuttgart, Mai 1915

Lieber Freund Birkert!

Es tut mir so leid, dass Sie so lange zögerten, mir Ihre Stellung zum Krieg auseinanderzusetzen. Haben Sie wirklich geglaubt, ich wäre so kleinlich, dass ich keine andere Meinung vertragen könnte? Ich halte immer daran fest, dass man auch die Meinung eines anderen respektieren soll, vorausgesetzt, dass sie auf Überzeugung beruht, was ja nicht immer der Fall ist, so wie man seine eigene Meinung respektiert wissen will, auch von Andersdenkenden. Daran fehlt es so sehr, dass man anderen statt wohlwollend, feindselig gegenübersteht. Die Hauptsache ist doch der anständige zuverlässige Charakter, mit dem man gleiche Ziele sucht, wenn auch nicht auf gleichem Wege. Dass Sie als junger Mann radikal sind, eigentlich ist es kein schönes Wort, ich meine, dass Sie temperamentvoll nach raschen Lösungen suchen, wo Ältere mit mehr Überlegung und Vorsicht handeln, liegt in der Natur der Jugend. Das überschäumende Mitfortreissen ist gewiss auch sehr häufig notwendig, auch wenn damit manchmal über das Ziel hinausgeschossen wird. Das Leben sorgt schon für den genügenden Hemmschuh. Ob aber jetzt nicht die ruhige Überlegung mehr am Platze ist, scheint mir ziemlich sicher. Ich weiss nicht, wie der Krieg hätte verhindert werden können. Angenommen, die Fraktion hätte die Mittel verweigert, so wäre das ja gar kein Hindernis für den Krieg gewesen. Als Folge wäre es notwendig gewesen, dass die Soldaten sich geweigert hätten, in den Krieg zu ziehen.

Wer die Bewegung in Deutschland bei Ausbruch des Krieges gesehen hat, muss sich klar sein, dass nur ein ganz kleiner Teil des Heeres sich geweigert hätte, die Waffen zu führen. Sie wären laut Kriegsgesetz standrechtlich erschossen worden von den Deutschen. Aber dieser Märtyrertod hätte der grossen Arbeiterbewegung nicht genützt, sondern geschadet. All die Arbeit und all die Opfer der letzten Jahre wären dadurch vernichtet, der Krieg wäre nicht aufgehalten worden. Es wird natürlich nach diesem Krieg nicht plötzlich alles erreicht werden, was die Sozialdemokratie will. Aber sie hat sich jetzt eine Position geschaffen, die nicht leicht zu erschüttern ist. Und würden jetzt die Versprechungen nicht gehalten, die man gegeben hat, so würde es eben wie 1813 gehen. Ohne die Folgen der Befreiungskriege wäre die grosse Freiheitsbewegung des 19. Jahrhunderts nicht denkbar gewesen. Auch dieser Krieg mit all seinem Jammer, all seinen Schrecknissen, wird zu einem Fortschritt führen, den wir wohl alle nicht mehr erleben werden, der aber durch nichts mehr aufgehalten werden kann . . .

Sie werden stets bemerken, dass nur wirklich kluge Menschen überhaupt den Mut haben zuzugeben, dass sie sich irren können. Viele waren z.B. gegen die Rüstungen. Es wurde behauptet, dass Deutschland die Schuld trüge am Wettrüsten. Was wäre aber jetzt, wenn wir nicht gerüstet hätten, da es sich zeigt, dass die anderen Völker besser oder mindestens ebenso gerüstet sind wie wir. Es ist ja richtig, dass nun ein Teil der Parteigenossen sagt, es wäre ihnen ganz gleich, ob sie unter russischer oder unter englischer oder unter deutscher Herrschaft wären. Es ist gewiss in Deutschland vieles nicht so wie es sein könnte und sollte. Aber russische oder englische Zustände wünschte ich nicht für Deutschland. Dazu empfinde ich zu Deutsch und dazu kenne ich zu viel von den Leiden des russischen und englischen Proletariats. Vaterlandslos sein ist doch nicht der Idealzustand, sondern das Land so gestalten, dass es seinen Angehörigen wirklich ein Vaterland ist, das ist doch das Ideal. Jaurès hat es so schön ausgedrückt, als er sagte: «Wir wollen unser Vaterland sozialisieren. Gelingt das, so wird sich daraus ganz von selbst das Gefühl der Internationalität ergeben, weil man bei anderen Völkern gleiche Zwecke erkennt und die Folge wird dann dauernder Frieden sein.» Um das zu erreichen, muss man die Macht haben. Um zu ihr zu gelangen, musste vielleicht auch dieser Krieg noch kommen. Wir haben sie nicht, trotz allem äusseren Wachsen. Ich meine, die Arbeiterklasse ist zu schnell nach aussen gewachsen. Dadurch blieb ihr nicht Zeit, sich nach innen zu vertiefen.

Ein richtiges gesundes Wachstum aber muss sich immer von innen nach aussen entwickeln, nicht umgekehrt. Ich denke da auch wieder an unsere Jugend. Man hat ihr zu viel fertig gekochte Speisen vorgesetzt, man hat sie aber nicht selber kochen lassen. Sie brauchen nur unsere Kurse zu beobachten. Da wo Nationalökonomie, Philosophie usw. vorgetragen wurde, meist Sachen, die unseren Jugendlichen mit ihrer Volksschulvorbildung noch unverständlich waren, da kamen sie hin und niemand kümmerte sich darum, ob und was sie davon verstanden. Handelt es sich aber um die Fächer, die ihnen wirklich dringend notwendig waren, dann kam nur ein kleiner Teil und die meisten blieben fort, sobald sie sahen, dass es sich um eigenes selbständiges Arbeiten handelte. Und es waren immer die besten, die intelligentesten, die ständige Besucher solcher Kurse waren. Ähnliche Erfahrungen machte man bei der Lektüre. Je umständlicher ein Buch geschrieben war, desto eher galt es für wissenschaftlich. Man tat sich etwas darauf zugut, derartige Bücher zu lesen, um sich einen gewissen wissenschaftlichen Anstrich zu geben. Unsere Jugendbildung wird anders, besser werden müssen. Das wird eine unserer ersten Forderungen sein.

Darin stimme ich mit Ihnen überein, dass es ein so trauriger Gedanke ist, dass die Opfer, die dieser Krieg forderte, fast immer die Besten trifft. Es hat mir ordentlich einen Stich gegeben, dass der junge Kiess gefallen ist, nach Hirschmüller. Gerade aber, weil der Opfer so viele, so gewaltige sind, sollte den Zurückgebliebenen das Gefühl sich stärken, dass sie alles Kleinliche, alle Zänkeereien, alle eigenen Ziele von sich werfen sollten. Beugen soll man sich vor allen, die jetzt so viel dulden und leiden und versuchen, in ihrem Sinne der Allgemeinheit zu dienen und zu nützen. Dass Ihnen die kleine Skizze gefallen hat, freut mich. Natürlich hat meine Phantasie sich nicht genau

an die Wirklichkeit gehalten. Ich hoffe, Sie haben die Biographie meines lieben Mannes so gelesen, wie sie einer der Regsamsten von der Jugend gelesen haben wollte, «sich daran begeistern und ein Beispiel nehmen, wie man trotz allen Schicksalsschlägen das sonnige Gemüt, die Menschenliebe und den Charakter bewahren kann, der nie abirren kann von dem selbst gewählten Weg.»

Sind Sie denn wirklich schon Rekrut und eingezogen? Wie sehr wünschte ich, der Krieg wäre beendet, ohne dass auch Sie fort müssten. Und doch, jetzt nach einem Frieden rufen, der den Völkern nur neuen Waffenstillstand bedeuten würde, wäre das das Richtige? Es sind so viele ungelöste, fast unlösbare Fragen, die uns jetzt alle beschäftigen. Das Schicksal geht trotz allem seinen ehernen Gang und wir können es nicht halten, nur immer hoffen und wünschen, dass bessere Tage kommen für künftige Generationen.

Das ist ein langer Brief geworden, den ich während einer Pause auf dem Hilfsausschuss geschrieben habe. Geben Sie mir wieder Nachricht und seien Sie stets der treuen Zuneigung gewiss

Ihrer gestrengen Frau Professor (Anna Bios)

Hoffnung auf baldiges Kriegsende

den 9. Mai 1915

Lieber Emil! Deinen ersten Soldatenbrief erhalten. Das ging aber verdammt plötzlich. Nun ist es Dir doch nicht erspart geblieben, während des Krieges zu dienen. Immerhin, in den drei Monaten, in denen Ihr ausgebildet werdet, muss die Entscheidung fallen, sonst hätten wir ja noch einen Winter-Stellungskrieg. Und die letzte Reserve des Dreiverbandes, Italien, scheint ja nun auch eingreifen zu wollen. An den Kämpfen in Flandern sind wir nicht beteiligt, aber es wird auch bei uns lebhafter. Ein lebhaftes und wirksames Artillerief Feuer aus allen Richtungen, von vorn und beiden Flanken. Wir sind nämlich auf dem vorgeschobenen Punkt südlich N. und am nächsten Paris. Fast den ganzen herrlichen Frühlingstag liegen wir in den Unterständen . . .

Nun wäre ja die Reihe an mir, zu trösten und zu ermuntern. Doch ich weiss ja, so leicht darf sich keiner von uns unterkriegen lassen und ich habe auch keine Sorge um Dich in dieser Richtung. Also die Hauptsache ist ein ungeheures dickes Fell! Wir sind hier durch das fortgesetzte Bombenplatzen ganz schwerhörig geworden. Der schneidigste Unteroffizier mit der furchtbarsten Schnauze könnte sich uns eben noch verständlich machen. Aber seine Stimmbänder! – Der Schreibblock von der Genossin Rödel ist allerdings verschollen. Es verschwindet so manches. Deine Sachen habe ich allerdings immer bekommen.

Mit den besten Grüßen Dein Gustav Seiter.

Stuttgart, den 10. Mai 1915

Lieber Emil! Deinen Brief habe ich erhalten und die Adressen auch benutzt. Stiefel ist seit einiger Zeit hier in Stuttgart im Lazarett. Gestern habe ich meinen Stellungsbefehl erhalten. Grenadier-Regiment 119 in Stuttgart, grosse Infanteriekaserne. Anzutreten am 20. Mai 1915, also genau drei Tage vor Pfingsten. Ade Jugendtag!

Gestern war Konferenz. Dein Brief wurde vorgelesen und mit starkem Beifall belohnt. Wir haben uns ein wenig mit dem Landesvorstand gerauft, gegen die Zentrale (die nicht vertreten war) eine Resolution angenommen und sonst noch verschiedene Kleinigkeiten erledigt. Kannst Du vielleicht an Himmelfahrt oder nächsten Sonntag Urlaub bekommen? Schreibe bald. – Das Weltbild sieht ganz verzweifelt aus. Italien treibt seinen störrischen Maulesel immer näher an die grosse Schlucht heran, die, wenn Gott und der Kaiser will, auch unser allerschönstes junges Le-

*Freunde und
Diskussionspartner
an der Front in
Frankreich:
August Raschen,
Gustav Seiter,
Carl Jannack*



ben verschlingen wird. Auf der östlichen Seite unseres Planeten drückt Japan immer energischer seinen Kommissstiefel in die chinesische Magengrube und es wird wohl nicht mehr lange dauern, dann geht auch dort die allgemeine Rauferei los. Die Aussichten sind schön, was von den Einsichten weniger gesagt werden kann.

Viele Grüsse von der Jugend. Herzlichen Gruss Dein Fritz

Bremen, den 15. Mai 1915

Werter Genosse! Verzeihen Sie, dass ich nicht eher schrieb. Sie müssen also jetzt auch den Kommissdrill über sich ergehen lassen. Ich gehöre zum Jahrgang 1897, wenn der Krieg noch lange dauert, frisst der Militarismus vielleicht auch noch diesen Jahrgang. Ein Trost bleibt für uns, dass wir in der Partei stetig Fortschritte machen. Der scheussliche Krieg muss ja, je länger er dauert, desto mehr in den Arbeitermassen den «Willen zum Frieden» stärken. Dann muss der für unsere Partei so verderbliche Nationalismus, der in den ersten Kriegsmonaten das Klassenbewusstsein fast erstickte, rasch verschwinden. Die Arbeit der Partei wird darin bestehen, dass sie die kleinen Funken der Friedenssehnsucht der Proletarier vorwärts treibt zu Taten für den Frieden. Ich bin überzeugt, dass die Partei bei angestrenzter Arbeit viel erreichen kann. Das Verkehrteste ist es jedenfalls, zu glauben, wir könnten überhaupt nichts ausrichten und müssten die Geschichte fatalistisch erleben. Es ist ja möglich, dass der Parteivorstand und der rechte Parteiflügel, dem zur Zeit die denkbar günstigsten Agitationsmittel zur Verfügung stehen, zum nächsten Parteitag eine Mehrheit zusammentrommelt, die die Handlungen der Fraktionsmehrheit und Anhänger billigt. Dieser Triumph wird aber nicht von langer Dauer sein. Die geschichtlichen Verhältnisse nach dem Kriege zwingen die Partei zu einer anderen Taktik, und zum mindesten in 3 bis 4 Jahren wird die Partei belehrt sein und wir, die wir jetzt (vielleicht) in der Minderheit sind, werden dann ganz sicher die Mehrheit haben. Mit der Taktik ist es so eine eigene Sache. Die Kreditbewilliger sagen, sie mussten taktisch so handeln, wie sie gehandelt haben. Die Sache sollte aber eine Prinzipien-

frage sein. Sonst kommen wir dahin, dass die Partei überhaupt keine Prinzipien hat, mit der Taktik aber kann man bekanntlich alles und jedes, auch das Verkehrteste begründen. Da tut man eben alles im guten Glauben. Zudem kann man wohl sagen, dass die Fraktion aus Prinzip und Taktik die Kredite hätte ablehnen müssen. –

Was Sie mir über die März- und Maifeier im Walde der Stuttgarter Jugend schreiben, ist sehr interessant. Leider lässt sich in Bremen so etwas nicht machen, da wir erstens einige Meilen im Umkreis der Stadt keinen vernünftigen Wald haben und zweitens die Bremer Jugendorganisation völlig auf den Hund gekommen ist. Steckt absolut kein Leben drin. Die 18jährigen sind aus der Organisation ausgeschlossen, haben eine eigene «Jungmannschaft» gegründet. Die älteren Parteigenossen haben nichts für die Jungmannschaft übrig und jeder eigene Wille bei den Jüngeren ist ihnen ein Greuel. Die Jugendorganisation geht in Spielen und seichten Unterhaltungsabenden auf. So sieht es hier aus.

Wie mir Genosse Seiter schreibt, ist die Vervielfältigung der Feldpostbriefe doch wieder etwas in Schwung gekommen. Die beiden Exemplare, die ich hier zirkulieren lasse, werden immer mit Interesse gelesen. Wenn Sie mir gelegentlich Neuigkeiten aus Stuttgart zukommen lassen wollten, wäre ich Ihnen dankbar, wie ich bereit bin, Ihnen über Vorgänge im Bremer Parteileben zu berichten, wenn Sie es wünschen.

Es grüsst Ihr W. Eildermann

Baily, den 18. Mai 1915

Lieber Emil! Deine Briefe vom 7. und 13. erhalten. Als ich Deine Einstellung erfuhr, habe ich mich wegen der Maisache sofort an Rück gewandt. Der Abzug ist unterwegs. Ich werde Dir auf jeden Fall das Bild auch schicken. Also besten Dank dafür, dass Du Deine Unterstützung anbietest, aber es wird Dir doch jetzt lieber sein, wenn «Bambino» die Sache macht. Übrigens ein famoser Name. In dem Artikel hat er aber Recht. Ich schrieb schon ähnliches der Bremer Jugend. Wie Du über die Sache der Rote-Kreuz-Sammlungen denkst, verstehe ich, und stimme mit Dir vollkommen überein. Aus dem Brief meiner Freundin hast Du ja auch ersehen, dass ich nun meinen Standpunkt geltend gemacht habe. Aber wenn keine eigene Unterstützungstätigkeit vorhanden ist und die Arbeiterorganisationen als Ganzes sich in den Rahmen der militärischen Organisation des Roten Kreuzes einfügen? Lieber wäre es mir wohl, wenn sich die Jugend dennoch fern hielte, aber ich habe eingesehen, einen Vorwurf kann man ihr oder Einzelnen bei dieser Sachlage nicht machen. Ich selbst habe das zwingende Moment hier im Felde erfahren. Die Zivilbevölkerung hier wird nämlich verdammt knapp gehalten. Die Männer verrichten schwere Zwangsarbeit, die Frauen und Mädchen sind durch die Not gezwungen, den deutschen Kriegern alle Dienste zu leisten, die Kinder darben. Wir bekommen im Verhältnis zu der Bevölkerung reichlich. Nun könnte man auch sagen, die Leute sollen sich das nicht gefallen lassen, der Militarismus hat ja Mittel genug, für eine anständige Versorgung. Aber trotzdem denken wir nicht so, sondern helfen, wenn wir können, die Not zu lindern, weil wir wissen, dass die Leute nichts machen können und die Herrschenden über ihr Elend kalt wegsehen. So können die in der Heimat ebenfalls das Bedürfnis haben, zu helfen, geht das aber nicht durch eigene Unterstützung der Arbeiterorganisationen, was bleibt dann viel übrig? Ich verlange da nur, dass die von unserer Sache wissen, dass sie nur der Not gehorchend, so handeln und wissen, was dem vorzuziehen wäre, wenn die Gelegenheit dazu da ist, werden sie dann diesen Weg einschlagen. Und was das anbelangt, wird Dich ja meine Freundin auch überzeugt haben, dass sie auch weiss, was ist. Und das ist ja die Hauptsache. Über dies haben wir hier unter einander auch diskutiert und sind zu diesem Resultat gekommen.

Dein Zusammentreffen mit Schuler ist ein glücklicher Zufall, ähnlich dem, der mich in die Kompanie würfelte, in der ich den Genossen Jannack wieder traf. Einen Kameraden zu haben, mit dem man sich versteht, ist doch viel wert. Dazu kommt noch, dass Jannack als Schuster (er war

in Bremen im Vorstand des Schuhmacherverbandes und hat einen langen Streik der Schuster als Leiter mit Erfolg und Schneid durchgeführt) und durch sein selbstbewusstes und furchtloses Auftreten den Vorgesetzten und Kameraden gegenüber bei diesen ungemein viel gilt, er kann von ihnen viel verlangen. Und auch ich fand durch ihn eine viel bessere und offenere Aufnahme bei allen. –

Italien scheint nun doch nicht bestimmt einzugreifen . . . Vorläufig hat aber auch unser Interesse die neue englisch-französische Offensive bei Arras, die scheint nicht schwächlich zu sein und macht uns zu schaffen. Vorläufig wissen wir noch nichts Bestimmtes darüber. Wir verfolgen schon deshalb alle Anzeichen mit Spannung, weil wir auch jeden Tag dahin kommen können. Zwei Kompanien kamen schon weg. Hoffentlich ist alles entschieden, bis Ihr versandfertig seid.

Ich grüsse Dich herzlich
Dein Gustav Seiter

Stuttgart, den 19. Mai 1915

Lieber Emil! Der grosse Brief ist leider nicht fertig geworden. – Morgen schlägt die Sterbestunde.

– der Wind saust durch die Blätter,

ein Regenschauer zieht durch Wald und Feld zum Abschiednehmen just das rechte Wetter, grau, wie der Himmel, steht vor mir die Welt doch wend' es sich zum Guten oder Bösen

Du holde Maid –

das übrige kannst Du ja bei Victor Scheffel selbst nachlesen.

Soeben bekomme ich von der Vorwärts-Redaktion ein Gedicht zurück, mit folgender Begründung:

«W. G! Ihr Gedicht verstösst leider gegen die Zensur, welche keinen Pessimismus duldet. Mit Parteigruss, Feuilletonredaktion Vorwärts.»

Mehr zu verlangen ist doch sicher unmöglich. – Ich habe den festen Wunsch, dass wir fortwährend in Verbindung bleiben. Es ist zur Zeit nötiger denn je. Meine Militäradresse werde ich Dir in Bälde zuschicken. Die Ausbildung soll ja, soviel ich gehört habe, in beschleunigtem Tempo erfolgen. Besonders wenn es in Italien losgeht (was zur Zeit sehr wahrscheinlich ist), werden wir wohl bald in die Lage kommen, praktische Schützengrabenkenntnisse zu sammeln. Schreibe bald.

Herzlichen Gruss Fritz Rück.

den 28. Mai 1915

Liebejugendgenossen! Da wir für einige Tage in Ruhe sind, ist mir die Möglichkeit gegeben, mein Versprechen einzulösen. Am 1. Mai, diesem denkwürdigen Tag der Arbeiterschaft, musste ich ins Feld ziehen, wider das russische Volk. Wer hätte je geglaubt, dass wir sozialistisch gesinnten Arbeiter die Waffe ergreifen, wider die Leidensgenossen diesseits und jenseits der schwarz-weissen Grenzpfähle. –

Als ich zum Regiment kam und in die Kompanie eingeteilt wurde, war das Bataillon, dem ich angehöre, in Ruhe. Nach 18tägiger Stellung war dem Bataillon vier Tage Ruhe gegönnt. Nun darf man aber nicht der Meinung sein, dass die Grenadiere nun schlafen und ausruhen können. Um den Soldaten, der im Schützengraben ganz verschlafen, träge, taub und alles andere mehr wird, ist das

Exerzieren das Mittel, das den Soldaten wieder belebt, ihm die Glieder wieder gelenkig macht. Ferner ist Appell in Gewehr, Munition und Kleidung, alles muss in tadelloser Ordnung sein. Da wir in einer Ortschaft liegen, können wir das Leben der russischpolnischen Bevölkerung beobachten. Das Elend, das hier herrscht, ist grenzenlos. Hunger, Krankheit und die meisten Häuser zerstossen.

Was ich in meiner ersten Reservestellung gesehen habe, ist mir zeitlebens in Erinnerung. Es ist eine Gartenstadt im Walde, gut gezimmerte Hütten behaglich und wohnlich eingerichtet. Alles um uns ist so idyllisch, nur der Kanonendonner und fernes Infanteriefeuer erinnert an den Krieg. – Schreibt mir auch etwas über den Stand unserer Bewegung, es ist das Einzige, was mich erfreut, wenn die Verbindung mit der Heimat nicht abreisst.

Seid vielmals von Eurem Jugendfreund gegrüsst

Paul Prestle

Bailly, den 30. Mai 1915

Lieber Emil. Deinen Pfingstbrief erhalten. Besten Dank. Da haben sie Euch schön «angeschissen». Doch Ihr bekommt so eine kleine Vorahnung dessen, was Euch hier im Felde erwartet, wo uns oben angeführter Ausdruck so geläufig geworden ist, dass man ihn ohne was dabei zu denken, niederschreibt. – Nun vielleicht bekomme ich die versprochenen Feldpostbriefe doch, ebenso kannst Du versichert sein, von mir eine Mai-Fotografie zu erhalten.

Einen Monat bist Du nun Soldat, noch einen und Du bist versandfertig. Rück ist ja auch eingezogen, man weiss kaum mehr, an wen man sich dann wegen Nachrichten von der Stuttgarter Jugend wenden kann.

Unsere Erwartungen betr. Italien sind nun eingetroffen. Das bedeutet die endliche Revolutionierung der Südländer, diese Frage wird nun allerdings auf eine andere Weise gelöst, als ich damals in meinem Reisebericht entwickelte. Das Ergebnis wird aber dasselbe sein. Die Industrie hat in Oberitalien einen schweren Stand gehabt gegenüber der deutschen Konkurrenz, das Bündnis mit Deutschland und Österreich brachte so viel Vorteile, dass sie sich eben noch aufrechterhielt. Nach diesem Krieg wäre bei günstigem Abschneiden Deutschlands diesem die politische Hilfe Italiens überflüssig gewesen, dass dann die italienische Industrie niederkonkurriert und vernichtet wird, darüber waren sich die italienischen Unternehmer im Klaren. Deshalb klammern sie sich an die einzige Möglichkeit, dass sie bei einem Siege Italiens ihre Nationalwirtschaft retten könnten. Leider hat Deutschland durch seine Zollschutzpolitik sich auch die Klasse der Grossgrundbesitzer verfeindet. Diese zwei Klassen drängten der Nation ihren Willen auf. Der Geschäftsgang war flau, in den letzten Wochen haben die Industriellen die Arbeiter massenhaft aufs Pflaster geworfen, wissend, dass das durch den Hunger gepeitschte Proletariat bald in den Ruf einstimmen werde: «Arbeitend leben oder kämpfend sterben!»

Die Regierungsmitglieder und Volksteile, die für den Frieden waren, standen dieser Bewegung machtlos gegenüber. Sie hatten keine Mittel, die Not des Volkes zu lindern, der Dreiverband allein stellte seine Milliarden gegen Blutarbeit zur Verfügung. So müssen erst wieder Blutströme fliessen, bis Italien sich in seine Rolle als Provinz einer der Mächtigkeitsgruppen ergibt. Denn viel geändert wird durch das Eingreifen Italiens nicht, die italienischen Hitzköpfe werden sich, wenn sie bei uns kämpfen, an unseren Stellungen die Köpfe einrennen. Dass wir das Dreieck Ypern-Noyon-Verdun zu einer kürzeren geraden Linie machen, wie das die Gegner hoffen, ist gar kein Anlass. Über die Alpenpässe kommt kein Schwanz, und zwischen Alpen und Adria ist ein Einfallstor zu ungeheurem strategischem Vorteil für Österreich. Noch ein paar Metzereien, und es wird wieder alles stagnieren. Ist dann die politische Einsicht auf deutscher Seite nicht ganz verschwunden, kann bald das Signal «das Ganze halt» geblasen werden.

Mit herzlichem Gruss Dein Gustav Seiter

Schützengraben, östlicher Kriegsschauplatz, den 4. Juni 1915

Lieber Emil! Du beklagst Dich, warum ich solange in Stillschweigen verharre. In den letzten vier Wochen, die ich im Massenquartier verbringen musste, wurde mir von meinem Unteroffizier das Leben sehr schwer gemacht. Warum – kannst Du Dir wohl denken. Vor Schwermut war es mir nicht zum Schreiben.

Wie Du weisst, zog ich am 1. Mai wider meine russischen Arbeitsbrüder, für die ich so viel Sympathie habe. Während meiner Dienstzeit habe ich an alle mir bekannten Genossen einen acht Seiten langen Brief gesandt. Der Genossin Sprosser habe ich den Auftrag gegeben, sie soll diesen Brief Dir zusenden. Sollte er zu lange ausbleiben, dann erinnere sie daran. Ferner willst Du meine Meinung über die Stellung der Partei zum Kriegsgeschehen hören.

Bei Ausbruch des Weltbrandes haben wir Marxisten eine Täuschung erfahren, wir haben geglaubt, der Gang der sozialen Revolution sei weiter vorangeschritten, wir haben in unserem Optimismus vieles übersehen und unterschätzt. Die realen Tatsachen sind mächtiger als Theorien. Wir haben geglaubt, dem Kapitalismus einen Wall entgegengestellt zu haben, seine verheerenden Auswüchse in der Ausbeutung des Proletariats geschwächt und gemildert zu haben, aber fehl, erst nach Beendigung des Krieges wird sich der Kapitalismus in seiner wahren Gestalt dem schaffenden Volke präsentieren. Wir waren der Meinung, dass wir Arbeiter den herrschenden Klassen gegenüber eine Macht repräsentieren, ja, alles war gut organisiert und schön geregelt, aber es haben sich im Laufe der Jahrzehnte unzählige Akademiker aus dem bürgerlichen Lager in das der Arbeiterschaft geschmuggelt, ihre Aufgabe war, den revolutionären Geist im klassenbewussten Arbeiter zu ersticken, und glatt ist ihnen das Geschäft gelungen. Wer von uns hätte geglaubt, dass wir Arbeiter die Waffen ergreifen wider die Arbeiter jenseits der Grenzpfähle. Die Parteien der Internationale haben versagt. Die Partei schlummert nun, da die Mehrzahl ihrer Mitglieder im Felde steht, die paar Dutzend Parlamentarier, Journalisten und Schriftsteller, die bis jetzt von den Krallen des Militarismus verschont geblieben sind, sehe ich nicht als die Partei an.

Nun, lieber Freund, wie denkst Du Dir die Partei nach dem Kriege, wir Marxisten sind in der Minderheit und werden es auch in Zukunft bleiben, obwohl die marxistische Theorie zusehends in Praxis verwandelt wird, werden wir nur noch Sekten bilden, also Sektiererei treiben.

Denke bitte bei der Beurteilung meiner Zeilen daran, dass mir ein volles Jahr die geistige Zufuhr abgeschnitten war.

Also tausend Grüsse Dein Freund

Paul Prestle

Lazarett Stuttgart, den 4. Juni 1916

Lieber Emil! Ich freue mich, dass ich noch Freunde habe, die den wahren Charakter des Militarismus kennen. Es ist wirklich nicht leicht, sich dem Kriegsgehorsam zu unterwerfen. Ich hatte 14 Tage Ausgangsverbot und 3 Tage Arrest, alles wegen einer Lappalie. Wir dürfen in diesem verdammten Krieg nur den Kopf für die Kapitalisten hinhalten.

Nachher dürfen wir wieder unter gleichen Verhältnissen die Arbeit aufnehmen wie vorher. Glücklicherweise sind unsere lieben Kameraden Kies und Hirschmüller, die den Jammer nicht mehr mitmachen müssen. Werde bald entlassen. Unverhofft besuchte mich Bruno Gallaun. Die Freude kannst Du Dir denken. Er ist wieder dienstfähig. Das wird eine Freude sein, wenn wir uns alle wieder einander treffen können. Einstweilen wünscht gutes Wohlergehen Dein Freund

Paul Stiefel

Lazarett Stuttgart, den 8. Juni 1915

Lieber Emil! . . . Man merkt erst, was es mit der Vaterlandsliebe für eine Bewandnis hat, wenn man einmal mit Leuten zusammen gewesen ist – mit Kapitalisten – die zudem niemand im Felde haben. Was man da alles zu hören bekommt, wenn man zum Kaffee eingeladen ist. Die wissen mehr vom Krieg, als die, die sich draussen befinden. Sie haben nichts zu verlieren, für sie ist der Krieg ein gutes Geschäft. Dann heisst es immer wieder, die Arbeiter verdienen zu viel Geld, denen geht es zu gut, es müssen deshalb auch mal solche Zeiten kommen, sonst wird es den Arbeitern zu wohl. Sonst bekommen die Arbeiter die Übermacht. Aber kommen wird es trotz allem Gezeter. Vor Frühjahr nächsten Jahres ist kaum ein Aufhören dieser alle Kultur entwürdigenden Massenmörderei zu denken. An einen Frieden in allernächster Zeit zu glauben, wäre zu schön um wahr zu sein. Wir können nur hoffen. Wir müssen die Zeit eben dazu benützen, an uns selbst zu arbeiten und unser Wissen zu bereichern.

Freundliche Grüsse sendet Dir Dein Freund

Paul Stiefel

(Paul Stiefel wurde aus dem Lazarett entlassen und starb wenige Wochen später auf dem östlichen Kriegsschauplatz.)

Zur Situation in Stuttgart

Cannstatt, den 11. Juni 1915

Lieber Emil! Jeden Tag will ich Dir schreiben und immer kommt etwas dazwischen. Du weisst ja, wie es beim Kommiss ist, man mag noch so viel dienstfreie Zeit haben, Beschäftigung ist trotzdem immer vorhanden. Wir sind jetzt in der Maschinengewehrkasernen und bekommen so kleine Proben aktiver Dienstzeit zu schmecken. Ehrlich gesagt, trotzdem mir der ganze Schwindel gründlich zum Hals heraushängt, bin ich doch froh, dass meine Militärzeit nicht in Friedenszeit gefallen ist. Du wahrscheinlich auch. Wir werden wohl noch hinauskommen ins Feld. Aber ich habe weniger Angst vor einer Kugel, als vor zwei Jahren Dienstzeit. Die körperlichen Strapazen sind nicht das Schlimmste, sondern die seelische Niedergedrücktheit. Man wehrt sich fortwährend gegen die innere Demütigung. –

Die Mädchenversammlung ist gut verlaufen. Thalheimer sprach, nur etwas zu hoch. Heute Abend soll Fortsetzung sein. Westmeyer hat den Vorsitz der Partei niedergelegt, an seine Stelle ist Crispian getreten. Ich glaube, dass dies ganz gut für das Stuttgarter Parteileben ist. Wir mögen an ihm aussetzen, was wir wollen, aber es ist doch eine Tatsache, dass er eine Führernatur ist und glühenden Idealismus besitzt. Ich werde Dir vielleicht später ausführlicher darüber schreiben. Westmeyer hat mich immer interessiert, er ist eben einer von den Menschen, an denen man nicht vorbeigeht, ohne Stellung zu ihnen genommen zu haben. Die Berner Tagwacht hat verschiedenes aus der deutschen Partei mitgeteilt. Die ideale, und wie ich jetzt erkenne, ideologische Auffassung über Sozialdemokraten, die ich früher hatte, hat während des Krieges schon manchen Stoss bekommen, aber über diese neuen Tatsachen habe ich mich doch entsetzt. – Den Film hat Richard, ich habe ihn die ganze Woche noch nicht gesehen, hoffe aber, dass er die Sache richtig erledigt. Schreibe bald wieder.

Herzlichen Gruss Dein

Fritz Rück

(Der Film, den Richard Janus hatte, war das Foto von der Maidemonstration der Bremer Feldgrauen.)

An Fritz Rück

Schwäbisch Gmünd, 17. Juni 1915

Lieber Fritz!

Deinen Brief mit den Notizen über das Neueste habe ich erhalten. Deine Meinung über unsere Dienstzeit teile ich – trotzdem die Zukunft düster vor uns liegt.

Unser Dienst ist derart, dass selbst die Korporalschaftsführer sagen, dass man uns schon vorher kaputt macht, ehe wir überhaupt vom Feinde etwas sehen. Nach dem Urteil dieser, sollen wir uns von der «aktiven Mannschaft» nur dadurch unterscheiden, dass die Disziplin und Manneszucht und das Paradespielen nicht mehr das Gleiche sei. Was Marschleistungen und Exerzieren anbelangt stehen wir in nichts nach.

Vorige Woche hatten wir Nachtdienst von ½7 bis 10 Uhr. Am folgenden Morgen wurde um 4 Uhr früh die Montur gesäubert und ausgerückt zu einem Reisemarsch von 32 km.

Auf dem Exerzierplatz heisst nahezu täglich 5 Minuten Laufschrift 3 Minuten Schritt. Die ganze Gesellschaft flucht und schimpft auf den Vorgesetzten, versteht aber nicht, dass der Druck von oben kommt. Mich nimmt es nur Wunder, dass noch keiner während dem Herumjagen den Kolben herumgedreht hat.

Die Demütigung ist das Schlimmste. Trotzdem ich glaubte, abgestumpft zu sein, rege ich mich ständig auf, wenn ich an die schönen Titulationen denke, mit denen mich der Feldwebel beehrte, als ich mich wieder «Revierkrank» meldete. Mein linker Fuss ist ganz geschwollen. Da heisst es eben auf die Zähne beißen! Am Sonntag wollte ich auch noch in Urlaub fahren.

Auf die anderen Nachrichten einzugehen, ist mir jetzt bei diesem Zustand unmöglich. Vielleicht das nächste Mal, wenn etwas Ruhe herrscht.

Es grüsst Dich Dein Freund Emil

Brief aus den Argonnen

Argonnen b. Varennes, den 18. Juni 1915

Menschenskind, in Dein Elend (der Rekrut ist die lächerlichste Figur in der Weltgeschichte) will ich einen Brief hineinfuern, der zünden soll. Grosse Worte zum Anfang sind ein schlechtes Zeichen, also erwarte nicht himmelstürmende Gedanken. Wir liegen am Ostrand der Argonnen, am Saum der Höhe 263. Bei uns ists noch ruhig (nur Granaten, Schrapnells und hie und da Infanteriefire, Flanke). Der Gegner ist noch 600-800 m entfernt. Nach rechts prallen die Gräben hart zusammen. Bis auf 10 m. Da oben – ich war zu Pfingsten mal dort, gehts grausig zu. Minen, Handgranaten, Maschinengewehre und Infanteriefire, das wie wahnsinnig wütet und verknistert.

Im Wald Gräben, wohin Du siehst. Am Abend des 31. Mai ist auch unser lieber Freund Otto Metzger gefallen. Eine Schrapnellkugel zerschlug das Hirn. Wieder ein Blutopfer. Der Krieg ist ein gefräßiges Ungeheuer! –

Der Dienst ist nicht schlimm. Sechs Stunden Postenstehen in 24 Stunden, das lässt sich ertragen. Mal ab und zu nach Boureilles, Eisenbahnschienen schleppen, blödsinnige Beschäftigung – die andere Zeit liegst Du im Jugendheim, pennst, liest, rauchst, streichelst Dir den Bauch oder freust dich an der wunderschönen Landschaft. Im Wald – Granaten haben ihn verwüstet, singen die Vögel, trotz dem Kanonendonner. Der elende Drill, die geistige Knechtung der Kaserne ist irgendwo in Deutschland, ist hinter der Front auf den Etappen, keine Sau will was von Dir. Einige Unteroffiziere sind Genossen, ebenfalls eine Anzahl Wehrleute – da lässt sich schon auskommen. Sicher, es gibt auch Rindviecher, aber – nur nicht aus der Ruhe bringen lassen. Unser Leutnant ist tadellos, (Professor, Doktor, Lehrer) mit ihm kann man diskutieren. Ich bekomme von ihm Bücher. Auch

Liebster Fritz!

Dein Brief mit dem Notizen über
das Münster, dankbar empfangen.

Deine Meinung über das Münster
Dincklage habe ich - bezogen die Zeit.
Könnte dir aber auch nicht helfen.

Nein, dein Brief ist demnach, dass selbst
die Korporalpostbeförderung zu sein,
nicht nur, die Postämter sind zu gering,
wenn sie die Posten nicht, es sei über-
führt von den Posten abwärts gehen. Nach
dem Notizen dir, sollte sich nicht von
der, anderen Münsterpost unter der Leitung
nicht sein, dass die die gleiche in Münster
nicht nicht mehr ist, die Posten sind
nicht mehr die gleiche zu. Nach Münster
Lösungen ist. ^{unzulässig} ~~unzulässig~~ Posten sind in
nicht mehr.

Wichtigste Sache ist die Münsterpost
von 12⁰⁰ bis ~~12⁰⁰~~ - 10⁰⁰. Eine folgendes
die Summe sind die Posten sind 4⁰⁰
ist jedoch nicht möglich ist, und die Posten sind

Auf die merkwürdigen Erscheinungen im Bergbau zu sprechen
Auf die merkwürdigen Erscheinungen im Bergbau zu sprechen
Auf die merkwürdigen Erscheinungen im Bergbau zu sprechen

jetzt einen Ausbruch von 32 km.
Auf dem Gängeplatz fußt es bergauf
5 Minuten Luftschiff - 3 Minuten Aufst.

Die ganze Gasallzeit fließt in Pfingst
mit der Kompagnon, sie haben aber nicht
sein. Das Dreck von oben andern ein.
Folgt.

Mitunter mit dem Dreck, das
auf einem, besonders dem Himmelsraum,
den Kolben unregelmäßig fort - -

Die Dammigung ist das Gasfeld.
Inzwischen ist abgenommen zu sein
glücken, was ich nicht klappt auf
sonst ich in die Pfingst betrieblernen
das Felderwelt dankt, mit dem
das mich klappt, als ich mich wieder
Kleinwerk 'maltern. Meine Lücken
Sicht ist ganz vollkommen, kann nicht
mehr klappt. Da fußt es, mit der
Zufuhr klappt - - Ein Versuch sollte
ich mich auf in Natur klappt! - -

G. G. G. G.
Dein Freund
Karl.

Burgfriede. Das macht, weil ich eben Dichter bin und er meine unsterblichen Verse im «Simplizissimus» liest.

Über die Stimmung im Feld zu schreiben, ist sehr schwer. Die Friedenssehnsucht beseelt alle, aber alles ist so unklar, so verworren. Es ist möglich – hoffen wir das Beste – dass der scharfe Wind der Opposition die Hirne klärt. Handgranaten werfen haben wir ja gelernt bekommen. Aber auch das ist nicht tragisch zu nehmen. Ich bekomme den «Vorwärts» und «Het Volk» (Amsterdam). Rühle schreibt auch – ich sehe ziemlich klar. Die kommenden Kämpfe werden leidenschaftlich und erbittert sein, wovon wir jetzt gar keine Ahnung ha-

Der Weg

Aus dem Dorf, das verlassen am Flusse liegt
und sich schön in die Felder schmiegt,
führt ein Weg an unserem Graben vorbei.
Wir liegen im Wald. Um uns ist Mai.

Die Sonne umschleiert mit Licht und Glanz
den herüber grüssenden Bergeskranz.
Eine Wiese dehnt sich am Waldessaum
und blüht wie ein schöner Heimatstraum.

Wir sehen den Weg und kennen sein Ziel.
Schon mancher Freund, der ihn ging, der fiel.
Der Gegner hat sich, wo der Hügel blaut,
den Tod in den Händen eingebaut.

So warten wir schon monatläng.
Granaten singen den Frühlingsgesang.
Ein Weg führt in ein schönes Tal. –
Wann gehen wir diesen Weg einmal?!

Mit herzlichem Gruss
Kommt in den Lichtstrahlen.

Max Barthel

Die Partei zu Soldatenmisshandlungen

den 25. Juni
1915 Lieber Emil! Besten Dank für Deine Sendung vom 19.6. Nach Deiner Schilderung scheint zwischen dem preussischen und württembergischen Kommiss verflucht wenig Unterschied zu sein. Dass Ihr im Laufen so intensiv ausgebildet werdet, ist doch hoffentlich kein schlechtes Zeichen, obwohl ich ja befürchte, dass sie Euch als frische Truppen gleich an die heissesten Stellen schicken werden. Wir sind nämlich zu Märschen nicht mehr zu gebrauchen. 15 Kilometer und alle fallen um. Das macht das lange Herumliegen im Schützengraben. Man weiss es auch, denn sonst wären wir schon lange weggekommen. Verfolgst Du die deutschen Wehrmachtsberichte? Die letzten Wochen machten die Gegner zwischen Noyon und Soissons einen Durchbruchversuch. Einige Kilometer links von uns wurde der erste Stoss geführt bei Moulin sous Touvent. Wir sollten heute abgelöst werden, da ging es los und in letzter Stunde kam der Befehl «die Kompanie bleibt liegen». Das war für uns ein Glück, denn alles was hinten lag, kam an die bedrohte Stelle. Dort war es einige Zeit

kritisch. Tagelanges ununterbrochenes wütendes Artilleriefeuer. Jede Sekunde mehrere Abschüsse. Des Nachts dann die Infanterieaktionen. Eindecken von Gräben durch Artillerie und deren Einnahme von feindlicher Seite, Beschiessen der Gräben und Wiedereroberung, Wiedereinnahme nach Vernichtung alles Lebenden durch Artillerie, Stürme auf die Reservestellungen, Zurückschlagen derselben und Gegenangriff, so tagelang ununterbrochen. Endlose Züge von Artillerie führen in die Gegend, ebenso Infanteriereserven, so kam die Aktion zum Stehen.

Erfolg: die Franzosen eroberten einige Kilometer breit zwei bis drei Reihen vollständig zerstörter Schützengräben und besitzen sie heute noch, kamen aber nicht weiter. Auf französischer Seite 20'000 Tote, auf deutscher Seite 5'000 Tote, wie uns unser Zugführer bekannt gab. Die 5'000 Tote verloren wir hauptsächlich durch den Versuch der Wiedereroberung der verlorenen Stellung.

Also eine grosse Schlächtereie, ohne jeden Zweck, doppelt entsetzlich deshalb, weil schon vor Beginn der Aktion dieser Verlauf so ungefähr voraus berechnet werden konnte, weil schon so viele so verlaufen sind. Wann wird man endlich die Zwecklosigkeit weiterer Operationen einsehen? Bei Arras zur selben Zeit die gleiche Geschichte, dort nur in vergrössertem Massstab. Dort soll es jetzt auch wieder ruhig sein, also die ganze Geschichte gescheitert. Wenn dem blinden Militarismus weiter ungehindert Lauf gelassen wird, werden wir schliesslich nach langer Zeit Ruhe bekommen, die Ruhe des Friedhofes, in dem die Kraft der Nation begraben liegt.

Zwar, der Mensch hofft, solange er lebt. In letzter Zeit hören wir hie und da von Friedensbestrebungen. Man soll in Russland und Frankreich dazu geneigt sein, Amerika bietet seine Vermittlerdienste an, kurz, es liegt etwas in der Luft. Und begierig verfolgen wir Tag für Tag die Zeitungen, hören wir aufmerksam auf diese Klänge. Wir berechnen auch, dass vernünftigerweise, mindestens im Herbst, Schluss sein müsste. Da kommt das Grundwasser wieder, werden die Tage kürzer, grosse Aktionen werden für den ganzen Winter unmöglich. Wenn also bis dahin sich nichts Wesentliches verändert hat, können sie ruhig Schluss machen. Ich will sehen, ob diesmal wieder der Sehnsucht und Vernunft nur Hohn gesprochen wird. Die Nachrichten aus Deutschland sind aber wenig wesentlich. Die Fraktion hat eine bitter notwendige Aussprache über «Soldatenmiss-handlungen im Felde» mit unterdrückt. Das heisst, der rechte Flügel «Arbeitervertretung». Dieses Stück setzt dem Verhalten der «Rechten» die Krone auf. Ich prüfe das Wort Verrat. Es ist nicht unberechtigt. Was z.B. gerade in dieser Beziehung Material da ist, ist unglaublich. Letzthin starb ein Mann von unserem Regiment an den Folgen eines Stockhiebes, den er vom Regimentskommandeur über den Kopf erhielt. Der Offizier ist allerdings jetzt vom Regiment versetzt worden. Aber das ist nur ein Fall unter vielen. Und die von der Rechten wagen es noch, die «Berner Tagewacht» und die Genossen, die das unerschrocken vertreten, zu beschimpfen. Das alles zwingt mir den Gedanken auf, dass eine Trennung der Partei unvermeidlich, ja wünschenswert ist.

Denn die Möglichkeit, dass die Regierung Stützen der Rechten gekauft hat, halte ich nicht für ausgeschlossen. Vom Frontdienst wollen sich die Halunken drücken, siehe den Fall Stampfer-Scheidemann. Dazu gehen sie zu Denunzationen der Linken über, das bewusste Flugblatt, wegen dem in Berlin Leute verhaftet wurden, ist auch in Bremen verbreitet worden. Dort wurden auch zwei Leute eingesteckt. Und statt ihnen beizustehen, beschimpfen die Parteiblätter der Rechten die Genossen, die mit dem Flugblatt einverstanden sind. Wir haben nach Stuttgart unsere Meinung an Anna Rück geschrieben. Der Bericht der Genossin Dörfel ist ganz interessant. Es freut mich zu hören, dass auch andere Orte noch fest zu uns stehen. Du übermittelst ihnen doch alles Material, das Ihr bekommt?

Die Idee der Mädchenversammlung ist gut. Wie steht es denn eigentlich mit der Jugendspaltung in Zuffenhausen? Fritz schrieb mir, seitdem er Soldat ist, nicht wieder. Es scheint ihn sehr niederzudrücken. Auch ich habe hier draussen oft hart zu kämpfen, um nicht in Apathie zu versinken. Du wirst es auch noch kennen lernen. Aber es darf nicht sein, es soll nicht sein, und wenn wir alle unterliegen sollten, ich will doch das Bewusstsein haben, bis zum letzten Augenblick verbissen

auf meinem Platz ausgeharrt zu haben. Und ich hoffe, dass wir alle miteinander uns nicht unterkriegen lassen.

Die zwei Briefe schicke ich Dir extra zurück, ich werde sie Karl Jannack noch lesen lassen. Ebenso bekommst Du die Maiaufnahme, die übrigens durch Rück nach Zürich gegangen ist. Wir sind alle begierig, ob aus der Sache was wird.

Dass Dir die Genossin Bios nicht mehr antwortet, ist verständlich. Sie stehen auf dem rechten Flügel und gehen in Unterstützung des Militarismus auf. Das ist es eben, dass uns solche geistigen Umwälzungen manchen Freund und Kameraden kosten. Vielleicht interessiert Dich, dass Braukmüller in Russland ist. Nachricht fehlt.

Es lebe die Agitation der Verständigung der Völker.

Dein Gustav Seiter

Einblick in das literarische Schaffen von Max Barthel

Argonnen bei Varennes, den 26. Juni 1915

Lieber Emil, halte bei Gelegenheit, wenn Du wieder schreibst, die Schnauze und rede nicht von den schwarzen Augen der Lisa, das ist Hohn, jetzt mir ein Lied von den Mädels, den lieben Mädels, vorzusingen.

Insbesondere, da mein Herz von neuer Glut brennt und – Junge, rate mal, wem – feurige Briefe – Kerl Du erratest es doch nicht, Elisabeth heisst sie – nach Dresden feuert. Du denkst auch noch gern an den Heidebummel? Meine Korrespondenz wächst sonst ins Ungeheure – Käthchen kriegt jetzt auch den Abschied, sie hat mir Lust und Schmerz gebracht – ist aber überwunden. Nur die Eine, Feine, Reine – na, Du kennst ja den Schwindel, füllt die Seele mit heiligen Schauern.

Aber sonst bin ich noch gesund und munter – der Stuhlgang – ein nicht zu unterschätzender Faktor im Schützengraben, ist regelmässig.

Kennst Du das schöne Lied:

Gott schuf Menschen und Tiere,
Bloss keine Unteroffiziere.
Die Unteroffiziere, die Hunde,
schuf der Teufel zur Mittagsstunde.

Das kannst Du ja pfeifen, wenn Dich der Drill ankotzt. Schreibst bald wieder. Und Fritz als Rekrut – haste Worte. Hoffentlich hast Du noch lange Schonung. Die Schwaben sind im Übrigen eine merkwürdige Rasse. Doch reden wir nicht davon. Deine Karte vom 16. Juni kam heute. Hier eine kleine neue Sache.

Der Tod im Frühling

Ach, in der Jugend sterben ist so bitter,
wenn Deine Träume endlos schweifen
und wie der Zukunft goldne Ritter
kühn nach den höchsten Dingen greifen.
Nun grinst der Tod, der schwarze Schnitter,
eh' deine ersten Taten reifen,
um dich im Kugelungewitter
wie taubes Stroh hinweg zu schleifen.
(«Vorwärts»)

*Arbeiterdichter Max Barthel
1918 im Argonnerwald*



So, Junge, so habe ich den «Heldentod» bedichtet. Beiliegend noch ein Gedicht aus dem «Simplizissimus»:

Der Pflug

Es liegt ein Feld mit Granaten besät.
Da hat der Krieg mit donnernden Schlägen gemäht,
hat die Erde mit Garben, mit Menschen bedeckt
und ist dann in weitere Ferne geschreckt.

Nur ein Pflug, wie ihn der Bauer verliess,
Als ihn der Wind des Todes anblies,
steht ruhig im Feld, zur Arbeit bereit,
als käm schon morgen die friedliche Zeit.

Als käme schon morgen das Ende der Not,
als grüne schon morgen das heilige Brot.
Als blühe, was gestern der Tag zerschlug –
Ruhig wartet im Feld ein Pflug!

Schreibe mir auch mal einen Brief und sei herzlich gegrüsst

von Deinem Fratello (Max Barthel)

Glimmende Hoffnungsfunken

den 27. Juni 1915

Lieber Emil! Hier die Briefe zurück mit der Maiaufnahme. Das Bild hat überall grossen Anklang gefunden, ich denke, Deine Kameraden werden sie auch gern ansehen. – Nun habe ich auch von der Erklärung «Das Gebot der Stunde» von Haase, Bernstein und Kautsky gelesen. Endlich! Der Artikel findet unseren vollen Beifall, wir können nun auf ein Aufleben der deutschen Opposition rechnen. Die wütenden Angriffe der Gegner bleiben hoffentlich erfolglos. Dass sie so grosse Anstrengungen machen, beweist nur, dass wir doch eine Macht bilden. – Wir werden jedenfalls heute abgelöst und kommen wieder in Reserve. Hoffentlich erleben wir dort den Tag, an dem das Signal «Das ganze Halt» ertönt.

Herzlichen Gruss Dein Gustav Seiter

Argonnen, den 27. Juni 1915

Mein lieber «Kamerad» Emil!

Du wirst mich nicht mit Unrecht eine ganz faule Sau nennen. Aber ich bitte Dich, machs gnädig. Du musst bedenken, dass mein jetziger geistiger Zustand einer Verblödung sehr ähnlich sieht. Warum, ich weiss es selbst nicht. Dem einen spielt dies elende Leben hier mehr mit und dem anderen wieder weniger. Bei Max (Barthel) scheint es umgekehrt zu sein. Er versteht jedenfalls die Eindrücke zu fassen und zu meistern. Jedenfalls hat er hier im Felde einige wirklich feine Sachen geschaffen. – Es eckelt mich an, wenn ich in den deutschen Tageszeitungen lese, der Mut der deutschen Truppen und die Begeisterung sei gross und was sonst noch für Schwindel verzapft wird. Sei froh, dass Du noch in der Garnison bist. Die Stimme eines schnauzigen Unteroffiziers ist noch lange nicht das Einschlagen einer 28-cm-Granate. Und dann hast Du doch wenigstens noch Stunden, in denen Du Dich geistig erholen kannst. Aber wir?-

Ich glaube, dass es mit der Partei wieder etwas besser wird. Haase, Bernstein und Kautsky haben einen feinen Artikel «Das Gebot der Stunde» in der Leipziger Volkszeitung gebracht.

Uns dreien gehts noch gut. Nur schiesst die französische Artillerie in der letzten Zeit recht unangenehm zu uns herüber. Na – dafür ist Krieg. Ergo – sind wir die glücklichsten Menschen auf Gottes weiter Erde.

Es grüsst Dich herzlich Dein Fritz Dörfel

Über die Situation in Bremen

Bremen, den 22. Juli 1915

Lieber Genosse! Brief sowie Karte habe ich erhalten. Du wirst wohl bald ins Feld kommen. Es ist so schwer, sich für die Ideale der Bourgeoisie aufopfern zu müssen. Aber Jammern würde uns am wenigsten nützen und zudem sind wir ja, wie man so sagt, Kummer gewöhnt. Wir müssen uns dann eben so gut wie möglich durchschlagen. Hier in Bremen wurde ein Genosse zu neun Monaten Gefängnis verurteilt, wegen Verbreitung des Flugblattes «Der Hauptfeind steht im eigenen Land». Aber ungeachtet aller noch so scharfen Knebelungen der Arbeiter gibt es eine ganze Masse Parteigenossen, die den Burgfrieden für notwendig halten, die das neue Sozialistengesetz anerkennen. Eine merkwürdige Verblendung. Ich lege den kurzen Bericht über die Verhandlung bei. Gegen die Haltung unseres Parteiblattes wird im Stillen gewühlt und gearbeitet. Der frühere Chefredakteur Henke – jetzt hat man ihm die Chefredaktion genommen, war kürzlich in Ferien. Sofort nahm das Blatt eine andere Farbe an, denn die übrigen Redakteure nehmen mehr oder weniger

gegen Henke Stellung. Einen Protest, den Seiter, Jannack u.a. in dieser Sache einschickten, lege ich ebenfalls bei. Ganz den Henke abzusägen, nach dem Muster der Tagwacht-Redaktion, wagt man allerdings nicht, denn sein Anhang in der Masse ist zu gross. Wir können die begründete Hoffnung hegen, dass die Zeit nach dem Kriege uns wieder in die Hände arbeitet. –

Auf der Bremer Aktiengesellschaft «Weser», einer Werft auf der z.B. auch Kriegsschiffe gebaut werden, arbeiten gegenwärtig an die 7'000 Mann, davon sind nur 900-1'000 Mann organisiert, früher waren es über 3'000. Die Gewerkschaften haben zu Anfang des Krieges Burgfrieden proklamiert und die Agitation eingestellt. Den «Gelben», den christlichen Werkvereinen ist das aber gar nicht eingefallen. Diese haben mit Hochdruck weiter gearbeitet, und das Resultat ist, wie mir ein Werftarbeiter sagte, dass er seinen besten Kollegen nicht mehr trauen könne und sehr oft nicht wisse, ob er es mit einem Gelben zu tun habe. Das Resultat ist weiter, dass viele Arbeiter glauben, es gäbe gar keine Gewerkschaft mehr. Die Unternehmer können sich alles herausnehmen und willkürlich die Tarifverträge ändern. Die Gewerkschaften lassen sich nichts merken. Die Löhne werden schändlich gedrückt, die Unternehmer stehen mit der Militärbehörde in Verbindung, und wer zu mucksen wagt, wird in den Schützengraben kommandiert. Die Arbeiter stehen tatsächlich unter Militärgesetzen. Die Gewerkschaften aber halten Burgfrieden. Die «Bremer Bürger-Zeitung» steht mit den Gewerkschaftsführern auf gespanntem Fuss, weshalb diese es unterlassen, ihr das haufenweise bei ihnen lagernde Material über Unterdrückung der Arbeiter zuzuführen. So kritisiert die Parteipresse also nicht einmal die Fusstritte, die man der Arbeiterschaft versetzt. Kein Wunder, dass sich die Arbeiter der Presse gegenüber ähnlich verhalten, wie gegenüber der Gewerkschaft, sie kehren ihr den Rücken. Das aber wollen Henkes Feinde geradezu erreichen, um dann mit der geringen Abonnentenzahl gegen ihn aufzurumpfen zu können. Das sind so einige Einzelheiten aus Bremen, die vielleicht interessieren.

Mit vielen Grüssen

Willi Eildermann

Es lebt noch eine Flamme . . .

Berlin, den 28. Juli 1915

Lieber Birkert! Wir durchleben die grosse Zeit. Im Felde, im Lazarett und in der Kaserne können wir voll und ganz den «hohen Beruf» des Vaterlandsverteidigers durchleben, gefesselt und gebunden. Die beste Kraft des Volkes steckt im «Ehrenrock». Die Frauen und Kinder, Mütter und Väter, haben ja ihr Liebstes hingegeben. Und nicht damit genug! Noch darben müssen sie. Nicht England, noch ein anderes Land hungert uns aus. Für was gehen unsere Volksgenossen in den Tod? Für die Wucherer im eigenen Lande. Sie saugen das Volk bis aufs Blut aus. Was draussen im Felde noch übrig blieb zu vernichten, das tun unsere Industriellen und Agrarier im Lande. Und Arm in Arm mit diesem Gesindel werfen sich unsere Führer in einem Augenblick, wo das Proletariat der ganzen Welt mit Bangen auf die befreiende und einigende Tat unserer «geistigen Leiter» harret, auf unsere Gesinnungsgenossen des Auslands. O diese Memmen! Aber sie werden darum auch politisch abdanken müssen. Das muss das Werk des Volkes sein. Sie verstehen es ja, sich in den Besitz der wirtschaftlichen Kampfmittel der Arbeiterklasse zu setzen, aber unser ganzer Groll muss sie hinwegfegen. Nicht mehr zaudern und zagen, sondern schaffen und wirken, stürzen, was morsch und das Bessere an die Stelle des Alten setzen. Erst der Krieg musste uns den grossen Spalt zeigen, der uns in der gewesenen Internationale entgegengähnt. Und so ist unsere Arbeit eine doppelte. Die Reinigung unserer Partei und der unerbittliche Kampf gegen das Kapital. Und sind wir auch jetzt in die Tiefe verdammt, dann müssen wir wühlen, gleich dem Maulwurf, auch er kommt ans Licht. So wollen wir auch jetzt die Sturmkolonnen ausbilden, formieren. Nicht nur

ertragen das Furchtbare, nein auch jetzt schaffen. Es muss die Zeit kommen, wo das Kapital zusammenstürzt, ob friedlich oder unter einem grossen revolutionären Entbrennen, nach diesem furchtbaren Weltkrieg sind wir auch hierin weitergekommen.

Dein Freund Gustav Schreiber

den 3. August 1915

Lieber Emil! . . . Mit dem politischen Redakteur Henke der «Bremer Bürger-Zeitung» stehen wir in Verbindung, unser Eingreifen hat schon manchmal gewirkt, besonders deshalb, weil es doch auch noch ein lautes Echo findet. Die Haltung der Zeitung ist in letzter Zeit fein, das beste Blatt noch von allen. Schade, dass Du es nicht regelmässig lesen konntest, vielleicht lässt Du es Dir ins Feld nachsenden. –

Über Stuttgart bin ich durch die Genossin Rödel gut unterrichtet. Die Haltung der Stuttgarter Jugend findet unsere Bewunderung, wir werden dafür sorgen, dass in Bremen die Sache bekannt wird und vielleicht in der Zeitung vertreten werden kann. Ich frage sofort an, ob ein Bericht Aufnahme finden wird. Als Adresse für den Gedankenaustausch der Genossinnen schlage ich Hanne Waldeck vor. Ich habe sie schon benachrichtigt. Könnt Ihr die Mai-Sache nicht weiter verfolgen? Dann eben Schluss damit. Den «Sums» «zum Sieg» gelesen. Traurig, dass sich Leute wie Hesse zur Idealisierung des Imperialismus hergeben «am deutschen Wesen wird die Welt genesen». Diese Leute wollen eben die Operationen unterstützen und haben kein Gefühl dafür, wie sehr sie dabei den Geist prostituieren. –

Teile mir Deine Adressenänderung rasch mit. Im Übrigen hoffe ich, dass Du noch recht lange in Deutschland bleibst.

Herzlichen Gruss von mir und Jannack

Dein Gustav

Gegensätzliche Meinungen werden ausgetragen

Bremen, den 5. August 1915

Lieber Birkert! Was Du aus Stuttgart berichtest, ist sehr interessant. Ich bin gespannt, wie die Geschichte dort abläuft, ob die Parteien sich wieder zusammenfinden werden, oder ob die Spaltung noch auf weitere Teile der Partei ausserhalb Württembergs übergreifen wird. Ich möchte vorerst noch glauben, dass der scharfe Klassenkampf, der nach dem Kriege zu erwarten ist, die Parteien wieder fest in einer Organisation zusammenschliesst und zwar auf einer Grundlage, die unserem Sinne entspricht. Denn dass die himverbrannten Hoffnungen der Reformisten auf die Arbeiterfreundlichkeit der Herrschenden (preussisches Wahlrecht u.a.) Schiffbruch leiden werden, ist doch handgreiflich. Man muss die Verfolgungen der Sozialisten, die sich Polizei und Justiz jetzt leisten, nur richtig verstehen, man muss die Schläge, die anderen Parteigenossen versetzt werden, selbst mitempfinden können, um jeden Glauben an ein Zusammengehen der Arbeiter mit der Regierung zu verlieren. Aber freilich, die Durchhaltesozialisten sind bei der Regierung lieb Kind und haben nichts zu fürchten. Der Sozialismus hat den Schaden davon.

Ich halte es für angebracht und hoffe, bei Dir auf Interesse zu stossen, wenn ich Dich in eine kleine theoretische Auseinandersetzung einweihe, die ich mit unserem Freund Gustav Seiter hatte. Es hat sich nachher herausgestellt, dass der Unterschied zwischen uns beiden doch nicht so gross ist, wie ich zuerst annahm. Jedenfalls besteht er nicht darin, dass ich einen anderen Weg gehen will als Seiter. Wir kämpfen beide gegen den Sozialimperialismus, sind für demokratische Reformen auf allen Gebieten, sind uns einig in der Einschätzung des Parlamentarismus und Ministerialismus. Kurz, im praktischen Kampf stimmen wir durchaus überein.

Nur, dass ich die künftige Entwicklung des Kapitalismus anders beurteile als er und dass ich das, was er vorausberechnen zu können glaubt, für Spekulationen halte. Worum es sich handelt, wirst Du aus den beigelegten Briefen ersehen. Vielleicht hast Du auch etwas dazu zu sagen. Die Briefe schicke umgehend zurück. Soviel für heute.

Es grüsst Dich bestens Dein

Willi Eildermann

Spa, den 19. August 1915

Lieber Emil! . . . Meine politische Anschauung ist noch immer dieselbe, wie ich sie Dir schon einmal erläutert habe:

Welcher Recht hat, weiss ich nicht.

Doch es will mich bedünken, dass der Rabbi, dass der Mönch, dass sie alle beide stinken!

Ich denke also, es ist immer besser man urteilt erst dann, wenn man sich wirklich ein Urteil bilden kann . . . Allerdings, so vieles habe ich gespürt, die langen Monate draussen und meine Krankheit haben meine geistige Kraft auch etwas angegriffen. Manches fällt mit jetzt schwer, was früher für mich Spielerei war. Du erwähnst ein Gedicht von Gerhart Hauptmann. Ja, mein Lieber, Herr Hauptmann, Herr Dehmel usw. haben ganz kolossalen geistigen Schund auf den Markt gebracht, mitunter sogar den reinsten Schundextrakt.

Das sind nun einmal die traurigen Zeichen der Zeit, die mindestens so betrübend sind als die vielen Opfer an Blut. Die grosse seelische Erhebung, die durch unser Volk gegangen sein soll, hat sich nur in manchem zugetragen. Aber ich vermute nur, dass es nach dem Kriege wieder so wird, wie zuvor, nicht zu reden von dem sittlichen Tiefstand der Gesinnung, der sich so schon bemerkbar macht. Ich habe hier Gelegenheit gehabt, das Leben der hiesigen Bevölkerung kennen zu lernen. Vom Volk kann hier ein sehr grosser Teil nicht schreiben und ein kleinerer Teil nicht lesen. Es besteht in Belgien eben noch kein Schulzwang, meist sind es nur die «Besseren» und dann die Handwerker, die lesen und schreiben können. Dagegen sieht man die «garçons» (Jungen) schon von 6 Jahren an mit der Zigarette oder mit der Pfeife herumstolzieren. Im Allgemeinen ist die Erziehung anders wie bei uns und wie mir schon mancher Familienvater versichert hat, auch nicht sehr gut. Trotzdem spielt die Religion eine sehr grosse Rolle. Und zwar die katholische. Die «Ehrwürden» laufen herum in den reinsten Weiberröcken. –

Es gibt in Spa recht hübsche Mädchen. Die ersten Tage bin ich aus dem Staunen tatsächlich nicht herausgekommen. Eine ist immer schöner als die andere. – Wenn ich Dir nun schreibe, dass ich es mir hier recht wohl sein lasse, gut esse, wunderschöne Spaziergänge in die Umgebung unternehme, so habe ich, wie ich denke, Dir alles Wichtige mitgeteilt, was mich betrifft. – Wenn Du ins Feld kommst, schreibe mir bitte sofort Deine neue Adresse.

Es grüsst Dich herzlich Dein alter Freund und Genosse Otto Unger

Urlaubseindrücke

den 20. September 1915

Lieber Emil! . . . Jannack war vor einigen Tagen eine Woche auf Urlaub. Bremen-Dresden-Bautzen. Seine ersten Worte beim Wiedersehen:

«Ich freue mich, dass ich wieder hier bin, man atmet im Feld doch noch eine freiere Luft, als in der dumpfen Atmosphäre Deutschlands.» Auf einen, der Deutschland nur vor dem Kriege kann-

te, muss der Eindruck direkt niederdrückend sein. Wir wollen den Kampf aber doch nicht aufgeben, nach allem kann es mich aber doch ein wenig verlocken, verdammt, solange Krieg ist, die bürgerliche Freiheit genießen zu wollen. – Deine Ausführungen über die politischen Zustände würde ich mit Freuden begrüßen, ich brauche Ersatz für meine Spekulationen. Wie malt sich denn in Anna Blos's Kopf die Welt. Hoffentlich kannst Du aus der Korrespondenz profitieren. – Wir haben uns mit dem Gedanken an einen neuen Winterfeldzug vertraut gemacht. Was das heisst, kannst Du vielleicht später ermessen.

Herzlichen Gruss Dein Gustav Seiter

Die «Heldentat» von Carl Jannack

Am 30. September 1915 schrieb Gustav Seiter an Willi Eildermann in Bremen: «Jannack hat gestern das Eiserne Kreuz erster Klasse erhalten, weil er in der Schlacht bei Moulin mit noch zwei Kameraden 96 Franzosen und zwei Offiziere gefangen nahm.»

Über diesen Vorgang berichtet Prof. Willi Eildermann in seinem Buch «Jugend im ersten Weltkrieg» Folgendes: «Um eine Möglichkeit zu finden, in französische Gefangenschaft zu kommen, meldete ich mich mit zwei Kameraden freiwillig zu einer Patrouille. In einem Hohlweg erspähte ich einen zweirädrigen Wagen mit einer schwach flimmernden Laterne. Daneben stand ein Posten. Ein Franzose, durchzuckte es mich. Unsere Artillerie böllerte schon tüchtig. Jeden Augenblick konnte der Schlamassel beginnen. Jetzt hiess es, sich schnell zu entscheiden. Zur Meldung nach rückwärts war kaum noch Zeit. So nahm ichforsch Kurs auf den Feind. Aber – was da? Da steht doch ein älterer französischer Offizier neben dem Posten. Ich beschleunige meinen Schritt. Vor dem Offizier machte ich eine Ehrenbezeugung. Er erwiderte sie und sah mich lange forschend an. Schliesslich begann er zu sprechen: ‚Nous soldat – nix Krieg – travailler – parti Allemagne!‘ Ja, ja, aber ‚parti France‘ wollten wir doch. Ohne langes Besinnen entschloss ich mich als Patrouillenführer, das Leben der Franzosen zu retten. Der Offizier reichte mir seinen Degen. Damit war alles klar. Ich übernahm das Kommando über seine Leute. Aber wie erstaunte ich, als aus einer Erdhöhle, deren Eingang hinter dem Karren verborgen lag, 96 Soldaten und ein weiterer Offizier hervorkrabbelten. Wir mussten uns beeilen, denn die Situation wurde immer heikler. Der Angriff konnte jeden Augenblick losbrechen und dann wären wir mittendrin. Ich gab Anweisung, alle Waffen auf den Karren zu werfen und zum Abmarsch anzutreten. Der zweite jüngere Offizier überreichte mir noch seinen Revolver und Degen, dann setzten wir uns in Marsch. Das Artilleriefeuer wurde heftiger, und unwillkürlich beschleunigten wir unser Marschtempo. Kurz vor Beginn des Angriffs erreichten wir unsere Linie. Die Kameraden staunten nicht schlecht über unseren ‚Löwenmut‘. Drei Mann mit einer Beute von 96 Mann und zwei Offizieren. Wir wurden von unseren Offizieren recht liebenswürdig empfangen. Ein Leutnant beschrieb mir dienstefrig und kameradschaftlich den Weg nach hinten zum Divisionsstab. Ich hatte es nun nicht mehr so eilig. Dem Sturmangriff waren wir entwichen und die Franzosen waren in Sicherheit.»

Carl Jannack war der Sohn einer sorbischen Landarbeiterfamilie. 1918 war er politischer Leiter des Soldatenrats in der Garnison Bremen. Seit Gründung der KPD war er Mitglied.

Er gehörte zum Rat der Volkskommissare, während der Bremer Räterepublik 1919. Danach war er in verschiedenen Partei- und Gewerkschaftsfunktionen in Essen, Remscheid und Berlin tätig. Während dem Hitlerfaschismus im KZ Buchenwald und nach 1945 einer der beiden Vorsitzenden der SED im Bezirk Lausitz und Mitglied des Landesvorstandes Sachsen. Er starb 1968. Leider habe ich diesen tapferen Genossen nie persönlich sprechen können.

Erinnerung an die Wanderzeit

Cannstatt, den 12. Oktober 1915

Lieber Emil! Ich will Dir schon lange schreiben. Dies ist nicht die übliche Phrase, mit der jeder Brief angefangen wird, es ist Wahrheit. Es gibt Zeiten, wo der Mensch durch und durch negativ gesinnt ist, wo man zwar immer empfangen und erfahren, aber nicht geben und mitteilen will und kann. Unsere ganze Stellung in der jetzigen Zeit führt zu einem solchen Standpunkt. Du kannst als Sozialist und Soldat zugleich für Deine Ideale nicht kämpfen. Du bist in die Verteidigung gedrängt und musst Dich da genug wehren, um nicht zu viel einzubüssen. Durchhalten! Mir fällt es ja im Lazarett leicht, aber Du wirst in der Kaserne schon mehr auszuhalten haben. Der Verkehr mit Frau Bios kann Dir sicher viel geben, wenn Du Dir über ihre gesellschaftliche und politische Stellung klar bist. Du bekommst einen Einblick in das Seelenleben einer geistig hochstehenden Frau, die auf bürgerlich-reformsozialistischem Standpunkt steht. Von ihrem Mann scheint sie nach meiner Ansicht in vielen Fragen abhängig zu sein. Ich folgere das aus ihren Vorträgen über die französische Revolution und aus verschiedenen anderen Kleinigkeiten. –

Ich las kürzlich in einer naturwissenschaftlichen Zeitschrift einen Satz, den ich Dir gern mitteilen möchte. Er lautet:

«. . . Denn das Herrlichste der Welt ist nicht irgendwo an den Sternen oder auf dem Meere, das uns umrauscht, es ist auch nicht das gepriesene Meeresleuchten, sondern es ist allein in uns. Wem diese Trunkenheit nicht in der Seele gewesen ist, weiss nicht, was Leben ist. Wer aber dieses höchste Glück des Menschentums erfuhr, bejaht von da an das Leben für immer, es sei wie es mag.

Krumaul Der eine wunderschöne Abend hat in unseren Seelen einen Lichtpunkt geschaffen, den noch so viele dunkle Wochen nicht auslöschen können. Leben schrieb ich auf meine Fahne, im Lichte leben allzumal!»

Ich bin seit Dienstag im Hauelsenlazarett in Cannstatt. Von den Fenstern des hochgelegenen Saales aus, übersieht man die ganze Gegend. Das ganze Tal in herbstliche Farbenglut getaucht und an die welligen Höhen die bekannten Häuser und Strassen angeschmiegt. An sonnigen Herbsttagen, wie heute, ein prächtiges Bild. – Aber die Liebe? Nun, wenn wir auch in ihr jetzt heimatlose Gesellen sind, einmal wird es doch wieder anders. Du kennst ja das Lied von den Soldaten, die wieder in die Heimat kommen. Ich habe einige Briefe an Ruth Österreich nach Dresden geschrieben, warte aber schon vierzehn Tage auf Antwort. – Teile mir etwaige Adressenänderungen mit. Ich werde vermutlich operiert. – Max Barthel kommt auf Urlaub. Schreibe bald wieder.

Herzlichen Gruss Dein Fritz Rück

Cannstatt, den 24. Oktober 1915

Lieber Emil! Die Kleinigkeiten und der Kampf mit ihnen haben schon manchen zermürbt und klein gemacht. Das ist ja so oft das Tragische, man steht und wartet auf den grossen Augenblick, er will nicht kommen, man wird müde, so ganz langsam, man kapituliert vor dem Leben, das man

zwingen wollte und wenn der grosse Augenblick dann doch kommt, versteht man ihn nimmer. Es geht dann oft wie bei einem Gefangenen, der lange Jahrzehnte im Zuchthaus sass und durch einen Gnadenakt entlassen wird, er kann die Freiheit nicht mehr ertragen und – hängt sich an einem Baume auf. Uns hilft keine Täuschung, wir müssen den Realitäten des Lebens klar ins Auge sehen, nur dann können wir uns die Ideale erhalten. Keine Hinwegtäuschung über die Wirklichkeit sondern ihre Durchgeistigung. Dies ist allerdings auf dem Kasernenhof nicht immer möglich. – So ein krummes Aas von einem Unteroffizier zu durchgeistigen? Brr! Sechs Schritt vom Leibe. –

Der Vers von Herwegh ist sehr fein. Aber – einverstanden bin ich nicht ganz damit. Es ist ja sicher, die höchste Lebensfreude gibt der künstlerische Genuss. Das habe ich erst diese Woche wieder empfunden, als ich in Felix Hollenbergs Atelier kam.

Herzlichen Gruss Dein Fritz Rück

Diesem Brief lag folgendes Gedicht von Wilhelm Busch bei:

Auf Wiedersehen

Ich schnürte meinen Ranzen
Und kam zu einer Stadt,
Allwo es mir im Ganzen
Recht gut gefallen hat.

Nur eines macht beklommen,
So freundlich sonst der Ort:
Wer heute angekommen,
Geht morgen wieder fort.

Bekränzt mit Trauerweiden
Vorüber zieht der Fluss,
Den jeder beim Verscheiden
Zuletzt passieren muss.

Wohl dem, der ohne Grauen,
In Liebe treu bewährt,
Zu jenen dunklen Auen
Getrost hinüberfährt.

Zwei Blinde, müd vom Wandern,
Sah ich am Ufer stehn,
Der eine sprach zum andern:
Leb wohl, auf Wiedersehn.

Nach der Schlacht in der Champagne

Heilige Maria a. d. Py in der Champagne, 29. 10. 15

Lieber Emil! Heute erhielt ich Deine Karte. Zu meiner Freude kam sie noch aus Deutschland. Auf Deinen Brief hatte ich Dir nämlich geantwortet, erhielt ihn aber wieder zurück, weshalb ich schon befürchtete, Du seist auch im Feld und von aller Verbindung abgetrennt. Den Brief lege ich wieder bei. Wir sind nun nicht mehr in dieser Gegend, dem Department Oise, seit 14 Tagen etwa liegen wir hier in der Champagne. Was gäbe ich nicht darum, dieses nicht erlebt zu haben. Ihr habt ja

aus Zeitungsberichten es erfahren, was hier vor sich ging. Aber wir mussten diesen höchsten Triumph des Massenmordes mit ansehen. Wie kann ich es, ohne geistig zusammenzubrechen? Wie können Menschen dabei noch ihr tägliches Leben führen, essen, trinken, lachen, plaudern, musizieren? Wohl hat man Momente, wo man vor Wut und Schmerz und Unglück weinen möchte, und kann es doch nicht. Man ist zu stumpf geworden, darf kein Mensch mehr sein und ist es auch beinahe nicht mehr. Auf den weiten kahlen Weideflächen der Champagne liegen sie heute noch, die Tausende von Deutschen, Franzosen, Engländer, Marokkaner, Algerier. Wohl ist der harte Kalksteinboden von Hunderttausenden von Granatlöchern dicht übersät, doch noch lange nicht können die Opfer der letzten Kämpfe Platz darin finden. Das Bestatten ist eine mühselige Arbeit, so sind bis jetzt noch tausende hinter unserer Stellung liegen geblieben, ganz abgesehen davon, was zwischen den Gräben aufgehäuft liegt. Die Schlacht geht weiter, sie kann sich keine paar Tage Zeit gönnen, um die Opfer der Kämpfe zu bestatten. Es ist traurig. Das ist der frisch-fröhliche Krieg der Patrioten.

Wohl kann man sagen, dass die Abwehr der grossen Offensive in der Champagne einer der Hauptschläge, vielleicht der Schlag, der alles schliesslich entschied, gewesen ist. Joffré und die Welt haben nun den Beweis, dass mit den Armeen der Verbündeten nicht mehr viel zu erreichen ist, weil sie vollständig demoralisiert sind. Bei Führern und Massen ist der Glaube an einen Sieg verschwunden. Denn der Durchbruch hätte gelingen müssen, nachdem auf breiter Front die letzte deutsche Stellung überrannt war. Aber die Führung versagte, die höheren Offiziere haben sich jedenfalls vielfach gedrückt, beschäftigten sich mit deutschen Gefangenen und Geschützen, um nicht vorn bleiben zu müssen. So konnten die zügellos vorstürmenden Massen von Afrikanern, französischer Kavallerie und Infanterie von neu aufgefahrener deutscher Artillerie vollständig zusammen geschmettert werden und der Stoss brach in sich zusammen.

Vielleicht wird aus diesem Krieg die Lehre gezogen, dass es eine menschliche Kriegsführung nie geben kann, sondern dass sie brutal, rücksichtslos, energisch ist oder schwächlich, die der andern unterliegen muss. Für Völker, die Kulturvölker sein sollen, bleibt nur das eine, sich nicht auf einen Kampf mit diesen Waffen einlassen.

Die Verbündeten verstehen nicht so recht die energiegelasse Kampfweise wie die der Deutschen. Um zu siegen schmettert die deutsche Artillerie ohne Weiteres ganze Handgemeine nieder, wenn sie zu unseren Ungunsten auszugehen drohen. So liegen die Toten herum, um eine zerschossene deutsche Artilleriestellung grosse Massen Afrikaner mit der Geschützmannschaft dazwischen. Der Verlauf der Schlacht ist ja ziemlich bekannt geworden. Das in Stellung liegende Armeekorps ist durch eine wütende Kanonade dezimiert überrannt worden, hielt aber den Gegner doch so lange auf, bis das in Reserve liegende Korps vorgehen konnte. Das erste (8. AK) wurde vollständig vernichtet. Durch neu ankommende Artillerie, die die feindlichen Massen vernichtete, konnte das Korps (10.) wieder vorgehen, natürlich unter grossen Verlusten. Inzwischen waren wir abgelöst worden und lösten nun dieses Korps wieder ab. Wir hatten nun die Aufgabe, die Front zu halten und auszubauen. Der Gegner hat sich nun mit der Zeit auch beruhigt. Du kannst Dir denken, dass wir in dieser Lage alle Leiden des Krieges kennenlernten, Hunger, Durst, Frieren, Überanstrengung beim Ausheben der Gräben in dem steinharten Kalkboden, wo alles erst mit Pickel losgehauen werden muss. Dazu war anfangs ein wütendes Artilleriefeuer, bei Tage konnte man gar nicht aus einem engen Loch herauskriechen, weil fortgesetzt Flieger kreisten. Bei Nacht dann Arbeiten, Essen- und Wasserholen. Waschen und Wäschewechseln gibts nicht. Zum Glück sollen wir ja voraussichtlich auch nicht zu lange hierbleiben, schon weil wirs nicht aushalten würden. Schlimmer können wirs nirgends finden. Lieber nach Russland oder Serbien.

So langsam scheint sich nun aus den Ereignissen ein Übergewicht der Zentralmächte heraus zu stellen. Wenn es sich bestätigt, dass Gallipoli geräumt werden soll, so wäre es ja so weit, dass die Entente die Sache aufgibt und nur noch zu retten sucht, was zu retten ist. Ägypten, Indien. Doch

der Sieg der deutschen Diplomatie auf dem Balkan kam so langsam wie die Aktion mit den Waffen, dazu werden jedenfalls von deutscher Seite noch überspannte Forderungen aufgestellt. An ein Ende in diesem Jahr ist kaum zu rechnen. Denn es wird vielleicht ein «Sieg», der aber von einem unentschiedenen Ausgang nicht viel verschieden ist. Die Imperialisten der Entente gäben ihre Hoffnungen auf. Friede wird aber nur werden, wenn auch die Deutschen einen guten Teil ihrer Forderungen zu Grabe getragen haben.

Wie aus Deiner Karte zu ersehen, habt Ihr teilweise noch Glück gehabt. Sie scheinen Euren Jahrgang tatsächlich nicht unnötig abnützen zu wollen. Euch schonen zu wollen, so lange es geht und nur verwenden, wenn wieder gute Sturmtruppen gebraucht werden, wie auf dem Balkan. Neue Truppen sind da am besten. Rück scheint den Drill überhaupt nicht vertragen zu können. Im Lazarett ist es aber doch noch besser als im Schützengraben.

Ich bin bis jetzt noch gesund geblieben, ebenso Jannack. Von dem Kreis der Mai-Demonstranten ist aber vor einigen Tagen einer gefallen, der von Anfang an mitgemacht hatte. Granatsplitter in den Kopf, war nach wenigen Minuten tot. Man sieht sich zwar vor, wie man kann, diesem Feuer gegenüber ist man aber hilflos. Ich habe den Westen schon gründlich dick. Lieber in Russland, wo man wenigstens noch mehr Möglichkeiten hat, als die, so ein scheussliches Sprengstück in den Leib zu kriegen. Notz – Soldat. Die Jugend wird immer mehr geschwächt. Was macht die Korrespondenz mit meiner Bremer Freundin? Mache Helene Kunkel darauf aufmerksam, dass sie schon viel erreicht hat, wenn sie den Bremern überhaupt zeigt, dass es auch noch etwas anderes gibt als eine Grosskinderbewahranstalt, das Vereinsleben in Bremen.

Ich grüsse Dich in aller Herzlichkeit

Dein Gustav Seiter

Ein Brief, der ihn nicht mehr erreichte

Am 1. Dezember 1915 schrieb ich folgenden Brief an Gustav Seiter, der zurückkam mit dem Vermerk «auf dem Felde der Ehre gefallen».

Schwäbisch Gmünd, den 1. Dezember 1915

Lieber Gustav! Deinen Brief aus der Champagne habe ich erhalten . . . Mehr denn je verspüre ich die geistige Abstumpfung und die hündische Unterwürfigkeit, die die Folge dieser deutschen vaterländischen Erziehung in militärischem Sinne ist. Der Geist, der das Buch «Preussischer Kommiss» von August Winnig, durchweht, beseelt nun auch mich. Nachexerzieren und Gewehrpumpen, sowie die übrigen entwürdigenden Drangsale kenne ich nun.

Wir sind von dem Generalkommando als Friedenskompanie bestimmt. Die 19jährigen sind auch schon acht Wochen eingerückt. Die 18 jährigen werden zur Zeit gemustert. Die 17jährigen müssen sich zur Stammrolle anmelden. Je mehr junge ausgebildete Truppen sich in den Garnisonen befinden, desto stärker versteifen sich unsere Imperialisten auf ihre Forderungen. Der Geist «Sein oder Nichtsein» atmet aus der Presse und beherrscht dank des Belagerungszustandes und ganz besonders der Militärensensur die öffentliche Meinung. Wie Du schreibst, kehrte Jannack von seinem Urlaub enttäuscht zurück. Er fühlt sich draussen wohler, er meint draussen freier atmen zu können. Der Eindruck, den die Arbeiterbewegung macht, ist kein günstiger. Die offizielle Partei ist ins imperialistische Fahrwasser eingeschwenkt. Die Opposition, die Minderheit, ist noch ein gärender Brei. Jeder Kopf hat seine eigene Meinung. Einstimmigkeit und Klarheit fehlen. Jannack wird sich von der Zensur der Militärdiktatur überzeugt haben. Dazu noch der grosse Spitzelapparat. Was soll man von der Arbeiterschaft verlangen, deren Führer Kriegskredite bewilligen. Es wird lange dauern, bis nach dem Kriege die Arbeiterschaft wieder auf die Stufe gebracht sein wird, auf der sie vor dem Kriege stand.

In immer erbärmlicherem Lichte zeigen sich die «bewährten» Führer.

Scheidemann, Schöpflin und Konsorten bereisen in Belgien die Front und tafeln mit den Herren Offizieren. Als Symbol des Burgfriedens liessen sie sich noch fotografieren und werden nun dem deutschen Publikum in den Sensations- und Bilderblättern vorgeführt. Der Herr General, von dem die Einladung ausging, hat vor Kriegsausbruch einen Geheimbefehl erlassen, nach dem die Führer und Vertrauensleute der Partei unter Kontrolle gestellt und notfalls unschädlich gemacht werden sollen. Und heute – nach Jahresfrist. Auch eine Umwertung aller Werte.

Von dem «Deutschen Bund 1914» wirst Du wohl schon gehört haben. Partei und Gewerkschaftsführer sind der Vereinigung als Mitglieder beigetreten. Sie wollen mithelfen, die Einigkeit aller Stände hinüber zu retten in die Friedenszeit. Was soll man von diesen Leuten denken? Die Proletarier, die von diesen Männern angeführt werden, lechzen nach Beseitigung der Klassengesellschaft und nun verkehren die Führer mit unseren Klassegegnern und geben alle Grundsätze frei. Hier Klarheit zu schaffen, bedarf zäher Aufklärungsarbeit. Nur durch Anstrengung des Klassenkampfes können wir vorwärtskommen. Die Haltung Kautsky's geht auch einer Entscheidung entgegen. –

Deinen Bericht über die Champagneschlacht, über die Leiden und Entbehrungen eines dorthin kommandierten Soldaten habe ich meinen Stubenkameraden vorgelesen. Die Aufmerksamkeit überstieg meine Erwartungen. Die Achtung vor Dir, dem Brief Schreiber, stieg noch als ich von Deinen Reiseerlebnissen erzählte. Für einige Stunden verschwand der Wunsch «lieber ins Feld als in der Kaserne bleiben».

Der nächste Weg Deines Briefes geht zur Jugend. –

Fritz Rück ist noch im Lazarett. Vor acht Tagen wurde er operiert. Gibt es keinen Rückschlag, kommt er nochmals davon. Der Artikel aus dem Mitteilungsblatt «Aus eigener Kraft» von Fritz Rück erschien als Manuskript voriges Jahr im «Marterpfahl», darüber habe ich Dir ja schon geschrieben. Seither hat sich viel ereignet. Durch die jetzige Drucklegung dieses Artikels hat unser «Marterpfahl» für uns eine kleine historische Bedeutung erlangt.

Ich schrieb Dir, dass ich nicht daran glaube, dass die Deutschen noch an den Suezkanal gelangen können. Jetzt bin ich nicht mehr so sicher. Unsere Imperialisten werden wohl nicht nachgeben, um der Weltmacht Englands, durch die Eroberung des Suezkanals, den Todestoss zu versetzen. Persien und Indien gehen auch noch bewegten Zeiten entgegen. Das Kriegsziel «Suezkanal» im Auge, kann ich an ein baldiges Ende des Krieges nicht denken. Man wird sich in verschanzten Stellungen Europas bewaffnet, aber untätig gegenüberliegen, während in anderen Erdteilen – Afrika – Asien – die Entscheidung fällt. So stelle ich mir jetzt die Lage vor. Aber was kann man sagen-vermuten. Wie gehts z.B. auf dem Balkan zu. Eine Nachricht korrigiert die andere. –

England und Deutschland kämpfen um die Weltmacht. Wenn zwei sich streiten, freut sich der Dritte. Amerika nützt die Gelegenheit aus und erobert die Handelsplätze. Vor wenigen Jahren war Amerika abhängig von England-Frankreich. Heute ist es umgekehrt. Kommt es zu Friedensverhandlungen, dann wird sich Amerika auch noch bemerkbar machen. – Voraussichtlich ist dies der letzte Brief in diesem Jahr aber hoffentlich nicht der letzte.

Indem ich Dir und Deinen Kameraden gute Weihnachten wünsche, grüsst Dich herzlich

Dein Emil

Einige Wochen später erreichte uns die Nachricht, dass Gustav Seiter nicht gefallen, sondern in französische Gefangenschaft geraten war.

Trotz alledem!

Cannstatt, den 13. Januar 1916

Dass Du die Distelanpflanzung in einen Rosengarten verwandelt hast, ist sehr vernünftig. Es wird ja so langsam Frühling. Und Gretchen ist ein Name, der so anheimelnd klingt, so echt deutsch, blonde Haare, blaue Augen und ein Herz voll jener unschuldigen Naivität, die auf uns kultivierte Grossstädter wie ein erfrischendes Bad wirkt. Und werweiss, vielleicht wiederholt sich das grosse Drama Faust im Kleinen.

Gretchen: Versprich mir, Heinrich!
Faust: Was ich kann.
Gretchen: Nun sag, wie hast Du's mit der Religion
Du bist ein herzlich guter Mann,
Allein ich glaub', Du hältst nicht viel davon!

Und ich? Ich bin ein Falter, der durchs Leben schwirrt
Von einer Blume zu der andern irrt,
Und unberührte, süsse Seligkeit,
Hält jeder Blumenkelch für mich bereit.

Es kann allerdings auch gehen, wie mit meiner Medizin. Die schmeckt zuerst ganz süss, um sich dann mit einem anhaltenden, bitteren Geschmack beliebt zu machen. –

Etwas anderes. Wir sind es noch so gewohnt, stecken noch so fest in dem alten Vorurteil, dass die Frau keine andere Absicht haben darf, als der Mann, dass wir unwillkürlich für eine Äusserung der Frau den Mann verantwortlich machen. So Du bei Crispian. Ich habe mit Frau Crispian oft genug gestritten, um nicht ihre von kleinbürgerlichen Vorurteilen durchgesetzten Ansichten zu kennen. Davon hat sich natürlich auch ein grosser Teil auf die Kinder übertragen. Aber deshalb Crispian verantwortlich machen? Ich weiss zu genau, wie stark die politische Tätigkeit das Familienleben zersetzt. In den wenigen Stunden, die der Mann von seiner nervenzerrüttenden Tätigkeit ausruht, hat er gar nicht die Kraft und noch weniger Lust, sich mit den Seinigen auseinanderzusetzen. Ich kann da niemand einen Vorwurf machen. So wenig ich schliesslich meinen eigenen Eltern die vielen Fehler und Unterlassungen vorhalten kann, die sie bei meiner Erziehung gemacht haben. Und Crispian? Er ging letztes Jahr auf die Kunstschule, um sich von der Partei unabhängig zu machen, aber so lange wurde geschimpft, bis er sich wieder der Politik zuwandte und die Redaktion des «Sozialdemokrat» übernahm. Und er war es, der immer und immer wieder geschoben hat an den norddeutschen Genossen. Dass es im übrigen Deutschland so langsam geht, während wir in Stuttgart vor Ungeduld schier vergehen, es liegt an der ganzen Veranlagung der Norddeutschen. Aber geschafft wird doch. Wir müssen immer im Auge behalten, dass die Entscheidung in den Industriezentren fällt und nicht in Stuttgart. Wenn Berlin, das Ruhrgebiet, Leipzig, Hamburg usw. sich regen, wenn dort die Arbeiter aufwachen, dann wird die Regierung anders reagieren, als wenn bloss immer aus Stuttgart der Rummel kommt. Und dann, was für Arbeiter sind jetzt noch da? Die Munitionsarbeiter! Und die verdienen das Doppelte, wie vor dem Kriege. Ihre revolutionäre Stimmung ist also nicht so gross. Auf die Leute im Schützengraben und in der Uniform kommt es an. Und obs da noch während dem Krieg oder erst nachher zu Zusammenstössen kommt? Die Zeit wirds zeigen. Deine Ansicht über den «Sozialdemokrat» teile ich. Ich habe es auch schon früher zu Crispian gesagt. – Schreibe mir bald wieder.

Herzlichen Gruss Dein Fritz Rück

Stuttgart-Degerloch, den 14. Januar 1916

Lieber Freund Birkert! Mit Ihrem lieben Brief kam beifolgende Broschüre an mich zurück. Ich hatte anscheinend einen Fehler in der Adresse gemacht. Nun schicke ich Ihnen gleich, da ich sehe, dass Sie gerade im Lesen ein schönes Gegengewicht finden zu der Beschäftigung in der Kaserne, die gerade Ihrer Veranlagung so wenig entspricht. Vor allem freue ich mich mit Ihnen, dass Ihr Freund Gustav Seiter, den Sie schon betrauert haben, lebt. So wie Sie ihn mir schildern, ist er einer der wertvollen Menschen, die wir so sehr brauchen werden, um im Frieden an all den Kulturaufgaben mitzuwirken, die durch den schrecklichen Krieg brachgelegt oder zerstört wurden. Dass Ihnen die Beschäftigung mit Goethe eine so grosse und reine Freude macht, ist ja so schön. Ich überlegte lange, was ich rühmen sollte und kam zu der Überzeugung, dass gerade die Harmonie, die Abgeklärtheit dieses grossen Geistes das ist, was uns jetzt Not tut in einer Zeit, wo gerade diese Begriffe so ganz abstrakt scheinen. Man muss sich daran aufrichten, dass es wirklich solche Lieblinge der Götter gibt, wie Goethe einer war. Die meisten Menschen sind ja leider Stiefkinder. Es freut mich, dass Sie am «Onkel Benjamin» so viel Spass haben. Es war das erste Buch, das mir mein lieber Mann schenkte. Er kannte Ludwig Pfau ja noch persönlich und wir sind viel bei seiner Schwester. Es ist sehr anziehend, wie sich auf dem ernsten Hintergrund scheinbar spielend die amüsante Geschichte abspielt, die ja unendlich bedeutungsvoller ist, als der oberflächliche Leser ahnt. Vor einigen Jahren schlug ein hiesiger Professor vor, dass das Buch nun übersetzt werden müsse. Ludwig Pfau hätte oft falsche Wendungen gebraucht, z.B. hätte er gesetzt: «Gott, der grosse Gutmacher», statt «Gott, der grosse Wohltäter». Mein Mann verteidigte Pfau, den glänzendsten Übersetzer, den wir je hatten. Er sagte damals, ein Kommerzienrat könne ein Wohltäter sein, wenn er für seine Arbeiter Sorge, aber nie ein Gutmacher, denn wäre wirklich alles gut gemacht, so wäre keine Wohltat nötig. Der Professor war geschlagen. Aus meiner kleinen Broschüre werden Sie sehen, was ich bei Fichte gelernt habe und ihm vielleicht gelegentlich Ihre Aufmerksamkeit zuwenden. Diese Oden wären so etwas, was ich mit der Jugend lesen und durchsprechen möchte.

Ich bin nach wie vor auf dem Hilfsausschuss tätig und erlebe täglich unendlich viel Trauriges. Aber ich bewundere doch auch wieder, wie tapfer auch die Frauen ihr Schicksal tragen. Immer grösser wird die Friedenssehnsucht. Wann wird sie wohl erfüllt werden? Hoffentlich bleiben Sie noch recht lange in Gmünd. Ist es auch kein ideales Leben, so doch besser, als wenn Sie hinaus müssten. Von Wiest erhielt ich noch eine Karte aus den Vorarlbergen. Ich schrieb ihm gestern und will ihm dieser Tage etwas schicken.

Ich würde mich immer freuen, von Ihnen zu hören und bin in alter herzlicher Zuneigung Ihre nicht gar zu strenge Frau Professor.

(Anna Bios)

Schützengraben, den 21. Januar 1916

Lieber Freund! Deinen Brief mit Freuden erhalten. Dass Seiter lebt, dass ihn das grausige Schicksal verschonte, berührt angenehm. Er ist auch ein hoffnungsvoller Junge, der für unsere Sache lebt und stirbt. Die Zeitschrift «Jugend-Internationale» ist mir unbekannt. Kannst Du mich mit ihr vertraut machen? Mit Anna Bios stehe ich auch in kleinem Briefwechsel. Mein Urteil über sie geht mit Dir zusammen. Erwarte von ihr in nächster Zeit den angekündigten Lesestoff. Richard Janus ist jetzt bei den Fliegern. Von Hammer erhielt ich zwei Briefe. Hast Du die Möglichkeit mit ihm zusammen zu kommen? Gegenwärtig gewinnt man dem Parteileben mehr Interesse ab. Es scheint für uns günstig zu sein. Über die Erfolge zweifle ich keinen Augenblick. In allen Ländern zeigen sich die gleichen Spuren und Entwicklungsgänge. Die «Lichtstrahlen» lese ich neben dem Mitteilungsblatt mit Aufmerksamkeit. In der Hoffnung auf ein frohes Wiedersehen grüssst Dich herzlich

Dein Freund Fritz Wiest

Aus dem Lazarett

Cannstatt, den 6. Februar 1916

Lieber Emil! Du wirst eine Weile auf Antwort gewartet haben und Dich dann mit dem Gedanken «mit dem ist nichts anzufangen» getröstet haben. Ein berechtigter Kern steckt in dem Gedanken. Genau so wie mein körperlicher Zustand hin und her schwankt, so auch der geistige. Heute spiele ich mit seltener Ausdauer den ganzen Tag Karten, um morgen an einem hochgelehrten Buch herumzudösen. –

Über die Bewegung kann ich mir kein Urteil bilden, weil die Unterlagen dazu fehlen. Ich lebe in den Tag hinein wie ein blödsinniger Hammel. Schreib mir einmal und denke daran, dass Du im Elend unserer lausigen Zeit einen Gesellen hast in Deinem Fritz Rück.

Kampf um die links eingestellte «Bremer-Bürger-Zeitung»

Bremen, den 20. Februar 1916

Lieber Freund Birkert! Spät kommt er, aber er kommt doch! Hier in Bremen, wo lange Zeit hindurch in der Partei bloss hinterrücks intrigiert wurde, ist es jetzt zum offenen Kampf gekommen. Und es hat sich sofort gezeigt, dass uns ein Abgrund von den anderen trennt, der durch noch so glatte Redensarten nicht überbrückt werden kann. Wir verstehen uns nicht mehr, wir reden eine ganz verschiedene Sprache, kurz wir verhalten uns zu einander wie Imperialismus und Sozialismus, wie Feuer und Wasser.

Wie man sich hiernach zur Frage Parteieinheit oder Parteispaltung zu stellen hat, liegt auf der Hand.

Das Signal zum Ausbruch der wütenden Fehde gab die Gründung eines kleinen Skandalblättchens durch einige Gewerkschafts- und Parteiangestellte. Die «Bremische Correspondenz» überschüttet allwöchentlich die radikale Redaktion der «Bremer-Bürger-Zeitung» mit einem Haufen Schmutz, um sie unmöglich zu machen und das Blatt finanziell noch mehr zu ruinieren, als es durch den Krieg schon ruiniert ist. Z.B. wird beharrlich wiederholt, zwei Redakteure der Zeitung, die krank aus dem Felde zurückgekommen sind und jetzt der Zeitung erst ihre rechte Schlagfertigkeit geben, seien verrückt. Andererseits trumpft man beständig mit dem grossen Rückgang der Abonnenten auf, um die Interessenten davon zu ekeln. Nicht durch fruchtbringende sachliche Auseinandersetzungen, da würden die revisionistischen Vaterlandsfreunde unfehlbar unterliegen, sondern auf die schäbige persönliche Art will man uns aus der radikalen «Bremer-Bürger-Zeitung» eine revisionistische machen. Glücklicherweise sind hier solche Gewaltstreiche wie in Württemberg ausgeschlossen. Das scheitert unbedingt an der radikalen Masse der Genossen, die bei jeder entscheidenden Gelegenheit die Oberhand gewinnt. Am Dienstag wird zum sechsten Male generalversammelt. Und dann wird erst der erste Punkt der Tagesordnung, der sich mit der Zeitung beschäftigt, seine Erledigung finden. Heisse Debatten haben wir gehabt, aber die radikale Mehrheit ist unerschütterlich. Es ist ein grosser Reinigungsprozess, der jetzt durch die Partei geht. Eine neue Bewegung ist im Werden, die wahrhaft im Stande ist, den Kampf gegen den kriegerischen Imperialismus der versinkenden herrschenden Welt aufzunehmen. Die heutige Arbeiter-Internationale sitzt mit der sozialimperialistischen Führerschaft auf dem Buckel, wie in einer Zwangsjacke. Die hemmende Bürokratschicht muss abgeschüttelt werden. Wir haben aber keine Ursache aus der Partei auszutreten. Hier in Bremen haben wir ja die Mehrheit und an anderen Orten, wo wir sie noch nicht haben, wird die Kriegsnot schon dafür sorgen, dass wir sie bald haben.

Die Bremer Jugendbewegung fängt sich jetzt auch wieder ein bisschen an zu bewegen. Genosse Frölich – Redakteur der «Bremer Bürger-Zeitung» – der zeitweilig auch mit Gustav Seiter und Jannack da draussen zusammen war, hat den Vorsitz der Jugendorganisation übernommen, ich

bin zum Vorsitzenden der Jungmannschaft, der Vereinigung der 18 jährigen, gewählt worden. Wir bemühen uns, der Jugend die politischen Kämpfe der bewegten Gegenwart nahe zu bringen, was bisher nicht geschehen ist. So beschäftigen wir uns jetzt mit dem kommenden Jugendwehrgesetz usw. Auch wollen wir mehr Verbindungen mit anderen Städten aufrecht erhalten. Wir abonnieren 30 Exemplare Eures «Morgenrot». Kurz – wir arbeiten.

Ich hoffe nun, dass Du noch recht lange in unserem Vaterlande bleibst, andernfalls aber das Schweineglück Gustav Seiters hast.

Verbleibe mit herzlichen Grüßen

Dein Willi Eildermann

Besinnliches aus Stuttgart

Stuttgart, den 17. März 1916

Lieber Emil!

Am frühen Morgen ging ich in den Garten
Noch lag der Nebel drückend auf der Flur
Die Vögel jubelten – ein Schnellzug rollte
Vorüber auf der schmalen Eisenspur.

Und meine Pulse schlugen mit den Rädern,
Ihr Takt ward meinem Blut Melodie
Dass ich die ganze Last und Not der Tage
Hinauf zur grauen Wolkendecke schrie.

Hier ein kleiner Ausschnitt aus meinem Denken und Fühlen. Deinen Brief habe ich erhalten. Und die Antwort? Ich weiss, dass Du ebenso wie ich unter dem Druck der Zeit leidest, vielleicht noch mehr, aber ich war die letzte Zeit so deprimiert, dass ich keine Briefe schreiben konnte. Nun scheint die Sonne wieder und da kann alles, was jung und lebensfreudig ist, doch nicht ohne Hoffnung sein. Leben heisst, sich nicht niederducken, heisst aus hundert Wunden bluten. Aber Leben heisst auch noch im Tode Sieger zu sein.

Du kommst vielleicht bald ins Feld. Mein Wunsch ist der, dass Du nie von der Not der Stunde überwältigt werden mögest, dass Du bleibst, was Du bisher gewesen bist. – Und noch eine Erinnerung vom Setzkasten:

Wenn sich in meiner Hand das Neue formt,
Die Räder alle ineinandergreifen,
Dann fühl ich, dass die Kraft noch in mir wohnt
Die alten Fesseln trotzig abzustreifen.
Dann hör ich durch den Werklärm der Fabrik
Ein silberhelles, feines Klingen
Und sehe, wie am Webstuhl unserer Zeit
Die letzten Fäden ins Gewebe springen.

Unser die Welt – trotz alledem! Sei vielmals herzlich gegrüsst

von Deinem Fritz Rück

Ausmarsch ins Feld

Verabschiedung in der Kaserne

Elf Monate wurden wir in der Garnison Schwab. Gmünd gedrillt. In aller Frühe des 28. März 1916 standen wir zum letzten Mal im Kasernenhof. Blutrot stieg die Sonne im Osten hinter den Bergen der Ostalb empor. Von den Worten des Geistlichen, der unsere Waffen segnete und den Sieg wünschte, verstand ich wenig. Meine Gedanken weilten in dieser Stunde des Sonnenaufganges bei dem Lied: «Morgenrot, Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod.»

Nach dem Abschiedszeremoniell marschierten wir mit feldmarschmässigem Gepäck unter den Klängen einer Musikkapelle durch die Silberstadt zum Bahnhof. Der Transportzug führte das Remstal abwärts über Stuttgart, durch Lothringen, Luxemburg und Nordfrankreich. Anfänglich wurde gesungen und an den Bahnhöfen gejodelt. Die Stimmung wurde immer ruhiger und an den vorbeifahrenden Bahnhöfen schenkte man unserem Transport wenig Aufmerksamkeit. Beklemmende Ruhe herrschte in meinem Wagen, als wir an scheinbar ausgestorbenen Ortschaften mit zerstörten Häusern und aufgeworfenen Gräben vorbeifuhren, in denen ab und zu Feldgendarmen auftauchten. Auf Zurufe winkte eine solche Patrouille ab, verständnislos für meine Kameraden, die doch den Sieg erkämpfen wollten.

In der Etappe

In frostiger dunkler Nacht stiegen wir in Bapaume aus. Auf steingepflasterter Strasse wurde Kaffee gefasst. Dann ging es in die Quartiere, eine Werkhalle mit dreistöckigen Bettgestellen. Am anderen Tag standen wir uns die Beine in den Bauch, um in feldmarschmässiger Ausrüstung den Besuch des Oberst Josenhans und der Exzellenz von Soden zu erwarten. Die Herren munterten uns mit dem Versprechen auf, dass «jeder von uns das Eiserne Kreuz in der Tasche trage». Nun erfolgte die Aufteilung unseres Transportes auf die Kompanien des Regiments. Dabei erblickte ich meinen Vetter Otto, der als Leutnant die 9. Kompanie vertrat. Ich schloss mich ihm an. Währenddessen fand über uns ein Luftkampf mit einem feindlichen Flieger statt, der mit dem Abschuss des Feindes endete. Wir waren unbekümmerte Zuschauer, ohne zu ahnen, was uns die Entwicklung des Flugwesens noch alles bescheren würde. Unser Regiment lag in Ruhe. Wir wurden auf die Korporalschaften aufgeteilt. Am 4. April wurden beim Appell Gasmasken verpasst. Die Vögel zwitscherten und die Sonne schien so warm als herrschte tiefster Frieden. Nur das dumpfe Grollen aus der Ferne mahnte an das Kriegsgeschehen. Als wir in Schwäbisch Gmünd ausmarschierten waren wir des Glaubens, dass nun der Drill und die Exerzitien hinter uns liegen würden. Wir waren sehr enttäuscht, dass sie hier ihre Fortsetzung fanden. Das einzig Erholsame waren der Blick über das flache Land, das Ruhe und Harmonie ausstrahlte. Acker und Wiesen, soweit das Auge reichte, dazwischen, wie kleine Inseln, einige Dörfer mit kleinen Waldungen.

Wir hatten noch keinen Schützengraben gesehen und doch erhielt mein Vater die erste Post, die er mir sandte, irrtümlich mit dem Vermerk «auf dem Felde der Ehre gefallen» wieder zurück. Nach altem Volksglauben sollen Totgesagte länger leben. Abgesehen von dem Aberglauben hielt ich es doch für ein gutes Omen.

Auf dem Weg in die Stellung

In den Abendstunden des 4. April 1916 rückten wir in die Stellung vor. In Staubwolken gehüllt, marschierten wir der Front entgegen. Ein Halbmond belichtete matt die Landschaft und die abgelösten Truppen, denen wir begegneten. Die Landstrasse verlassend, auf holprigem Weg durch ein Wiesental, vorbei an Artilleriestellungen, die silhouettenartig im matten Mondschein sich vom Horizont abhoben, führte der Weg zu einem Laufgraben. Hier ging es Mann hinter Mann durch ein Labyrinth von Gräben. Leuchtkugeln und aufblitzende Artillereschüsse erhellten für Sekunden unseren Weg.

Im Schützengraben

Im dritten Graben wurde uns ein Unterstand zugewiesen in dem eine Treppe, 5-6 m hinab führte. Durch eine Tür traten wir in den Raum. Er war für vier Mann geplant. Ein Gang, ein Tisch und eine Bank, gaben dem Ganzen einen heimischen Anstrich. Seitlich eingelassen befanden sich zwei übereinander befindliche Bettfallen. Ein Holzrahmen mit einem Drahtgitter überzogen galt als Nachtlager, Zelttuch und Mantel dienten als Bettzeug. Teilweise waren die Unterstände durch einen Gang miteinander verbunden. In dieser unterirdischen Festung in den Kreidefelsen fühlte man sich sicher.

Der Schützengraben war gut ausgebaut. Die Grabenwände waren mit Faschinen abgesichert und der Graben selbst mit Holzrösten bedeckt. Deutscher Gründlichkeit entsprechend musste der Graben täglich gekehrt werden, wie die Bürgersteige in den heimatlichen Städten. Der Graben zog sich in Zickzack-Linie durch das Gelände. In bestimmten Abständen befanden sich Schützentritte mit freiem Schussfeld. Vor dem Graben befand sich ein wirrer Drahtverhau. Laufgräben verbanden die Schützengräben miteinander. Ungesehen konnte man die Reservegräben aufsuchen und das Essen im Hinterland in der Küche holen. Ein Blick über den Graben zeigte eine öde, umgewühlte, vegetationslose Wüste. In den ersten Tagen streiften wir durch die Reservestellungen. In verlassenen Unterständen fanden wir brauchbare und nützliche Gegenstände zur weiteren Ausstattung unseres Wigwams. Das Grabensystem wurde systematisch weiter ausgebaut. Der Bataillons- und Sanitätsunterstand befand sich nahezu zwei Stockwerke tief unter der Erde in massiver Kreideformation. Tag und Nacht wurden wir zum Schanzen eingeteilt. Eines Tages besichtigte seine Exzellenz von Soden die Stellung. Ein feindlicher Artillereschuss verursachte aber den sofortigen Abschluss der Besichtigung. Seine Exzellenz ging auf dem schnellsten Weg wieder nach hinten. Diese Besorgnis war für uns keine Aufmunterung zum Heldentum.

Unruhige Nächte

In den Nächten herrschte hinter der Front ein reger Betrieb. Durch Horchposten in kleinen Erdlöchern vor dem ersten Graben, im Niemandsland, wurden die Geräusche im feindlichen Graben abgehört. Je nachdem wurde dann Alarmbereitschaft angeordnet. Stosstruppunternehmen wurden durch Feuerüberfälle der Artillerie eingeleitet oder zu ihrem Schutz begleitet. Bei solchen Anlässen herrschte ein grosser Spektakel. Leuchtkugeln in den verschiedensten Farben erhellten das Vorfeld oder lenkten das Sperrfeuer der Artillerie. Die Aushebung einer ganzen Korporalschaft bei unserem Nachbarregiment 99 durch die Engländer, wie die Gefangennahme von 40 Engländern rechts von uns und ein missglücktes Unternehmen des Feindes in unserem Abschnitt steigerten die Nervosität.

Auch die Sappeure, die ihre Stollen bis zu den feindlichen Gräben vortrieben, um diese in die Luft zu sprengen, hielten uns ständig in Atem. Dem feindlichen Beschuss durch Erdmörer konnte man aus dem Wege gehen. Diese hatten die Form von Marmeladeeimern, die gemächlich durch die Luft wackelten und man hatte genügend Zeit, um ihnen aus dem Wege zu gehen. Auch bei feindlichem aufblitzendem Artilleriefeuer merkten wir uns die Abschüsse und Einschläge und wussten so, ob wir in Deckung gehen mussten oder nicht. So war man ständig angespannt wie ein Jäger im Urwald.

Metertief unter der Erde erlebten wir den Sommer 1916. Bei flackerndem Kerzenlicht oder dem Gefunzel einer Karbidlampe träumte ich von einstigen Wanderungen mit der Jugend. Das einzige Blümlein am Rande unseres Grabens und ein Büschel Gras verstärkten die Träumerei. Sie erinnerten an die Lyrik unserer Dichter. Beim Materialholen im zerschossenen Beaumont erfreute ich mich an den winzigen Grasbüscheln, wie an den verkrüppelten Baumstümpfen, die neue Triebe ansetzten. So wie sich die Natur gegen die Vernichtung wehrte, so ohnmächtig waren wir gegenüber dem sinnlosen Geschehen.

Er vertraute auf seinen Gott

Trotz der Massenschlächtereien bleiben Einzelschicksale schmerzhaft in der Erinnerung. Bei dem hinter der Front liegenden Pionierpark mussten wir Drahtrollen und spanische Reiter heranschleppen. An einem Stecken mussten je zwei Mann eine solche schwere Drahtrolle in den vorderen Graben schleppen. Mein Kamerad stammte aus dem Mainhardter Wald. Er war Angehöriger einer Sekte. Er war ein stiller sympathischer Mensch, der von seinen Kameraden geneckt wurde, wenn er vor dem Essen ein Gebet verrichtete und in freien Stunden die Bibel las. Nachdem wir unsere Drahtrolle im vorderen Graben abgeliefert hatten, zottelten wir gemächlich dem Laufgraben entlang unseren Unterständen zu. Unterwegs machten wir eine Pause und sprachen über die Ursachen des Krieges. Ab und zu explodierte in unserer Nähe eine feindliche Granate. Beim Heranzischen der Granate suchte ich Schutz, während er keinen Versuch machte sich zu schützen. Darauf angesprochen, meinte er, er stehe in Gottes Schutz. Er war voll Gottvertrauen, während ich ihm die Auffassung der Kriegsgegner

klar zu machen suchte. Während wir weiter gingen, setzte stärkeres Artilleriefeuer ein. Ich beschleunigte meine Schritte, während er unbekümmert gemächlich weiter ging. Im Unterstand angelangt, wartete ich auf seine Rückkehr. Nach längerem Warten erschienen einige Kameraden mit besorgten Mienen und der Nachricht, dass mein Gesprächspartner gefallen wäre. Ein Geschosssplitter hatte ihm den Hinterkopf weggerissen. Sein Tod erschütterte mich stark. Sein Gottvertrauen aber schien mir auch weiterhin sehr fragwürdig zu sein.

Im Schützengraben erreichten mich die Briefe von meinen Jugendgenossen, die mich ständig aufmunterten, den Glauben an die Zukunft nicht zu verlieren, und von Anna Bios, die mich laufend mit Literatur versorgte.

Cannstatt, den 14. April 1916

Lieber Emil! Lassen wir die Sentimentalität. Als gelehrige Schüler unserer Zeit werden wir gegebenenfalls auch zu sterben wissen. Ich oder Du, wens gerade packt. Max Barthel sagte mir in Holland, Du sollst Dich lieber ans Kreuz schlagen lassen, als zu Kreuze kriechen. Die Anschauung ist gesund. Dass Du mich nicht mehr besucht hast, war gut so. «Kein langes Scheiden, viel lieber ein Geschiedensein, ertragen kann ich jedes Leiden, doch trinken kann ich nichts wie Wein», singt Hebbel. Richard Janus ist über Ostern nach Berlin gefahren. Waldmannsheil! Max Barthel scheint auch ganz betrübt in seinem Schützengraben zu sitzen. Und Max Hammer probiert fiebererregende Mittel aus.

Ich will Dir ein kleines Gedicht von mir mitteilen:

Karfreitag

Karfreitag! Es rattert der Zug, die Stunden fliehen,
Ich fahre froh zur Heimat hin,
Dort wartet ein liebes Blondköpfchen mein.
Wir werden so glücklich und so selig sein.

Karfreitag! Das warme Blut, es rinnt
Vom Kreuz, an das wir geschlagen sind.
Ich habe mein Lieb und mein Leben verscherzt –
Was tuts, wenn der Nagel im Fleische schmerzt.

Karfreitag! Gar düster ist Golgatha,
Tiefschwarze Gewänder fern und nah –
Doch keiner von den Vielen denkt,
Dass meine arme Seele am Kreuze hängt.
Karfreitag!

Morgen ist Ostern, und die Sonne kommt und die Rosen blühen.

Herzlichen Gruss Dein Fritz Rück

Degerloch, 18. April 1916

Lieber Freund Birkert!

Haben Sie herzlichen Dank für Ihr freundliches Gedenken, auch im Schützengraben. Dass Ihnen die Erinnerungen an frühere schöne Zeiten jetzt doppelt oft aufsteigt, kann ich mir denken und ich wünsche Ihnen von Herzen, dass Sie bald wieder an fröhlichen Wanderfahrten teilnehmen können

als die in den Schützengräben. Wenn Sie aber zurückdenken an die schöne Heimat und ihren Frieden, dann kommt Ihnen doch vielleicht auch der Gedanke, was es für uns bedeutet, dass sie verschont blieb von all den Schrecken des Krieges, die Sie jetzt aus eigener Anschauung kennen lernen. Ich hatte jetzt den grossen Schmerz, dass eine liebe junge Freundin (Hilde Wendtland – der Verf.) von mir, die sich auch immer sehr für Sie interessierte, freiwillig aus dem Leben ging. Die ganze Welt schien ihr offen zu stehen. Sie war jung, schön, begabt, am Beginn einer glänzenden Laufbahn. Aber es lockte sie, zu erfahren, was hinter dem Leben steht und sie schied freiwillig. Ich kann es noch nicht fassen, dass dies sonnige, hoffnungsvolle Geschöpfchen nun nicht mehr da ist. Wie viele Rätsel gibt doch das Leben auf? Nun werden Sie hoffentlich bald wieder eine Ruhepause haben? Wie seltsam mag das Wiederaufleben der Natur mitten im Kampf und Streit wirken. Wenn man es aber erlebt, dann erwacht auch die Hoffnung auf bessere Zeiten. Die wünsche ich auch Ihnen.

Ihre Anna Bios

Tod von Hilde Wendtland

Zu dem Tode von Hilde Wendtland schrieb die Württemberger Zeitung in ihrer Beilage «Schwäbisches Bilderblatt», Stuttgart, 28. April 1916

«. . . Dieses duftige Zeichen vom Neckarfrühling hat indessen noch eine tiefere Bedeutung. Ich habe es absichtlich neben das Bildnis der jungen Hofschauspielerin Hilde Wendtland gestellt, weil der Lenz und die Künstlerin gewissermassen zusammen gehörten. Aber Hilde Wendtland hat sich der Blütenpracht dieses Frühlings nicht mehr erfreuen können, sie hat freiwillig die Tür zu ihrem Lebensgarten hinter sich geschlossen, um in den Ewigkeitspark einzuziehen. In einem Briefe, den ich nach dem Bekanntwerden vom Ableben Hilde Wendtlands von einer Frau bekam, die sie vor Monaten einmal gesehen hatte, finde ich die Stelle: «Als wir über das wechselvolle Leben sprachen, rief Hilde Wendtland mit glücklichem Lachen aus: «Ach, es ist doch so schön, dieses sprühende, blühende Leben!» . . . Schade um dich, Hilde Wendtland, denn es war so viel lachendes Leben in dir – wie ein blühender Frühling warst du, von dem köstliche Früchte zu erwarten waren. Der Brief glich einem schönen Nachruf. Doch was helfen schliesslich alle schönen Nachrufe! Du bist tot, armes Kind, und wer weiss, ob jemals das Dunkel, das deine letzten Stunden umhüllt, gelichtet wird. Mich aber freut es, dass ich dich mitten in den Frühling hineinstellen kann. Denn du warst ja selbst wie ein blühender Lenz, Hilde Wendtland.»

Stuttgart, den 6. Mai 1916

Lieber Birkert!

Ich kann mir ja denken, dass es für Euch im Schützengraben noch weniger einen 1. Mai gibt als für uns. Wie sanft ist doch dieser einstmals so freudige Tag ins Meer der Vergangenheit versunken. Nur eines ist diesmal bemerkenswert: Karl Liebknecht wurde bei einer Mai-Kundgebung in Berlin verhaftet. Er war ja schon länger unbequem für die Herrschaften. Seit die Weltgeschichte läuft, ist es nie anders gewesen, dass man die Pioniere der Menschheit verfolgte, so Christus, dass er das Volk aufgewühlt habe und dann ans Kreuz geschlagen wurde, so Galilei, als er entgegen den Lehren der katholischen Kirche den Satz auf stellte, den er noch auf dem Scheiterhaufen den frommen Wüterichen ins Gesicht schleuderte: «Und sie bewegt sich doch!» So ging es fort bis auf den heutigen Tag. Dennoch zieht unerschüttert die Entwicklung ihre Bahn.

Was uns entflammt hat am 1. Mai ist nicht ausgelöscht. Die Internationale ist nicht tot. Einmal muss sich erfüllen, was sie an dem unvergesslichen Tag im Basler Münster sich gelobten. Dafür sich einzusetzen ist unsere Aufgabe. In diesem Sinne grüsst Dich Dein Kampfgenosse

Eugen Leonberger

Stuttgart, den 6. Mai 1916

Lieber Freund Birkert!

Vielen Dank für Ihr Briefchen aus dem Schützengraben. Das ist freilich eine andere Wanderung als die einst in friedlichen Zeiten. Man kann nur immer wünschen, dass Sie wiederkommen. Wir alle denken ja zurück an frühere Tage, wie an einen fernen Traum. So wird es ja wohl nie wieder werden, aber wenn wirklich einmal das Wort «Frieden» erklingt, dann hoffe ich, wir werden uns alle bewusst werden, was das bedeutet und darum auch den tieferen Sinn erfassen und begreifen, dass der Frieden auch im Menschen selbst liegen muss, wenn der äussere seine wahren Segnungen entfalten soll. Da wird wohl vieles darauf ankommen, wie die Menschen keimkehren. Es scheint ja leider, je länger der Krieg dauert, umso weniger sind die Aussichten für den inneren Frieden günstig. Dass draussen und im Land die Stimmung immer ungünstiger wird, ist Tatsache. Die Behandlung scheint sehr verschieden, lässt an vielen Stellen wohl sehr zu wünschen übrig. Was die Verpflegung anbelangt, so macht sich jetzt leider die Aushungerungspolitik Englands sehr bemerkbar. Wenn man aber die Bemühungen sieht, alles gleichmässig zu verteilen, so hat man das Gefühl, manches was der Sozialismus will und was verlacht wurde, setzt sich doch allmählich durch. Freilich gibt es vieles zu überwinden und manches wird anders ausgeführt, als man erwartete, aber der Weg wird doch eingeschlagen und die Möglichkeit zur Verwirklichung einer Reihe von Bestrebungen. Was die Behandlung durch Vorgesetzte anbelangt, so mag da gewiss manches sehr schlimm sein. Aber sehen Sie nur mal an, wie sich die behandeln, die sich Parteigenossen nennen. Ich könnte Ihnen da Dinge erzählen, die Sie empören würden. Es sind eben überall Menschen und es wird wohl lange dauern, bis da eine Änderung eintritt. Ob das ganze Menschengeschlecht ja auf eine so hohe Stufe kommt, dass wenigstens die Form der Kämpfe anders werden, weiss ich nicht. Für die Jungen ist da ein weites Feld. Wie weit es sich beackern lässt wird sich zeigen. Vorläufig hat man zu wenig an den Unterbau gedacht. Man wollte gleich das Dach aufsetzen.

In alter Freundschaft Ihre Anna Bios

Bremen, den 10. Mai 1916

Lieber Birkert! Deine Karte habe ich erhalten und die Bürger-Zeitung bestellt. In einiger Zeit werden wir Dir ein noch besseres Blatt bieten können. Es steht hier nämlich die Gründung eines neuen linksradikalen Blattes bevor. Die Sache liegt so: Die Zusammensetzung der Bürger-Zeitungs-Redaktion ist eine ganz kunterbunte. Wir haben da einen Vertreter der krassesten «Mehrheits»politik, einen ästhetisch schwärmerischen Sozialpatrioten, zwei Vertreter des Parteisumpfes und endlich zwei Linksradikale. Nun stelle Dir den Kuddelmuddel vor, den ein solches Orchester produziert.

Die Parteigenossenschaft, die hier am Orte in ihrer überwiegenden Mehrheit linksradikal ist, ist natürlich für eine Änderung dieses Zustandes und würde mindestens für die Entlassung der beiden Sozialpatrioten sein. In der Pressekommission, wo die Linksradikalen ebenfalls in der Majorität sind, ist die Entlassung der beiden Redakteure (die vollständig überflüssig sind) auch gefordert worden. Aber nun kommt das Schönste: Es stellt sich heraus, dass die Pressekommission, die Vertretung der Masse der Genossen, gar nicht in die geschäftlichen Angelegenheiten der Zeitung dreinzureden hat, auch nicht über die Entlassung und Anstellung von Redakteuren zu beschliessen hat? Warum? Weil das Unternehmen der Bürger-Zeitung rechtlich das einer offenen Handelsge-

sellschaft ist. Das Sagen im Geschäft haben die Firmenträger und der Parteivorstand in Berlin, der auch Geld ins Unternehmen gesteckt hat. Die Firmenträger aber sind mit einer Ausnahme sämtlich «Mehrheits»politiker. Das Geschäft ist also völlig autokratisch organisiert und wenn die Besitzer – wie sie es in entscheidenden Augenblicken jedesmal tun – sich auf ihren Rechts- und Herrenstandpunkt zurückziehen, dann hat die Masse der Genossen nichts zu sagen. Allerdings ist in der Bürger-Zeitung – nach dem Willen der Parteigenossen – den man natürlich so ohne Weiteres nicht ganz und gar ignorieren kann – vorzüglich der Linksradikalismus zu Wort gekommen. Aber es sind doch noch zu viel andere Geister drin, und besonders spielt die Henke'sche Sumpfpolitik eine verhängnisvolle Rolle. Das alles hat die linksradikale Gruppe zu dem Entschluss bewogen, so bald wie möglich, ein eigenes Blatt herauszugeben, das in einem Verlag erscheinen wird, der natürlich ganz auf genossenschaftlicher Grundlage aufgebaut sein muss. Wir haben dann in Bremen drei Parteiblätter-rechts, Sumpf, links. Eine interessante Entwicklung.

Der Riss in der Partei wird immer klaffender und es wird kaum noch lange dauern, dann ist der Organisationsrahmen auch äusserlich gesprengt. So bedauerlich das an sich ist, unter den gegebenen Verhältnissen ist es die einzige Möglichkeit fruchtbare Arbeit für den radikalen Flügel zu leisten.

Hast Du davon gehört, dass kürzlich eine von vielen Genossen aus allen Teilen des Reiches besuchte Jugendkonferenz die Schaffung einer neuen Jugendzentrale beschlossen hat? Die neue Zentrale soll die Organisation mit Material versorgen und eine spätere Konferenz soll die formelle Loslösung von der alten Zentrale beschliessen. Vorläufig haben sich nur die Teilnehmer verpflichtet, in diesem Sinne zu arbeiten. –

Die Bremer Jugend kommt allmählich in Schwung. Es hängt bei der Jugend doch vieles, wenn nicht alles, von den Personen ab, die unter ihr arbeiten. Es hat sich gezeigt, dass die Jugend, soweit sie überhaupt politisch interessiert ist, auf linksradikaler Seite steht. Alle Mehrheitspolitiker hat die Jugend – vollkommen aus sich heraus – aus der Vortragsliste gestrichen. Die werden nicht mehr eingeladen. Im schönsten Lichte aber zeigte sich die Jugend bei der diesjährigen Maifeier, als sie – nach einem Vortrag von Henke – auf eigene Faust einen Demonstrationzug durch die Stadt unternahm und einen Teil der Alten, die ganz unvorbereitet waren, durch den Gesang mitriss, so dass tatsächlich eine annehmbare Demonstration daraus wurde. Soviel für heute. Ich hoffe nun, dass Du Dich möglichst glücklich aus der Affäre ziehst und grüsse Dich herzlich

Dein Willi Eildermann

Schwäbisch Gmünd, den 19. Mai 1916

Für Deinen Brief zunächst innigen Dank. Deine Mitteilungen sind ja recht interessant. Der Geduldsfaden scheint dort draussen öfter und gefährlicher zu reissen als bei uns im Innern. Inzwischen wirst Du nun noch mehr die «älteren» Krieger kennen gelernt haben, und ich wäre Dir sehr dankbar, wenn Du mir Deine Beobachtungen mitteilen würdest, besonders die Stimmung und über die Hoffnungen, die wir etwa für später auf sie setzen können. Ein Freund, der kürzlich auf Urlaub hier war, konnte mir leider in Bezug auf letzteres nichts Gutes berichten.

Der Lebensmittelmangel tritt immer mit stärkerer Intensität auf. Die breite Masse lebt nicht mehr, sondern vegetiert nur noch dahin. Man sollte meinen, dieser unerträgliche Zustand würde die Massen aufpeitschen zum Kampfe für die Beendigung des Gemetzels, aber die zweijährige Gehirnverkleisterung scheint sie ganz willenlos gemacht zu haben. Man darf sich hier ja keiner Täuschung hingeben. Der Beweis wurde hierfür leider wieder bei dem mutig dargebrachten Opfer Liebknechts geliefert.

Die Auseinandersetzungen in der Partei nehmen auf Seiten des Parteivorstandes und seiner Gefolgschaft immer mehr Formen an, die es als hoffnungslos erscheinen lassen, dass eine spätere Zusammenarbeit noch möglich sein wird.

Dabei zeigt es sich jetzt schon mit erschreckender Deutlichkeit immer mehr, was wir nach dem Kriege zu gewärtigen haben. Wie die Wechsel, die man den Herren Arbeiterführern ausgestellt hat, eingelöst werden, das zeigt sich jetzt drastisch bei der vorgeschlagenen Änderung des Vereinsrechts. Es ist das reinste Gaukelspiel, das am bestehenden Zustand nichts ändern wird. Insbesondere wird nach wie vor unsere Jugendbewegung geknebelt sein.

Dass Legien im Reichstag dazu noch seinen Segen gab, verwandelt die Komödie noch in ein Trauerspiel. – Hier in der Kaserne wird der Drill immer stärker. Beschwerden über das Essen werden zukünftig mit 14 Tagen Arrest bestraft! «Ja, Freiheit, deutsches Wesen!»

Sei mit den besten Wünschen herzlich gegrüsst von Deinem

Emil Schuler

Bremen, den 23. Mai 1916

Lieber Birkert! Karte erhalten. Solltest Du mal Lust, Zeit und Gelegenheit haben, Deinem Herzen Luft zu machen, tue es in Form eines kleinen Berichtes, der sich in unserem Kreise vorlesen lässt.

Herzliche Grüsse Willi Eildermann, Hanna Waldeck, Carl Jannack und die ganze Jungmannschaft.

Cannstatt, den 8. Juni 1916

Lieber Emil! Besten Dank für Deinen Brief. Ich hätte Dir schon lange geschrieben, aber was sollen wir uns sagen. Die grossen Worte haben alle so einen hohlen Klang, durch öfteres Wiederholen werden sie nicht glaubwürdiger. Das Evangelium der Zeit ist die Tat. Vergessen wir das nicht. Einmal haben wir den rechten Zeitpunkt verpasst, es gilt, die Sinne scharf zu halten, um das nächste Mal bereit zu sein. Dass Ihr draussen wie in der Hölle lebt, glaube ich. So eine Art Fegefeuer haben wir ja hier. Aber vielleicht lernt die jetzige Generation ihr Leben einzusetzen. Das wird für die zukünftigen Kämpfe der Arbeiterklasse von grosser Bedeutung sein.

Georg Steuer ist wieder in Zuffenhausen. Er glaubt, dass er bald wieder rauskommt. Paul Prestle ist auch in Stuttgart. In der Partei gab es wieder persönliche Streitereien. Für eine neue Jugendzeitung sind schon die Vorarbeiten getroffen. Sonst ist alles beim Alten. Ich habe einige schwächliche Anläufe genommen, wieder zu leben und zu lieben, bin aber im ersten Stadium stecken geblieben. – Mein grosses Drama, sowie einige mehr oder weniger umfangreiche Romane werden das Licht der Welt wohl in einer ruhigeren Zeit erblicken. Vorausgesetzt, dass ich bis dahin nicht sang- und klanglos abgeschossen bin. – Soeben lese ich in der Zeitung, dass beide sozialistischen Fraktionen den Etat abgelehnt haben. Sie müssen wohl.

Sei vielmals herzlich gegrüsst von Deinem

Fritz Rück

Am Vorabend der Sommeschlacht

Anfang Juni erhielt ich den Spartakusbrief vom 15. Mai 1916. Er berichtete über die Anti-Kriegs-Kundgebung am 1. Mai in Berlin: «. . . Der Potsdamer Platz und seine Zugänge waren schon um 7 Uhr mit Schutzleuten zu Fuss und zu Pferd überfüllt. Um 8 Uhr pünktlich sammelte sich am Platz eine so dichte Menge demonstrierender Arbeiter, unter denen Jugendliche und Frauen sehr zahlreich vertreten waren, dass die üblichen Schärmützel mit der Polizei alsbald begannen . . .

In diesem Moment, an der Spitze der Massen, mitten auf dem Potsdamer Platz, erscholl

die laute, sonore Stimme Karl Liebknechts «Nieder mit dem Krieg!» «Nieder mit der Regierung!». Sofort bemächtigte sich seiner ein ganzes Knäuel Polizisten, die ihn durch einen Kordon von der Menge trennten und auf die Wache am Potsdamer Platz abführten. Hinter dem Verhafteten erscholl der Ruf «Hoch Liebknechts worauf sich die Polizisten in die Menge stürzten und zu neuen Verhaftungen schritten. Nach der Abführung Karl Liebknechts begann die Polizei, angefeuert durch Offiziere, die sich am brutalsten benahmen, die Menge in die Seitenstrasse abzuschieben. So formierten sich drei grosse Züge von Demonstranten in der Köthenerstrasse, in der Linksstrasse und in der Königgrätzerstrasse, die sich unter fortwährenden Zusammenstössen mit der Polizei langsam vorwärtswälzten. Rufe «Nieder mit dem Kriege!» «Es lebe der Frieden!» «Es lebe die Internationale!» erschallten einmal über das andere und wurden tausendstimmig wiederholt. Am lautesten aber wurde immer wieder der Ruf «Hoch Liebknecht» von den Massen aufgegriffen . . .»

Zugleich erreichte mich das Flugblatt ««Der Hauptfeind steht im eigenen Land». Die Kunde von der Maidemonstration drang bis zu uns in die Schützengräben.

Am folgenden Tag wurde ich zum Kaffeeholen eingeteilt. Mit einem Kameraden verliess ich in aller Frühe den Unterstand. Der Morgen dämmerte und dichte Nebelschwaden lagerten über der Erde und füllten die Laufgräben. Unser Weg führte am Unterstand des Bataillonsführer vorbei, der sich im dritten Graben befand. Mit eilenden Schritten ging mein Kamerad voraus, ich blieb etwas zurück. In der Nähe des Bataillonsunterstandes war der Zwischenraum zwischen uns so gross, dass wir infolge des Nebels einander nicht mehr genau sehen konnten. Das war günstig. –

Einsetzendes Schrapnellfeuer versetzte uns in schnellere Gangart. Bei der Küche ankommend, waren schon einige Kaffeeholer eingetroffen. Andere, die nach uns kamen, brachten die Neuigkeit mit, dass am Unterstand des Batailloners ein Flugblatt angesteckt sei, das gegen die Verurteilung von Karl Liebknecht protestiere und zur Beendigung des Krieges aufriefe. Zuerst war alles wie versteinert. Dann erwachte die Schadensfreude, da der Bataillonier wegen seiner Ordenssucht nicht beliebt war und der Wunsch nach Frieden von allen geteilt wurde.

Für Karl Liebknecht offen einzutreten wagte keiner. Für Beendigung des Krieges aber waren alle. Ein Kamerad erklärte, der Krieg würde nur im Interesse der Grosskopften geführt. Dann fielen bittere Worte über die unterschiedliche Verpflegung zwischen Mannschaften und Offizieren.

Auf dem Rückweg erschienen mir alle Kameraden, denen wir begegneten, äusserst angeregt. Als wir am Bataillonsunterstand vorbei kamen, war das Flugblatt nicht mehr da. Einige Zug- und Kompanieführer eilten an uns vorbei. Im vorderen Graben aber war der Vorfall schon Tagesgespräch.

In der folgenden Nacht hatte ich Wache. Der diensttuende Unteroffizier erzählte mir flüsternd, dass eine Untersuchung im Gange sei. Nach der Ablösung wärmte ich mir eine Tasse Kaffee, als Feuerungsmaterial dienten mir Briefe und Zeitungen.

Wenige Tage später begann die Sommeschlacht, die auch die eingeleitete grosszügige Untersuchungsaktion verhütete.

Die Sommeschlacht

Ende Juni 1916 alarmierte uns das Stahlgewitter, das acht Tage, ununterbrochen Tag und Nacht, insgesamt 1'600'000 Geschosse aus britischen Geschützen auf unseren Frontabschnitt niederprasseln liess. Auf den wochenlangen zermürbenden Kleinkrieg folgte der erwartete grosse Schlag zum Durchbruch, der vom Stellungs- wieder zum Bewegungskrieg führen sollte.

Der englische Befehlshaber Haig äusserte sich in seiner Biographie* über diese unerhörte Kanonade:

«. . . Was der Feind zu erdulden hatte, überstieg seinen eigenen Aussagen zufolge alle bisherigen Erfahrungen und die Grenzen der Einbildungskraft. Zuversichtlich hatte der Feind angenommen, das furchtbare Trommelfeuer werde nicht nur die deutschen Stellungen einebnen, sondern auch die Moral der sie besetzt haltenden Truppe derartig erschüttern, dass sie ausserstande sein werde, sie zu verteidigen.»

Am 1. Juli 1916 begann der Angriff. Wir sassen in den Unterständen im dritten Graben. Seit Beginn des Trommelfeuers waren wir alarmbereit und kamen nicht mehr aus den Kleidern. Mit Besorgnis verfolgten wir das Stahlgewitter, das den ersten und zweiten Graben überschüttete. Am achten Tag der Beschiessung verlegte sich die Feuerwalze auf den dritten Graben und die Verbindungswege nach hinten. Dies war das Zeichen des Feindes zum Angriff, der morgens um 7.30 Uhr erfolgte. In einer Breite von 16 englischen Meilen griff englische Kavallerie und Infanterie in Gruppenkolonne an. Die Chancen zum Durchbruch schienen sicher. Um 8 Uhr fluteten die Angreifer über die erste Stellung hinweg, um dann zum Stillstand zu kommen.

Alarmbereit lauschten wir klopfenden Herzens auf alle Geräusche. Nachdem sich die Feuerwalze des feindlichen Artilleriefeuers auf unseren Graben und auf das Hinterland verlagerte, entstand in der vordersten Kampflinie eine beklemmende Stille, aus der wir schlossen, dass diese vom Gegner überrannt worden wäre. Dann aber setzte rasendes Maschinengewehrfeuer, Infanteriefeuer, platzende Handgranaten, wütendes Sperrfeuer unserer Artillerie ein. Demnach schien der feindliche Durchbruch nicht gelungen zu sein.

Das Auf- und Abschwollen des Getöses verfolgend warteten wir auf unseren Einsatz. Dieser erfolgte einen Tag später. Wir rückten in die vorderste Kampflinie. Es herrschte Ruhe. Der Feind schien erschöpft. Die Schützengräben waren eingeebnet. Die Eingänge zu den Unterständen waren zugeschüttet und wurden frei geschaufelt. Die Erde war umgewühlt, ein Granatloch befand sich am anderen. Der Drahtverhau bildete ein wirres Durcheinander. Vor den frei geschossenen Passagen lagen die Feinde haufenweise. Darunter viele Schottländerin ihrer malerischen Kleidung, mit Kniestrümpfen und kurzen Schottenröcken.

In einem Granatloch stand ich in nächtlicher Stunde auf Posten. Der süssliche Leichengeruch in der sommerlichen Temperatur verpestete die Luft. Ratten huschten umher und verursachten im Gewirr des Drahtverhaus klirrende Geräusche, die erschreckten und zur Wachsamkeit mahnten. In dieser Nacht griff ich als Nikotingegner zu einer Tabakspfeife, als Mittel gegen die verpestete Luft. Darauf wurde es mir speiübel – aber seitdem begann ich zu rauchen.

* HAIG, ein Mann und eine Epoche. Von Duff Cooper. Vorhut-Verlag Otto Schlegel, Berlin SW 68.

In dieser Stellung blieben wir bis zum November 1916. Stosstrupunternehmen, Feuerüberfälle, plötzliches Sperrfeuer waren an der Tagesordnung. Die tiefen Unterstände glichen einer uneinnehmbaren Festung. Rechts und links von uns setzte der Feind immer wieder zu Durchbruchsversuchen an. Dabei wurden die ersten Tanks eingesetzt. Bei den 180ern, bei Thieval, tauchten diese Ungeheuer zum ersten Male auf, Furcht und Schrecken verbreitend. Erbarmungslos war der Einsatz von Flammenwerfern zum Ausräuchern der Unterstände und der Beschuss mit Gasgranaten. Anfänglich benützten die Engländer Gasbehälter. Das Abblasen des Gases war aber von der Windrichtung abhängig und verursachte beim Umschlagen des Windes eigene Verluste.

Im Herbst wurde die Drangsal ständiger Gefahr durch einsetzendes Regenwetter gesteigert. Das Wasser staute sich in den Gräben. Die Wände rutschten ein. Beim Passieren versank man bis zum Knie im zähen Kreideschlamm. Zum Schutz gegen Wasser und Dreck wickelten wir leere Zementsäcke, vom Schuh bis zum Oberschenkel, um die Beine. Um das qualvolle Gehen in den verschlammten Gräben zu umgehen, versuchten wir bei nächtlichem Essenholen im Hinterland, ausserhalb der Gräben, schneller vorwärts zu kommen. Diese Gangart wurde aber durch Maschinengewehrfeuer und Schrapnellgeschosse des Feindes, die das Gelände abstreiften, zu einem Wettlauf mit dem Tod.

Bei Artilleriebeschuss konnte sich der Posten in die Treppen des Unterstandes zurückziehen. Ein Grabenspiegel ermöglichte den Blick über das Vorgelände. Spiegelte sich aber die Sonne in dem Spiegel, bot er dem Feind ein sichtbares Ziel. Ein Kamerad in unserem Unterstand verlor auf diese Weise sein Leben. Bei einem Feuerüberfall zog er sich 3 Meter tief auf die Treppe des Unterstandes zurück. Eine Granate zerschlug den Grabenspiegel und erfüllte den Unterstand mit einer Wolke von Staub. Der Luftdruck löschte unseren Hindenburgbrenner. Erde rieselte durch die Stollenbretter. Die eingetretene Stille wurde unterbrochen durch einen dumpfen Fall und ein Glucksen, wie bei einer Quelle. Nachdem sich die Staubwolke etwas gelegt hatte, sahen wir zu unserem Entsetzen den Kameraden auf der Treppe liegen. Ein Granatsplitter hatte am Hals seine Schlagader getroffen und wie ein Springbrunnen verspritzte sein Blut. Jede Hilfe kam zu spät. Er war der Sohn einer Witwe.

Wochenlang kam man nicht aus den Kleidern. In der Unterwäsche und den eingewickelten Beinen wuselte es von Läusen. Unsere Lebensmittel mussten wir vor fressgierigen Ratten schützen. Bei hellem Tage nagelte ein Kamerad mit seinem Seitengewehr eine Ratte an die Stollenwand. Diese schrie erbärmlich bis sie verendete. Durch diese brutale Exekution hatten wir einige Tage Ruhe vor dieser Plage.

Zermürend war der tägliche Ausfall durch Verwundung oder Tod von Kameraden. Die beklemmende Frage, wer ist der Nächste, machte nervös. Der französische Schriftsteller Henri Barbusse, der als Kriegsfreiwilliger zu den Waffen geeilt war und nach Erleben des gnadenlosen Grabenkrieges zum Pazifisten geworden, schilderte, in eindrucksvoller Weise, in seinem epochemachenden Buch «Das Feuer» die damalige Situation an der Front.

Unsere Stellung lag zwischen Thieval und Serre. Im November wurden wir endlich nach monatelangem Ausharren abgelöst. Das Abrücken durch die verschlammten Gräben war äusserst anstrengend und zeitraubend. In diesen drängten sich die kommenden und die abrü-

ckenden Mannschaften. Einen der Ankommenden sah ich ohne Schuhe, der saugende Schlamm hatte seine Knobelbecher nicht mehr frei gegeben. Um rascher vorwärts zu kommen, kletterte ich aus dem Graben. Nach wenigen Schritten liess mich das Zischen einer Granate auf den Boden fallen. Ein Hagel von Erde und Splittern prallten klirrend von meinem Stahlhelm ab. Ein süsslicher Geruch breitete sich aus. Aufatmend rutschte ich wieder in den Dreck des Laufgrabens. Gottfroh, dass ich keinen Schaden erlitten hatte, trampelte ich weiter nach rückwärts, meinen vorausgegangenen Kameraden nach. Bei Morgengrauen erreichten wir das Quartier. Todmüde legten sich die Kameraden nieder, während mich starke Kopf- und Brustschmerzen veranlassten, den Arzt aufzusuchen. Seine Diagnose lautete: leichte Gasvergiftung. Er schrieb mich krank und überwies mich ins Lazarett.

In den Nachmittagsstunden des gleichen Tages wurde Alarm gegeben. Heftiger Kanonendonner von der Front verhiess nichts Gutes. Der Feind hatte die Ablösung bemerkt und drang in unsere ehemalige Stellung ein. Dreckig und lehmverschmiert, wie die Stellung in der vorher gegangenen Nacht verlassen wurde, mussten meine Kameraden wieder vor zur Front. Ich hatte das Glück, nahezu in letzter Minute, dem Abschluss der Sommeoffensive zu entgehen. Im Lazarett erfuhr ich dann, dass nur wenige von meiner Kompanie zurückgekommen waren. Ob sie in Gefangenschaft geraten oder den «Heldentod» erlitten hatten, konnte ich nie in Erfahrung bringen.

Im Lazarett

Der Aufenthalt im Kriegslazarett in Charleville war eine Wohltat, nach dem ich tagelang nicht aus den Kleidern gekommen war. Eine ältere Krankenschwester, die mir beim Auskleiden behilflich war, entsetzte sich über den Dreck der an mir klebenden Kleidungsstücke, während ich schockiert war von ihrer Naivität. Wieder in einem richtigen Bett zu schlafen, ohne Alarm, ohne Beschuss, ohne Wachkommando, war herrlich. Von meiner Gasvergiftung erholte ich mich rasch. Hier im Lazarett lernte ich eine andere Seite des Krieges kennen: die Etappe.

Charleville war an der Front berüchtigt durch die Etappenhengste des Stabes des Kronprinzen, die in Saus und Braus lebten, die mit Hindenburg sagen konnten, dass ihnen «der Krieg wie ein Stahlbad» bekomme. In dem Krankenzimmer war ich der Benjamin. Durch meinen Briefwechsel und die Lektüre links eingestellter Zeitungen war ich etwas auf dem Laufenden. So wurde ich sehr schnell zum Mittelpunkt von Gesprächen und Debatten unter den älteren Kameraden, die den verständlichen Wunsch hatten, den Krieg im Lazarett zu überleben. Das Friedensangebot an die Alliierten wurde zum Angelpunkt der Diskussionen und über die Ursachen des Krieges-

Nachdem ich etwas optimistischer die Welt betrachtete überkam mich jugendlicher Übermut. In den Nächten wurde allerlei Allotria getrieben. Da wurden die Schwerkranken munter, wenn ich sie als Stabsarzt in die Heimat verschrieb und als gänzlich untauglich erklärte. Von diesem nächtlichen Treiben erfuhr auch die Krankenschwester, die mich dann zum Fensterputzen heranzog. Dies schien mir aber immer noch angenehmer, als bei jeder Witterung in der Stellung auf jedes Geräusch zu hören und rechtzeitig zu reagieren. Die Weihnachtstage



Im Kriegslazarett in Charleville, Dezember 1916 Zweiter von rechts (sitzend) Emil Birkert

erlebte ich noch im Lazarett. Dann wurde ich wieder K. v. geschrieben. Im Lazarett erreichten mich Briefe, die durch die Kriegshandlungen verspätet ankamen.

Stuttgart, den 24. Juni 1916

Lieber Emil! . . . Deinen letzten Brief kann ich nicht mehr finden. Vielleicht wurde er neben anderem von den Kriminalbeamten bei der letzten Haussuchung mitgenommen. – Hier beginnt der Kampf. Erst Demonstration, dann Flugblatt auf Flugblatt, allerdings auch Verhaftung auf Verhaftung, Haussuchung auf Haussuchung. Die Zahl der Verhafteten beträgt 17. Dafür heisst es aber bei uns: «Und wenn auch mancher an eurer Lüge sterbend sinkt, sich auf den leeren Posten ein neuer Kämpfer schwingt.» Ein ohnmächtiger Zorn und Grimm erfüllt mich, wenn ich an unseren Richard Janus denke. Richard ein «Mordbube», es ist ein heller Wahnsinn daran zu denken. Richard wurde des Mordanschlages auf Kriminalkommissar Mauksch verdächtigt und verhaftet. Von der ganzen Affäre glaube ich kein Jota. Der ganze Schwindel ist erfunden, um die Sache uns in die Schuhe zu schieben, um den Belagerungszustand zu verschärfen, um ein neues Sozialistengesetz zu schaffen, um uns, die Jugend aufzulösen, was bald geschehen kann. Mit Schikanen dieser Art müssen wir rechnen aber würdigen werden wir sie entsprechend.

Die Broschüre «Zur Jugendfrage» folgt. Die «Arbeiterpolitik» gefällt mir. Dein Brief benötigte vier Tage, entgegen der seitherigen Beförderungszeit von zwei Tagen, das doppelte – warum?

Auf Wiedersehen hoffend grüsst Dich herzlich

Dein Hans Grözinger

Bremen, den 26. Juni 1916

Lieber Genosse! Die beiden Karten haben mich gefreut. Den alten Freund Oculi* kenne ich. Bin mit ihm in Jena spazieren gegangen. Sag: ist auf der einen Karte vielleicht Hans Grözinger darauf? und wo? – Dass Du in einer verteuflten Stimmung bist und nicht schreiben kannst, nimmt mich nicht Wunder. Den ganzen Krieg soll der Satan holen und die bürgerliche Gesell-

* Edwin Hömle, (der Verfasser)

schaft dazu. Heute schicke ich Dir unser neues Blatt «Arbeiterpolitik». Hoffentlich hält's sich.
Bis auf Weiteres Dein Dich grüssender

Willi Eildermann

Stuttgart, den 21. Juli 1916

Lieber Genosse Birkert! Seit meinem letzten Brief ist hier aber viel passiert, ich war die ganze Zeit über in einer derartigen Spannung, dass ich nicht dazu kommen konnte, zu schreiben, obwohl es mir sehr leid war, da Sie gerade in letzter Zeit viel in Gefahr waren. Also wir sind einmal zur Tat geschritten, wenn es auch nur ein Anfang war, so hat es doch grosse Wirkung gehabt. Sie haben jedenfalls von der Demonstration am 26. Juni gehört? Ich kann Ihnen ja nicht alles schreiben, Sie hätten dabei sein sollen, da hätte sich Ihr Innerstes empört über das Vorgehen unserer «Freunde». Es hat ja einige Opfer gekostet, die immer noch schmachten, aber die Hauptsache ist, dass es nicht umsonst war, denn man hat die Erregung direkt gefühlt, wie wenn etwas kocht bis zum Explodieren.

Es haben Vorladungen und Haussuchungen stattgefunden, die aber ohne wesentlichen Erfolg waren. Acht Tage darauf kam noch ein Nachspiel. Beim Flugblattverbreiten wurden einige Jugendliche erwischt und festgenommen. In derselben Nacht soll auf den Polizeikommissar Mauksch ein Mordversuch gemacht worden sein, der auch uns in die Schuhe geschoben werden soll. Richard Janus, der gerade Urlaub hatte und nach Berlin fahren wollte, ging in dieser Nacht etwas spät heim von Bekannten und wurde als verdächtig festgenommen und ist bis jetzt noch nicht frei. Die Tage darauf folgten wieder Vernehmungen in grosser Zahl, die auch keinen wesentlichen Erfolg hatten.

Nun kommen noch die Verhandlungen. Durch die ganzen Vorkommnisse ist ein ganz anderer Geist hereingekommen, den wir mit Freude begrüssen. Es ist nur schade, dass Ihr Euren Geist und Euren Mut draussen verschwenden müsst.

Dass Fritz in Wildungen ist, werden Sie wissen? Es gefällt ihm dort gut. Die übrigen Freunde sind noch am gleichen Platz. Hammer kam heute früh ins Feld.

Mit herzlichem Gruss Anna Rück

Bremen, den 28. Juli 1916

Lieber Freund! Sende von jetzt ab das Abonentengeld direkt an die Expedition, da ich in der Versenkung verschwinde. Am 31. d. Mts. muss ich mich in der Kaserne stellen. In Nr. 7 der «Arbeiterpolitik» kommt eine Charakterisierung der Musterung von Walt Withmann. Das bin ich bei der «A.-P.» Die Sache wird schwierig. Alle Leute, die mit der A.-P. in Verbindung stehen, werden einfach eingezogen. Kranke und körperlich untaugliche Leute werden erbarmungslos in den bunten Rock gesteckt. Ein sehr probates Mittel. So wird die Zeitschrift auf ganz legale Art und ohne Aufsehen zu erregen abgemurkst. Zum Leidwesen der Machthaber springen aber immer neue Leute in die Bresche, die die Fahne hochhalten – die Kerle sollen sich wundern!

Meine Feldpost-Nummer schreibe ich Dir noch.

Indem ich hoffe, dass es Dir den Umständen nach gut geht, verbleibe ich mit herzlichen Grüssen Dein

Willi Eildermann

Stuttgart, den 7. September 1916

Lieber Emil!

Wie den Tagesberichten der Heeresleitung zu entnehmen ist, herrscht bei Euch an der oberen Westfront ein unaufhörliches maschinelles Massenmorden. Wann dieses menschenunwürdige

Morden seinen Höhepunkt oder ein Ende erreicht hat, ist unbestimmt. Neue Mächte treten auf die Bühne um das Morden zu verlängern. Die kleinen Mächte werden durch die grossen gewissenlos in den Krieg hineingezogen. Wie wäre früher eine Behandlung, wie diejenige, die Griechenland über sich ergehen lässt, möglich und denkbar gewesen. Aber der Krieg wirft ja alles über den Haufen. Er fragt nicht nach Recht, noch Völkerrecht und Sittlichkeit und Menschlichkeit. Wo unsittliche Machtinteressen eine Rolle spielen, da werden die Schranken jedes Guten durchbrochen und die verschiedenen Mächtegruppen begehen Verbrechen «en gros», die dem Einzelnen im «Einzelfalle» Zuchthaus und Tod bringen können. Die heutige Gesellschaftsordnung ist die verkehrteste, die es gibt. Finden sich dann Menschen, die mit ehrenhaften Motiven gegen diese Ordnung kämpfen, um für bedrängte Schichten der Gesellschaft etwas Gutes zu tun, dann werden sie durch Gerichtshöfe zu Verbrechern gestempelt und schwer bestraft.

Ein Beispiel ist Liebknecht. Zu 4 Jahren Zuchthaus wurde er verurteilt. Und hier in Stuttgart sitzen 10 Genossen und Genossinnen wegen einem Flugblatt: «2½ Jahre Zuchthaus». Köble (17 Jahre alt), Bellemann (17), Brückner (18), Theurer (16), Anna Rödel (18), und die älteren Genossen Hugo Rödel, Keppler, Völkel, Schlumberger und Wilhelm Schwab. Die ersten acht Freunde sitzen schon seit 19.7., die letzteren wurden erst am 21. und 26.8. verhaftet. Es ist nicht ausgeschlossen, dass noch mehr verhaftet werden. Zunächst kämen da weitere Jugendgenossen und –genossinnen in Betracht, da unser Brückner Aussagen gemacht hat, die bis jetzt zur Verhaftung von Wilhelm Schwab geführt hat. An eine Haftentlassung ist vorerst nicht zu denken. Aus unseren Reihen wurden fünf als Zeugen aufgerufen. Helene Kunkel, Anna Rück, Heda Crispian, Anna Rödel und ich. Bis jetzt war eine Zeugenvernehmung. Zwei Zeugen verweigerten die Aussage, die Drohung mit einer Verhaftung nützte aber nichts. Gegen die Zeugin Rödel wurde, nachdem man gegen sie weiteres Material gesammelt hatte, die Drohung wahr gemacht (26.8.16). Von Richard (Janus) erhielt ich einen Brief. Besuchen durfte ich ihn nicht, auch Barthels Buch «Verse aus den Argonnen» erhielt ich zurück. Am 21.8.16 brachte ich Richard von der aufgelösten Jugend 10 Mark, die er aber bis heute nicht erhalten hat. Am Montag werde ich zu dem zuständigen Untersuchungsrichter gehen und sehen was sich machen lässt. Richard hat trotz zweimonatlicher Haft den Mut und Humor nicht verloren. Zur Auflösung unserer Jugend schrieb er mir die Worte eines Dichters:

Mag auch das Haus zerfallen, was hat es dann für Not.
Der Geist lebt in euch allen, den kriegen sie nicht tot.

Er bedauert, dass er all den lieben Freunden die ins Feld mussten nicht noch vorher die Hand drücken konnte. Hammer, Notz und Lüpnitz. Er fragt nach den Genossen die sich im Felde befinden, ob sie alle noch wohlauf sich befinden? Sein Brief ist so lebendig und man spürt wie es ihm zu Mute ist. Ich hoffe auf ein baldiges gutes Ende dieser Angelegenheit. Georg Stetter, der im August wegen einer Gasvergiftung zurückkam, kommt nun wieder ins Feld. Es ist das vierte Mal dass er hinaus muss. Albert Schreiner weilt auf Urlaub hier. Fritz Rück weilt in Wildungen. Er hofft auf Entlassung.

Endlich ist nun unser neues Organ «Freie Jugend» eingetroffen. Sie ist ein voller Ersatz für die Zeitschrift «Arbeiter-Jugend». Ich sende sie Dir, damit Du selbst urteilen kannst.

Es grüsst Dich herzlichst

Dein Hans (Grözingen)

Ich werde Dir von der Jugendarbeit wieder berichten. Momentan ist sie nicht auf der Höhe. Was macht Dein Auge?* Lazarettfähig!?

* Die Frage nach meinem Auge erinnerte mich daran, wie ich – zum Essenholen bestimmt – den verschlammten Laufgraben verliess und über das Gelände der Küche zustrebte. Das Aufleuchten von verschiedenfarbigen Raketen liess mich zurück-

den 12. September 1916

Lieber Freund Emil! Hans aus Stuttgart schrieb mir gestern Deine Adresse und dass Du dort an der so kitzlichen Stelle bist. Nachdem ich so ein paar Monate im Verein unserer Freunde am politischen Leben teilnehmen konnte, wurden wir nach der ersten Demonstration für unseren Karl Liebknecht schwer unter die Lupe der Kriminalpolizei genommen. Als schliesslich die Antreiber, welche die Regierung zu hartem Vorgehen gegen uns aufforderten, nicht verstummen wollten, begann im lieben Vaterlande die Erdrosselung der Liebknechtanhänger. Soviel es ging, wurde militarisiert, andere staatlich pensioniert. Ich habe das letzte zuerst genossen und seit dem 17. August bin ich mit dem ersten beglückt. Willi (Eildermann) wurde vor Wochen eingezogen und ich glaube, er ist wohl schon im Feld, denn ich habe von ihm in letzter Zeit nichts mehr erhalten. In Stuttgart gibts leider auch so viele Märtyrer. Darüber hast Du ja auch uns unterrichtet. Ich mache hier Etappendienste, bezweifle aber, den Friedensschluss in Lothringen zu erleben.

Dich herzlich grüssend

Carl Jannack

Stuttgart, den 27. September 1916

Lieber Emil! Ich danke Dir für Deinen Brief. Zwei Wege tun sich auf «Opfern oder beugen». Auf unserem Programm steht die Beseitigung der heutigen Wirtschaftsordnung. Unsere Aufgabe besteht in dem Kampf gegen die Stützpfiler dieser Gesellschaft zu kämpfen. Das wirksamste Mittel im Kampf gegen den Militarismus scheint mir die Verweigerung der militärischen Dienstpflicht, nicht nur im Kriegsfall, sondern überhaupt. Müllers Dienstverweigerung gab mir den ersten Anstoss darüber nachzudenken. Ich versuche meiner inneren Stimme und Überzeugung zu gehorchen. –

Zu Deiner Freude kann ich Dir mitteilen, dass unser vermisster Deffner sich in englischer Gefangenschaft befindet. Unsere vier Jungens wurden gestern Abend entlassen. Richard sitzt leider immer noch. Brückner sagte, er hätte Richard zum letzten Male singen gehört, so wundervoll, dass er geweint hätte.

Von Georg Stetter weiss ich noch keine Adresse. Barthel ist immer noch in den Argonnen. Jannack schrieb mir einige Briefe. Demnach muss Eildermann im Felde sein. Seez befindet sich in Urlaub. Ich glaube er ist Sozialpatriot.

Mit dem Wunsche Dich befriedigt zu haben grüssst herzlich

Dein Hans Grözinger

den 10. Oktober 1916

Mein lieber Freund!

Deine Zeilen aus der Somme-Hexenküche haben mich erreicht, nur schade, dass Du nicht selbst Hexenmeister bist und sagen kannst: «Genug des grausamen Spiels». Ja, ich glaube selbst, dass die dortige wahnsinnige Tollheit meine Erlebnisse in der vorjährigen Champagneschlacht übersteigen wird. Ich will Dich an meine vorjährigen Gedanken erinnern, als es mir nicht gelang den letzten Schützengraben vor Paris zu überrennen, habe ich mich zurückgezogen, gehe hin und tue desgleichen, es findet sich ein Weg. Dieses uferlose Meer von Elend gebärt im Schosse einen gesunden Hass und ich bin mit Genosse Pannekoek der Meinung, dass diese Geschichtsepoche

blicken. Sie verkündeten nichts Gutes. Alles was sich auf dem Gelände bewegte, eilte in Sicherheit. Zwei Pioniere, die einen meterlangen Balken schleppten und in der Eile keine Möglichkeit zum Ausweichen hatten, stiessen mich gegen den Kopf, weil ich zurückblickte. Der Stoss warf mich um. Froh, dass nichts weiter passiert war, eilte ich zur Küche. Dort angekommen war mein rechtes Auge grün und blau angeschwollen und versperrte mir jegliche Sicht. Im Sanitätsunterstand schickte mich der Arzt wieder nach vorn, er hatte die Anweisung, da ein Angriff vermutet wurde, nur tod- kranke Kameraden ins Lazarett zu überweisen. Die Hoffnung auf Einweisung in ein Lazarett wurde zu Wasser.

reif ist vom Sozialismus abgelöst zu werden. Scheinbare Beschlüsse einer Konferenz können die Umgruppierung der Kräfte nicht hindern, unzählige werden im Kerker rufen: «Auf! Gegen den inneren Feind!»

Dein Carl Jannack

Wasquehal, den 10. Oktober 1916

Lieber Freund Birkert! Dein lieber Brief kam unerwartet und erfreute deshalb doppelt, zeigt er doch, dass in Dir noch ein guter Kampfgeist lebt. Die Fragen die Du stellst beschäftigen auch mich täglich, fast stündlich und ich kann Dir sagen, dass ich auf die Erwachsenen keine Hoffnung mehr habe. Menschen, die sich zu Gladiatoren stempeln liessen, die zur Maschine geworden, sind nicht fähig einen politischen Kampf zu führen, noch weniger die politische Herrschaft an sich zu reissen. Die Soldaten wollen den Frieden – und schiessen – welche Ironie! Sie schimpfen über alles Mögliche, belegen bekannte Persönlichkeiten mit den gemeinsten Ausdrücken, um, wenn sie auf diese Weise ihrem Herzen Luft gemacht haben, wieder im alten Trott weiter zu machen. Sie haben die Faust'schen Worte noch nicht begriffen: «Im Anfang war die Tat.» Wir tun besser, wenn wir nach dem oben Gesagten uns keine Hoffnung auf die heimkehrenden Krieger machen, wir schützen uns dann vor Enttäuschungen.

Die Frauen und die Jugend werden berufen sein, den Kampf um den Sozialismus zu führen, bei ihnen wird auch unser Platz sein. Einen schweren und herben Kampf werden sie führen müssen, aber umso zielklarer werden sie kämpfen.

Mir geht es wie es einem Soldaten geht. Ich bin in der Nähe Lilles, wohin ich des Öfteren komme. Im Schützengraben bin ich nicht, aber dicht dahinter. Wir haben Bahnwache. Bei der letzten Untersuchung wurde ich wieder für «dauernd garnisonsdienstfähig» befunden. Der Dienst hier ist besser, wie draussen, aber trotzdem finde ich bei diesem Leben keine Befriedigung. Ich habe nun gründlich hassen und verachten gelernt. – Die einheimische Bevölkerung ist freundlich und gut zu uns. Sie denkt zum grossen Teil sozialistisch. Meine Sprachkenntnisse leisten mir hier gute Dienste und ich habe die Gelegenheit, diese zu vervollkommen. Mit Otto Krille (Arbeiterdichter) komme ich öfter in Lille zusammen, er steht auf unserer Seite und interessiert sich lebhaft für die Jugendbewegung. Unser neues Organ «Morgenrot» fand auch seinen Beifall. Die Nachricht über Deffner, Wiest und Schuler, erhielt ich zuerst von Dir. Nun lebt von denen, die mit Hirschmüller und Kies auszogen, nur noch Gallaun. Die Reihen unserer Besten und Tapfersten lichten sich gewaltig. Weissst Du etwas von Seez? Über Stuttgart bin ich durch meine Frau soweit unterrichtet. Das Häuflein unserer Jugendgenossen ist nicht gross, aber es kämpft mutig und tapfer.

Mit dem Wunsche, dass wir uns bald wieder als Menschen unter Menschen begrüssen können und der Hoffnung bald wieder von Dir zu hören grüsst Dich herzlich in treuer Freundschaft

Dein Friedrich Notz

den 5. November 1916

Mein lieber Freund!

Wenn das jetzige Verhalten der deutschen Arbeiter den Höchstgrad ihres Klassenbewusstseins darstellen soll, müssten sich in der Tat alle diejenigen schämen, die noch glauben, mit der Politik der Tat die Arbeiter aus der Defensive in eine zielklare Offensive zu bringen. Und aus Vernunftgründen müsste die kleine unbeugsame Schar lieber dem Beispiel Friedrich Adlers* folgen und die Ausführung solcher Einzelthaten würden eher zur Abschüttelung der Tyrannenherrschaft füh-

* Friedrich Adler erschoss in Wien den Ministerpräsidenten Stürgkh. Er wurde zum Tode verurteilt, dann zu lebenslänglicher Kerkerhaft begnadigt. Die Revolution 1918 brachte ihm die Freiheit. Seine Tat wurde Anlass zur Diskussion über den individuellen Terror als Kampfmittel.

ren. Wie stehst Du zur «Arbeiterpolitik»? Willi ist soweit mir bekannt unterwegs.
Herzlichen Gruss Dein

Carl Jannack

den 24. November 1916

Mein lieber Freund! Deine Karte aus Charleville erhalten. «Kriegslazarett». Dieses vielsagende – zwar schweigst Du über die Umstände, die Deinen Aufenthalt dort bedingen. Doch ich kann es begreifen, den Marterqualen der endlosen Steigerung an der Somme vorerst abgewandt zu sein, heisst, sich erst selbst wieder zu finden.

Wo Willi steht ist mir nicht mehr bekannt, seit er zur Front abgereist ist. Weissst Du, ob Hans Grözinger noch unmilitarisiert ist, habe lange nichts mehr von ihm gehört. Ach ja, er fällt nun schliesslich unter den kapitalheiligen Beschluss, der die Freizügigkeit der Arbeiter aufhebt. Wenn Du mal an Gustav schreibst, schreibe ihm einen Gruss von mir, damit er weiss, dass wir noch am Leben sind. Sobald Du Dich wieder erholt hast, schreibe ich mehr, aber ich hoffe, dass Du vorerst vom Lazarett nach der Heimat kommst.

Herzlichen Gruss

Dein Carl Jannack

Stgt.-Degerloch, den 25. November 1916

Lieber Freund Birkert!

Nach Ihrer ersten Karte aus dem Lazarett erhielt ich noch eine von der Somme. Nun sind Sie also doch wenigstens noch in Sicherheit und ich wünsche von Herzen, dass Ihre Genesung sicher, aber möglichst langsam erfolgt. Wie viel Schreckliches ersinnen noch die Menschen, um sich zu vernichten. Ich las am Tegernsee an einem alten Bauernhaus so einen schönen Spruch: «O Freude, was bist Du für ein edler Schatz und hast doch auf Erden so wenig Platz.» So ist es auch heute noch. Ob es wohl in alle Ewigkeit so bleibt? Ich schicke Ihnen einige Bücher und auch heute geht noch ein Paket ab. Haben Sie einen Wunsch? In alter treuer Freundschaft

Ihre Anna Bios

den 26. November 1916

Lieber Freund Emil! Heute von Hans einen Brief erhalten. Er verhält sich sehr pessimistisch zum Arbeiter-Bildungswesen. Ja, mit Recht, Kampf und Bildung haben sich gegenseitig zu durchdringen. Der Kampf hat an erster Stelle zu stehen. Herr von Bethmann-Hollweg verkündete gelegentlich der letzten Saison die neuorientierten Worte «Bahn dem Tüchtigen». Wenn man bedenkt, welche Geschicke er in dieser umwälzenden Epoche zu leiten hat, mag er es in der Tat ernst gemeint haben. Zweifellos haben diese Worte ihren Wert erst im vorbereitenden Sinne, also der Schule! Verschiedene Pädagogen erhoben in der bürgerlichen Presse mit zielklarer Begründung die Forderung nach der «nationalen Einheitsschule». Die Auswahl der Tüchtigen wird den Bedingungen der Gesellschaft gemäss politisch sein, daher liegt pädagogisch die Tendenz dieser Forderung in demselben Sinne, denn die offiziell begünstigte und massgebende Pädagogik wählt heute die Tüchtigsten gemäss der ökonomischen und politischen Bedürfnisse des Kapitalismus aus. Die kommerziellen und ökonomischen Bedürfnisse der im Entstehen begriffenen Gesellschaftsumformung gebieten uns klar die Ereignisse zu verfolgen. Der Sieg gehört der neuen Epoche.

Dir die besten Grüsse

Carl Jannack

Hellemees, den 28. November 1916

Lieber Freund Birkert!

Herzlichen Dank für Deine Karte vom 20. 11. 16. Du bist im Lazarett. Bist Du krank oder verwundet? Gib mir bitte bald darüber Nachricht. Hoffentlich hast Du das Glück nach Deutschland zu kommen und bringst Dir Deine Krankheit keinen dauernden Schaden. Freund Zänker ist auch im Lazarett, infolge Krankheit, aber er hat keine Hoffnung nach Deutschland zu kommen. Freund Fischer liegt in Balingen im Lazarett. Gentsch ist verheiratet. Wilhelm Schwab befindet sich noch immer im preussisch-schwäbischen Polizeierholungsheim. Janus ist in Weingarten, weitere Nachrichten habe ich nicht.

In der Stuttgarter Jugendbewegung wird von einigen wenigen treu und fleissig gearbeitet. Ist die Zahl auch nicht gross, so ist sie doch umso treuer und wird einen guten Stamm bilden, wenn wir nach dem Krieg mit voller Kraft und Begeisterung wieder in der Öffentlichkeit arbeiten können.

In der Stuttgarter Parteibewegung scheint es ziemlich faul zu sein. Ein abschliessendes Urteil über die Jugend und Partei will ich heute nicht fällen, aber ich habe Aussicht im Laufe des Dezember in Urlaub zu kommen und hoffe dann wieder Einblick in das politische Leben zu bekommen.

Am politischen Horizont hat sich in letzter Zeit manches verändert. Polen Königreich ohne Verfassung, ohne König und ohne Grenzen. Das Ganze ist eine Komödie, gespielt um aus der polnischen Bevölkerung Geld herauszuholen.

Der Wechsel im Auswärtigen Amt Deutschlands und Russlands dürfte jedenfalls mit einer Änderung der politischen Ziele dieser Regierungen Zusammenhängen. Hoffen wir, dass es bald wieder eine Wendung zum Frieden geben möge. Aus meinem Urlaub werde ich Dich dann über alles Wissenswerte unterrichten.

Mir geht es soweit ordentlich. Ich bin immer noch auf Bahnwache. Das Städtchen, in dem wir uns befinden ist mit Lille zusammengebaut und bildet eine Vorstadt von diesem.

Dir das Beste wünschend, insbesondere geistige Erholung, grüsst Dich auf baldiges Wiedersehen mit herzlichen Grüssen

Dein Friedrich Notz

Wieder an die Front

Entlassung aus dem Lazarett

Am 28. Dezember 1916 verliess ich mit einigen Kameraden das Lazarett. Mit der Bahn fuhren wir nach Valenciennes. In der dortigen Vincentkaserne wurden wir eingekleidet und zu Transporten zusammengestellt. Von der 26. Reserve-Division waren wir sechs Mann. Wir fuhren dann nach Cambrai. Bei einer Sammelstelle, die sich in einem grossen Saal befand, warteten wir auf unsere Weiterleitung. Hier waren alle Waffengattungen vertreten. Lernte ich im Lazarett schon die Kriegsmüdigkeit kennen, so herrschte hier ein äusserst radikaler Ton. Da traten Sänger und Humoristen auf, die kein Blatt vor den Mund nahmen, die alles, was treudeutschen Gemütern heilig schien, mit Hohn und Spott überschütteten. Hier machte sich der Landser Luft gegen «die da oben», gegen die «Etappenhengste». Hier traf ich Landser, die schon Wochen hinter der Front herumgeisterten, um ihren Truppenteil zu suchen. Mit gefälschten Urlaubsscheinen und Verpflegungsanweisungen schlugen sie sich durch. Hier war keine Rede vom Durchhalten, für die Weltmachtträume der Hohenzollern-Monarchie, für die Expansionswünsche der Banken und Grossfinanz der Alldrutschen.

Ungeteilten Beifall fanden u.a. die Verse über Ordensverteilung, die ein Landser vortrug, der sie mir zum Abschreiben willig überliess:

Ordensverteilung

Da hört man so oft mit dem Anflug der Klage,
die höchst erstaunte verwunderte Frage:
Warum an der Front so wenig Orden
wohl seien im Durchschnitt verliehen worden.

Ihr lieben Leute, das muss ich euch sagen,
so können wirklich nur solche fragen,
die keine Ahnung vom Kriege haben.

Zu was brauchen die an der Front Orden,
die beinah täglich nur kämpfen und morden,
sie sind doch nur mit Kameraden vereint
und sehen sonst niemand ausser den Feind.
Sie können doch täglich ja stündlich fallen
zu was brauchen die noch Ordensschnallen?

Am Feind, da braucht man nur zielbewusst,
eine tapfere unauffällige Brust.
Die bunten Bänder und das Ordensband
würden viel zu leicht vom Feinde erkannt.

Ganz anders ists bei Etappen und Stäben,
die hinten die schrecklichsten Schlachten erleben.
Da zeigt man sich dem staunenden Volke
als tüchtiger Mann in der düstren Wolke.

Da kann man sich sicher und freier bewegen
und braucht nicht immer Sorge auf Deckung legen.
Da muss man sich können sehen lassen
auf dichtbevölkerten Plätzen und Gassen,
dazu bedarf es schon bunt verziert
einer Heldenbrust reich dekoriert.

Zu den Orden gehört, das bedenke man auch,
eine volle Brust und ein fetter Bauch.
Dies beides hat man doch unvergleichlich
nur dort, wo die Ruhe und Verpflegung sehr reichlich,
vereint mit den möglichsten Sicherheiten
und sonstigen kleinen Bequemlichkeiten.
Ja, dort hat man wirklich Verdross
daher auch an Orden den wahren Genuss.

Wenn ich später so einen seh',
mit leerem Knopfloch in meiner Näh',
dann ist die Wahrscheinlichkeit sehr vorhanden,
der hat immer nahe am Feinde gestanden.

Wenn mir mal einer käme,
bei dem es die halbe Brust einnähme,
dann denk ich, der hat es gut gekonnt,
der war sicher dicht hinter der Front.

Treff ich aber einen, der hat wie toll,
die ganze Brust und den Bauch noch voll,
dann ist es mir ganz sonnenklar,
dass der im Kriege weit hinten war.

Von vorn kommt der Kugelregen
von hinten aber der Ordensseggen.

In späteren Jahren, als die «Dolchstosslegende» aufkam, dachte ich an die Stunden und die kriegsmüde Stimmung Ende Dezember 1916 in der Sammelstelle in Cambrai.

Wieder im Schützengraben

An Silvester 1916 befand ich mich mit zwei Kameraden auf dem Wege zu unserem Regiment. Als Nachtquartier hatte man uns eine verlassene Hütte angewiesen. Strohlager diente als Ersatz für Bettstellen. An die Jahreswende erinnerten uns Böllerschüsse und Raketen in allen Farben. Beklemmend war der Gedanke: «was wird das Jahr 1917 bringen?»

In der Nacht vom 11./12. Januar 1917 führte mich ein Läufer in die Stellung in Nordfrankreich, in der sich meine Kompanie befand. Bei Vollmond und glänzendem, frisch gefallenem Schnee, führte unser Weg durch das zerstörte Adinfer. Einsam ragten die Reste der Häuserwände und Trümmerhaufen gespenstisch in die Landschaft. Nach 1½ stündigem Fussmarsch langten wir beim Bataillonsunterstand an, dann ging es weiter zur 9. Kompanie, die im ersten Graben lag. Dort traf ich aber nur noch wenig bekannte Gesichter.

Die Nächte waren eisig kalt. Die Stellung war ruhig. Im Februar wurden wir abgelöst. In einer Baracke in Alette fanden wir Unterkunft. Jeden Tag mussten wir zu Schanzarbeiten an die Front. Da Urlaubssperre verhängt war, meldete ich mich zu einer aufgerufenen Neuformation. Um den Gegner im Unklaren zu lassen über die Zahl der Regimenter und Divisionen, wurden immer wieder neue Formationen gebildet.

Briefe zur allgemeinen Lage

Hellems, den 15. Januar 1917

Lieber Birkert! Für Deine Karte herzlichen Dank. Leider enthält Deine Karte auch die unerfreuliche Nachricht, dass Du wieder in den Schützengraben musst, unter diesen Umständen hätte ich lieber gehört, dass Du noch krank wärest. Ich war im Urlaub und will Dir einiges erzählen, von dem was ich gehört und gesehen habe. Rasch hatte ich mich in meinem gemütlichen Heim eingelebt. Meine liebe Frau verstand es auch, es mir so angenehm wie nur irgend möglich zu machen. Letzteres ist zurzeit keine Kleinigkeit, denn es herrscht die wohlorganisierte Hungersnot. Wie die Bevölkerung mit den kargen Lebensmitteln bestehen kann, ist mir ein Rätsel geblieben. Sie murt zwar und schimpft hinten herum, aber auflehnen gegen die bestehenden Zustände durch Demonstrationen und Krawalle wird sie sich nicht. Es fehlt an Mut und an Führern. Ich bin felsenfest überzeugt, dass das Volk auch noch mehr und noch lange hungern wird.

Freunde fand ich wenig, sie sind Soldat oder hinter Kerkermauern. Die Jugend lebt und arbeitet noch, trotz Auflösung und polizeilicher Verfolgung. Die Genossinnen Rück, Abel und die Genossen Schreiber, Gentsch, Völkel und Hans Grözinger sind unermüdlich und treu für unsere Sache tätig. Die Veranstaltungen sind rein literarisch, ganz wenig wirtschaftlicher und politischer Natur. Es fehlt an Kräften. Unter Geldmangel leidet die Bewegung ebenfalls. Ich musste meine Zeit zum Geldauftreiben nützen und es gelang mir auch einen grösseren Betrag aufzubringen. Das Jugendheim in Ostheim ist polizeilich verboten. Die Veranstaltungen finden in Privatwohnungen statt. Der Mietskontrakt wird nun aufgelöst werden und die Möbel ebenfalls bei Privaten untergebracht. Es wird viel Arbeit für uns nach dem Kriege geben, aber wir werden ein gutes Feld vorfinden. In der Partei sieht es nicht besonders gut aus. Viel Unklarheit und Mutlosigkeit. Nach dem Krieg wird es unsere Aufgabe sein, den Kampfgeist in der Partei zu wecken und stärken und sie zu klaren Zielen und Taten drängen. Der Kampfgeist der Jugend muss die Partei beleben. Mit unserer alten

ergrauten Vorkämpferin Clara Zetkin war ich auch zusammen. Ihre Gesundheit lässt zu wünschen übrig, aber ihr Kampfgeist ist frisch, lebendig und zielklar. Es ist ein Genuss und eine Erholung, mit ihr über unsere Bewegung zu sprechen. Von der Jugend erhofft sie alles und spricht mit grosser Begeisterung über die Haltung der Jugendbewegung. Hoffen und wünschen wir, dass sie uns noch lange erhalten bleibt.

Kurz vor meiner Abfahrt war ich bei dem Vater unseres Wilhelm Schwab. Er war ganz niedergeschlagen von dem Urteil gegen Wilhelm. 2 Jahre Zuchthaus! – und das Volk schweigt. Wilhelm war wegen der Verbreitung eines Flugblattes, das sich an die Arbeiter richtete, wegen dem Urteil gegen Liebknecht mit dem Genossen Rödel und Schlumberger in Haft und angeklagt. Drei Jugendgenossen wurden bei der Verbreitung des Flugblattes verhaftet, darunter der junge Brückner von Ostheim. Dieser hat alles verraten und war dann als Zeuge gegen Schwab vor das Reichsgericht in Leipzig geladen. Ich bedauere das Schicksal unseres Freundes sehr. Wir verlieren in ihm auf zwei Jahre einen treuen Freund und Berater. Besonders die Jugend verliert viel, unermüdlich war er für die Sache der Jugend tätig, wenn keiner mehr wollte, dann nahm Schwab das Ruder und steuerte zwar langsam, aber mit sicherer Hand, das Schiff unserer Bewegung. Sein Wissen und Können stellte er ganz in den Dienst unserer Sache. Wir werden ihn nicht vergessen, und wenn er einst wieder die Freiheit erlangt hat, dann wird und soll er uns auf dem Posten finden. Mein Urlaub war vorbei, es hiess Abschied nehmen, dieser wurde mir nicht leicht. Wie gerne wäre ich dortgeblieben. Nur langsam und schwer konnte ich mich wieder in meine soldatische Umgebung hineinfinden. Ich bin wieder auf Bahnwache und harre auf den Frieden.

Das Friedensangebot Deutschlands wurde in Stuttgart in den Nachmittagsstunden mit Begeisterung und Freude aufgenommen, aber schon am Abend gab es der Zweifler sehr viele. Die Entente hat abgelehnt, wie nicht anders zu erwarten war. Die Friedensnote wurde als ein Manöver erkannt. Das eine Gute hatte aber die Note trotz alledem, sie hat den Ruf nach Frieden geweckt und er wird nicht mehr schweigen. Es werden Noten gewechselt, Reden gehalten, es wird gesucht, es wird gehandelt und endlich werden sie sich finden. Es wird im Frühjahr nochmals ein furchtbares Kräfteressen auf beiden Seiten geben, viel Blut wird fliessen, die Gräben werden gefüllt mit Leichen sein und dann wird der Weg des Friedens geebnet sein.

Hammer ist in Mörs am Rhein, er hatte noch Glück. Seez ist bei Ypern, er steht treu zu uns. Schierle und Janus sind in Weingarten, gehetzt von der Polizei. Zwicker bekam nicht einmal mehr Urlaub nach Stuttgart. Für heute will ich schliessen. Sei nun herzlich gegrüsst von Deinem treuen Freund

Friedrich Notz

den 17. Januar 1917

Aus Bremen zurückkehrend finde ich Deine Zeilen vor. Bevor ich auf Weiteres eingehe, will ich Dir mitteilen, dass ich mich hier wohl auch verändern werde. (Adresse ist etwas kürzer.) Als ich nach hier kam, war ausser einem kleinen Wachkommando unsere Kompanie abgerückt. Ich bleibe bei dieser Kolonne vorläufig. Ein Glück, dass mein Urlaub noch klappte. Dir ist es ja damit schlecht ergangen. Sitzt also bei Arras und hörst Gustav singen, «fort nach Süden, fort nach Spanien!»

Mit der Friedensbewegung ist es an sich schlecht bestellt, denn es ist eine aus der Not geborene Gefühlsbewegung, die durchaus nicht identisch ist mit dem Willen und Ziel der Machthaber im Staate. Die Kräfte, die diesen Krieg nicht scheuten sind noch völlig ungebrochen ihren Willen nach *innen* durchzusetzen. Daher die Komödie der Täuschung für solche die nicht alle werden. Der Krieg geht bis zum Weissbluten! Erst wenn die Hilfskräfte erschöpft sind, ist die Macht nach innen gebrochen und erst dann gelangt eine Strömung ans Ruder, die das Ende bringt. Bedenkt man nun, dass die Sommeschlacht vier Monate dauerte, so wird die kommende Abrechnung unter

Abstellung aller noch vorhandenen Mängel sicher länger dauern, denn nur eine solche Aufreißungsschlacht hätte Sinn für die Entente, damit der Druck dann am schwersten lastet, wenn die letzten Bissen, vor einer neuen Ernte in deutschen Magen knurren. Und damit wird Herbst bevor die Invalidenschlacht beendet ist.

Zwar ist noch nicht zu erkennen, ob die Entente nur einen oder mehrere Angriffspunkte wählt. Die deutschen Kriegsinvaliden stehen schon wieder Hindenburg zur Verfügung. Sicher wird die deutsche Strategie die Initiative an sich zu reißen versuchen, um dem Gegner zuvorzukommen.

Doch liegt die Sache nicht so einfach. Gewiss gibt es eine Möglichkeit, dass eine militärische Aktion auf dem Balkan – wenn sie gelingt – die Politik der Entente-Regierung über den Haufen rennt und somit die Bahn frei macht für andere Ministersesselkandidaten. Doch wesentlich ist auch die Notwendigkeit, dort zu operieren, wo der Magen gefüllt werden kann, und da gibts im südlichen Balkan nur hungernde Leidensgenossen. Ereignisse, soweit es nicht Defensivmassnahmen sind, studiert man am besten am politischen Horizont. Im Übrigen muss man diese Dinge an sich herankommen lassen, denn es sind doch Aktionen der Besitzenden! Die Machthaber im Staate sind auch die unbeschränkten Träger der Staatsgewalt, solange diese nur in ihrem Dienste steht.

In Bremen hatte ich nun Gelegenheit zu erfahren, dass auf der Konferenz der Parteiopposition, wo die Aktion der Besitzlosen beraten werden sollten, es jämmerlich aussah. Die Bourgeoisie ist im Ziel und Mittel einig, ihre blutigen Tyrannenstrieche gelingen. Die internationalen Sozialisten werden nun zu sehr von den Ereignissen und der Tradition gehemmt, allerdings liegt es an der Masse selbst. In Bremen ist als Folge der Beitragssperre ein blauer Verein entstanden, wie in Stuttgart. Doch diese Gewerkschaftsbonzen bekommen bald tiefere Kopfschmerzen. Die Massen fangen an ihre parlamentarischen Taten zu studieren und antworten auf die Annahme des Hilfsdienstgesetzes ihren Führern mit der Sperre der Verbandsbeiträge. Bremen wieder voran! Die Pannekoekschüler brechen auf zur Tat!

Die Presse ist überall verloren und ich sehe, wie richtig es war, wenn wir 1915 mit Gustav das Aufgeben der 84 Parteizeitungen forderten, da diese, wenn sie bestehen wollen zu mindestens den Klasseninteressen der Machthaber nicht stören dürfen. Von Klassenkampf ganz zu schweigen.

In Braunschweig ist nun auch noch ein Blatt, das teilweise von der Gruppe Internationale und der Arbeitsgemeinschaft beherrscht wird. Die Berliner haben den Volksfreund mit einer Berliner Beilage eingeführt. Die Bremer ebenfalls (in Berlin 12'000, in Bremen 1'400). Die «Arbeiterpolitik» muss den Charakter der Zeitschrift behalten, um mehr als lokale Bedeutung zu behalten. Findest Du die «Arbeiterpolitik» in letzter Zeit nicht besser? Tageszeitungen müssen überall wieder neu eingeführt werden, also wir fangen wieder von vorne an. Für die Linksradikalen ist die Situation durchaus nicht günstig. Die Spartakusgruppe ist gewillt mit der Arbeitsgemeinschaft zusammen zu paktieren. In Vereinen, wo die Beitragssperre eingeführt ist, treten zwar frühere erste Sozialisten wieder ein, doch ich bin nicht so voreilig.

Wenn Du sonst spezielle Fragen beantwortet wissen willst, so schreibe sie mir.

Dir bald eine bedingte Freiheit wünschend – vor allem heile Glieder

Dein Freund Carl

Degerloch, 1.2. 1917

Lieber Freund Birkert!

Eben erhielt ich Ihren lieben Brief und will Ihnen nun gleich antworten. Ich wartete so lange mit dem Schreiben, da ich nicht sicher wusste, ob Ihre Adresse sich geändert hatte. Nun sind Sie also wieder an der Front und es scheinen sich schwere Ereignisse vorzubereiten. Hoffentlich gelingt es, die neuen Stürme abzuwehren. Es wäre ja trostlos, wenn all die schweren Opfer umsonst gebracht wären, so viele Werte vernichtet würden, die in jahrelanger heisser Arbeit errungen wur-

den. Wie sehr würde ich Ihnen wünschen, dass die Urlaubssperre nur vorübergehend wäre und dass Sie doch endlich zu einer Ruhepause kommen dürften. Freilich, das Fortgehen ist nachher umso schmerzlicher.

Es freut mich, dass Sie die Ereignisse hier so eifrig verfolgen. Ja, das Gedenken des ^jährigen Parteijubiläums meines Mannes war namentlich mir eine grosse Freude und Genugtuung nach den vielen so ungerechtfertigten Angriffen, unter denen mein Mann leiden muss. Wie viel könnten die Parteigenossen lernen von dem, was er erlebt und erkämpft hat. Vor allem, welche Fülle an Idealismus, dass er trotz allem Erleben der Partei und sich selbst treu blieb. Den Glauben an den Sieg des Sozialismus müssen wir uns alle erhalten, wenn wir jetzt nicht verzweifeln wollen. Aber wieviel reifer müssen die Menschen werden, um dem Sozialismus zum Sieg zu verhelfen.

Viel Tätigkeit in der Bewegung selbst ist jetzt schwer zu ermöglichen. Alles dreht sich um die Frage, Arbeit und Brot, da ist so wenig Interesse für anderes Streben. Wir müssen jetzt erst den Menschen über die schwere Zeit hinweghelfen, so gut wir können.

Es freut mich, dass Sie meine Tätigkeit im Hausfrauenverband verfolgen. Ich wusste zu erreichen, dass der einzig mögliche Kampf gegen die Lebensmittelnot durch die Kriegsküchen beendet werden konnte. Erst musste ich viel Widerstand der Stadt bekämpfen, bis sie die städtischen Küchen eröffneten. Als Beispiel, wie man arbeiten muss, gründete ich dann unsere Abendküchen. Sie finden viel Anklang, sind eine Erleichterung für die arbeitenden Frauen und viele alleinstehende Menschen. Viel Soldaten kommen auch und alle versichern, wie viel es wert ist, dass man gutes reichliches Essen so billig haben kann. Man muss nur jedesmal viel Widerstand bekämpfen, aber darin habe ich reichstens Übung. Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie bald mal auch unser Gast sein würden. Sobald als möglich, schicke ich Ihnen nun auch wieder etwas zum Lesen. Wissen Sie, dass Grete Reichert als Kassiererin bei uns ist? Sie wird ganz bei uns verpflegt, was sehr nötig ist, da sie erschreckend schlecht genährt war. Es wird nun an ihr liegen, sich ihre Stellung richtig zu schaffen und vorwärts zu kommen.

Jetzt haben wir nun schon 30 Monate Krieg. Wer hätte das für möglich gehalten? Wenn wir Frieden bekommen, dann wird sich erst herausstellen, was alles zerstört worden ist in dieser Zeit. Es ist so trostlos, dass man darüber nicht nachdenken mag und man wundert sich nur, dass es doch noch so viele Menschen gibt, die sich zersplittern in allerhand Kleinigkeiten, statt zu begreifen, wie nur der Zusammenschluss einen raschen Aufbau der zerstörten Werte ermöglichen kann.

Von Ihrem Freund Wiest erhielt ich eine Karte aus Rumänien. Er muss wohl auch furchtbare Strapazen durchmachen. Wir haben hier arge Kälte und denken mit Grauen daran, wie schwer Sie alle darunter leiden müssen. Und doch sagen viele Soldaten, die Kälte wäre besser wie die Nässe. Im Osten scheint es nicht einmal so schlimm wie im Westen. Wenigstens schreibt meine Schwester aus Ostpreussen, dort wäre es erträglicher, nur hätten sie keine Kohlen, oder doch wenig und das könnte freilich schlimm werden. Von Berlin hörte ich, man hätte die Schulen schliessen müssen wegen Kohlenmangel. Überhaupt scheint in Stuttgart alles doch noch besser geregelt wie im Norden. Mit der Verpflegung der Soldaten scheint es sehr verschieden.

Manche hungern, andere wieder sind gut versorgt. Es hängt wohl sehr von den Transportmöglichkeiten ab.

Hoffentlich erfüllt sich Ihre Urlaubshoffnung doch recht bald. Wir grüssen Sie herzlichst und wünschen alles Gute.

Stets in treuer Freundschaft Ihre Frau Professorin

Anna Bios

Der Leidensweg meines Wanderkameraden Fritz Rück

Stuttgart, den 7. Februar 1917

Lieber Emil!

Du wirst wohl alles Mögliche von mir denken, weil ich so lange nichts von mir hören lasse. Aber vielleicht kannst Du verstehen, dass auch uns der ganze Schwindel so über ist, dass man zum Schreiben keine Lust mehr hat. Seit 11. Dezember bin ich wieder Zivil, entlassen als a. v. beruflich mit MK. 13.- Rente im Monat. Ich habe dann einige Tage in der Buchbinderei Speck in der Urbanstrasse gearbeitet, aber dann war wieder Schluss. Mit der Schriftsetzerei muss ich wohl umstecken. Servus Winkelhaken und Setzlatte!

Die Ärzte raten mir ja zu einer zweiten Operation, aber ich habe keine Lust. So wie das Leben jetzt ist, hat es ja auch nicht viel Wert, aber bei der grossen Abrechnung möchte ich auch gern dabei sein. Nachher kann meinerwegen die Himmelfahrt beginnen, wenn meine Nieren mit derselben Energie weiter eiern wollen, wie sie das jetzt tun. Es ist ja schändlich, wie wir um unsere besten Jugendjahre bestohlen werden. Die einen krank und schlapp in der Heimat, die anderen im Feld. Und dieses Frühjahr wird das Vergnügen erst recht beginnen. Allerdings glaub ich, dass wir diesen Sommer noch zum Frieden kommen. Aber was für ein Friede wird das sein und wieviel werden bis dahin noch ins Gras beissen müssen. Wenn wir den Krieg überleben, dann werden wir einen anderen «Marterpfahl» aufrichten, als im Frühjahr 1915. Und aus den Bambinos und Fratellos werden Männer werden.

Aber die Liebe . . . die zehrt gleich Lazarus von den Almosen, die von des Herrn Tische fallen. Pfui Teufel – das Bild ist nicht schön. Aber man hat nicht mehr den Glauben, die Sache von der hoffnungsvollen Seite anzusehen. Wozu die Tücke des Objekts und verschiedene Eigenheiten des Subjekts ihr gerüttelt Teil beitragen.

Du fragst nach Charlotte Crispian. Ich komme nur selten mit ihr zusammen, in die Jugend kommt sie schon lange nicht mehr . . . Lottchen ist Dame geworden und benimmt sich dämlich. Denke nicht, dass schwarze Missgunst mich also schreiben lässt. Denn die nötige «künstlerische Entfernung, die die Objektivität der Betrachtung verbürgt» besitze ich längst. Die Jugend lebt so dahin. Schlecht und recht, wie es die Grösse der Zeit und die Tatsache, dass die meisten Mitglieder eingerückt sind, bedingt. In der Partei wird weiter gespalten.

Hoffentlich ist Dein Aufenthalt im Graben von kurzer Dauer. Schreibe bald wieder und sei herzlich gegrüsst von

Deinem Fritz

Neuformation

Auf dem Weg in die Heimat

Am 10. Februar 1917 verliessen wir – 100 Mann – unter den Klängen einer Regimentsmusik Ayette. In Pallul hatten wir zwei Tage Aufenthalt, um dann in Güterwagen verfrachtet zu werden. Das führte zu einem mächtigen Spektakel, der damit endete, indem man uns Eisenbahnwagen zur Verfügung stellte. Die Fahrt endete in Schwäbisch Gmünd. Nach Entlassung erhielten wir 14 Tage Urlaub. Kasernendienst, Märsche, Gefechtsübungen, Wachdienst und Urlaub über das Wochenende mit Zusammenkünften der Gesinnungsfreunde in Stuttgart füllten die Tage bis zum 20. Mai 1917.

Carl Jannack meldet sich

den 14.2.1917

Mein lieber Freund! Deine Zeilen vom 6. erhalten, wenn Dich diese erreichen wird auch wieder die Bahn frei sein für Urlaubsbedürftige. Dir zu Hause recht frohe Stunden wünschend und grüsse mir alle recht schön, schreibe auch von dort an Gustav einen Gruss von mir. Die grosse Invalidenschlacht bedingt so umfangreiche saugende Umgestaltung. So ein Kriegskrüppel wie ich kommt dabei kaum in Frage, bin Gv für Etappendienst befunden, als Zugabe eine kleine Adressenänderung. Sonst keine neue Schrecken in dieser Gegend, da die andauernden noch Wirkung haben.

Dich herzlich grüssend Carl

Perspektiven von Friedrich Notz

Hellemmes, den 15. Februar 1917

Lieber Freund Emil!

Für Deinen letzten Brief vom 20. Januar ds. Js. meinen herzlichsten Dank. Es freut mich, dass Du, wie auch viele andere unserer Freunde im Graben, mit Freuden der Tage, die wir in der Jugendbewegung erleben durften gedenkst und dass ihr jungen Freunde auch im Schützengraben das Ideal des Sozialismus hochhaltet und ihm nachstrebt. Unsere Arbeit in der Jugendbewegung war nicht umsonst und dass der Samen, den wir gesät, nicht nur blühe, sondern auch zur Reife gelangt, dafür wollen wir alle miteinander sorgen, indem wir sobald wir die Zwangsjacke wieder abgelegt haben, unsere ganze Kraft der sozialistischen Bewegung widmen. Eine Neuorientierung in der Organisation unserer Bewegung wird nach dem Krieg notwendig sein. Und zwar denke ich mir die Organisation so, dass wir die Jugend im Alter von 14-18 Jahren in einer selbständigen Organisation zusammenfassen, die die Aufgabe hat, die Jugend durch Unterrichtskurse, Wanderungen und politische Vorträge zu schulen für eine sozialistische Jugendorganisation, die speziell das Alter von 18-30 Jahren umfasst. Letztere Organisation hat die Aufgabe, theoretische Fragen des Sozialismus in besonderen Kursen zu behandeln, zu diskutieren und muss sich hauptsächlich mit politischen Tagesfragen insbesondere internationale Fragen beschäftigen, um dann überall da, wo sich Gelegenheit bietet, unserem Gegner als Stosstrupp entgegen zu treten durch die Tat. Unsere Hauptwaffe wird der politische Massenstreik sein und diesen zu führen und zu leiten wird

eine Hauptaufgabe dieser Organisation sein. Wollen wir bei den kommenden Kämpfen nicht unterliegen, dann müssen wir die Träger des revolutionären Gedankens, und das ist das Alter von 18-30 oder 35 Jahren, in einer Organisation zusammenschliessen, die nicht durch die Bedächtigkeit der Alten gehemmt wird. Auch würde durch eine derartige Gliederung der Organisation eine bessere Schulung der Mitglieder möglich sein, denn es gilt vor allem die Köpfe der Arbeiter von der bürgerlichen Gedankenwelt und Ideologie zu befreien und sie im Geiste und Sinne des Sozialismus zu erziehen. Wir brauchen Menschen die Sozialisten sind im Denken, Tun und Handeln, in allen Lebenslagen. Organisieren und betätigen wir uns so, dann werden und müssen wir siegen.

Das sind Gedanken, entstanden hinter der Front beim Donnern der Kanonen und angesichts unserer heutigen Machtlosigkeit. Ich teile sie Dir mit, damit auch Du über diese Fragen nachdenken mögest und sie prüfen kannst. Wir müssen uns schon heute damit beschäftigen, damit wir sobald der Krieg der Herrschenden beendet ist, den Krieg des Proletariats gegen die kapitalistische Klasse mit Erfolg wagen können. Max Hammer deutete in seinem letzten Brief auch diese Frage an und teilte mir mit, dass auch Albert Schreiner sich damit beschäftigt. Ich habe deshalb dieser Frage Form gegeben, damit wir alle darüber diskutieren und prüfen, um so bald als möglich mit der positiven Arbeit beginnen zu können. –

Wilson, der Wortführer der Pazifisten, hat, veranlasst durch den U-Bootkrieg der Mittelmächte, sich als rücksichtsloser Vertreter der amerikanischen Hochfinanz gezeigt und dabei der ganzen Welt den Charakter des Weltkrieges vor Augen geführt. Es ist Wilson nicht um den Frieden zu tun, sondern um die Sicherung der Profitinteressen der amerikanischen Schwerindustrie. Für uns entsteht die Frage, hat Amerika oder sonst ein Mensch ein Recht sich über den U-Bootkrieg zu entrüsten? Ich verneine es ganz entschieden, auch dann selbst wenn Neutrale Schaden leiden oder ihr Leben einbüßen. Und zwar aus folgenden Gründen: Der Krieg ist Barbarei und wird infolgedessen nur Barbarei auslösen und jeder Kriegführende hat das Recht, die Mittel anzuwenden, die ihn am raschesten zu seinem Ziel führen. Der Protest, den Ledebour im Reichshaushaltsausschuss gegen den U-Bootkrieg erhob, wirkt komisch, solange Ledebour auf dem Standpunkt der Landesverteidigung steht. Die Menschheit hat nur ein Recht und das ist, den Krieg in jeder Form zu bekämpfen. Sorgt die Menschheit dafür, dass Kriege unmöglich sind, dann wird sie nicht mehr notwendig haben, sich über U-Bootkrieg und sonstige Begleiterscheinungen des Krieges aufzuregen, denn die Ursache ist beseitigt.

Bei dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen wird es voraussichtlich bleiben, da auch selbst der Krieg mit Amerika an der politischen und militärischen Lage der Mittelmächte nichts ändern würde. Wir sind in das letzte Stadium des Krieges getreten, es wird nicht mehr lange dauern, aber dafür das furchtbarste des ganzen Krieges werden. Das Vorspiel dieses furchtbaren Dramas hat bei uns, seitdem die Kälte nachgelassen hat, bereits begonnen, denn ununterbrochen donnern die Kanonen aller Kaliber. Wann wird der letzte Kanonendonner verhallen?

Gemustert wurde ich auch wieder. Ich wurde garnisons-verwendungsfähig (g. v.) 80% meiner Kameraden wurden k. v.

Es grüsst Dich dein

Fritz Notz

Emil Schuler zur Kriegspolitik

den 21. Februar 1917

Lieber Freund Birkert!

Deine Karte vom 6. Februar hat mich überaus überrascht, glaubte ich doch, dass es Dir vergönnt wäre, in die Garnison zu kommen und nun schreibst Du mir von der Truppe. Es ist anscheinend

dort wie hier. Auch bei uns kommt alles, was eben geht, vom Lazarett gleich zur Truppe. Wir liegen hier an einer der windigsten Stelle der ganzen Sommefront. Kälte und Nässe setzen uns furchtbar zu. Es ist fast nicht zu glauben, dass Menschen das alles aushalten können. Nun stehen wir wieder anstatt vor dem Frieden vor einem neuen Auflodern des Kampfes, vor einer Verschärfung ohnegleichen. Die Kriegspartei setzt wie ein bankrotter Glücksspieler alles auf die letzte Karte. Fürwahr ein wahnsinniges Spiel! Wie und wann wird es enden? Der grösste neutrale Staat, der zur Vermittlung berufen gewesen wäre, sieht sich nun auch absichtlich in den Konflikt verwickelt. Zunächst dürfte der Eingriff Amerikas keine grossen Folgen haben. Aber allmählich werden sie sich wohl sehr empfindlich bemerkbar machen. Sehr leide ich hier unter dem Verkehr mit den Kameraden. Es ist geradezu unmöglich, ein vernünftiges Wort mit diesen versimpelten Menschen zu reden. Wie geht es Dir? Lasse bald etwas von Dir hören.

Sei herzlich gegrüsst von Deinem

Emil Schuler

Carl Jannack freut sich

den 16. März 1917.

. . . Deine Zeilen vom 5.3. erhalten, freue mich, dass Du die Sommefront von weitem oder auf der Karte betrachten darfst. Bist also bei einer Neuformation, da hast Du ja Zeit über die 6. Kriegs-anleihe nachzudenken. Die «Arbeiterpolitik» erhältst Du wohl auch dort.

Gruss Carl

Fritz Rück redigiert den «Sozialdemokrat»

Stuttgart, den 27. März 1917

Lieber Emil! Wie Du siehst, kann man sich auf einen Redakteur nicht mal verlassen, wenn man ihm so sanftmütig auf die Hühneraugen tritt, wie Du es in Deinem letzten Brief gemacht hast. Er reagiert überhaupt nur auf den Stempel der Zensur, der «Genehmigt» oder – was in der letzten Zeit meistens der Fall ist «Nicht genehmigt» besagt. – Edwin Hoernle ist vom Gefängnis und vorläufig auch vom Militär entlassen und läuft voll Freude in der wunderbaren verschneiten Frühlingswelt herum.

Bei uns war kürzlich Haussuchung und die Kriminalpolizei hat sich für Deine Handschrift interessiert, indem sie einen Brief und zwei Karten von Dir mitnahm. Aber nichts von Bedeutung. Kommst Du nicht bald wieder mal nach Stuttgart? Was haben sie denn mit Euch vor?

Herzlichen Gruss Dein Fritz

den 27. März 1917

Lieber Freund Emil! Heute erreichten mich Deine Zeilen vom 15.3. Ich danke Dir. Deine Mitteilung werde ich demnächst beantworten, für heute nur meine Freude über die Änderung in der dortigen Redaktion. Die Tat der Jugendgenossen wird hoffentlich Deinen Erwartungen Ehre machen. Soweit wir können, dürfen wir den östlichen Nachbarn nicht nachstehen.

Gruss Carl

Friedrich Notz ist optimistisch

30.3.1917

... Im Osten flammt das Morgenrot einer neuen Zeit. Die Geschichte wiederholt sich. Der Krieg, in dem wir bisher Werkzeuge waren, wird uns zum Werkzeug und Hebel einer grossen Zukunft. Werden wir uns der Zeit würdig zeigen, wird die Arbeiterklasse ihre historische Mission erfüllen? – Hunger entfachte in Russland die Flammen der Revolution und liess den Schrei nach Frieden laut und deutlich vernehmen. Die Wellen der Revolution werden nicht an den Grenzen Russlands verebben. Es gärt und brodeln auf dem ganzen Erdball. Unsere Aufgabe ist, uns soweit es möglich und der revolutionären Bewegung dienlich diesem gewaltigen Kampf zu widmen und zu weihen, damit die Revolution siegreich sein wird. –

Mit der Beteiligung an der Märzkonferenz der Arbeits-Gemeinschaft bin ich unter den Voraussetzungen, die Du aufstellst, einverstanden. Aber nur keine Kompromisse. Klarheit und Tatkraft brauchen wir. Wenn gereinigt wird, dann aber auch gründlich. Reinliche Scheidung der Geister wird im Kampf vorwärts treiben. –

Der «Sozialdemokrat» macht mir jetzt wieder Freude, so wird er zu dem werden, was er sein soll und sein muss. Muntert Fritz Rück auf, auf der beschrifteten Bahn weiter zu gehen. Rückwärtslos nach links und rechts, vorwärts zum Kampf, zum Sieg. –

Dir Glück und alles Gute wünschend, mit der Hoffnung, dass das Ende des Kriegsdramas nahe sei, grüsst Dich auf Wiedersehen herzlichst

Dein Friedrich

Wilhelm Kurz über humane Kriegsführung

Im Felde, den 31. März 1917

Lieber Freund! Deinen Brief vom 23. März habe ich erhalten. Besten Dank. Es freut mich, dass Du noch in Schwäbisch Gmünd bist. Ich habe schon geglaubt, als so lange keine Post kam, Du wärest schon wieder unterwegs ins Feld.

Unser strategischer Rückzug ist nun vorbei und wir liegen jetzt in Riencourt in Quartier. Zum Schanzen gibt es hier genügend, Unterstände sind sehr wenig hier und Granatlöcher sind jetzt schon zu sehen. Bin wirklich mit Zeichnen beschäftigt und kann noch für einige Wochen «Rührt euch» üben.

Unter welchen Bedingungen Michel die Dörfer freiwillig geräumt hat, kannst Du Dir wohl denken. Kein Brunnen, kein Haus oder Küche ist stehen geblieben, alles ist einem Schutthaufen gleich. 125 Dörfer an der Zahl sind in Betracht gekommen, was fleissige Hände geschafft haben ist nun unter der Kriegsfurie vernichtet worden. Über die Zusammenkünfte der Jugend bin ich soweit durch Riegraf unterrichtet, und es ist erfreulich, dass trotz dem Zusammenkunftsverbot ein kleiner Kreis zu Diskussionsabenden zusammentrifft. Ist auch die Form zertrümmert, doch der Gedanke, das Bewusstsein des Sozialismus kann nicht in Trümmer gehen. Unsere Bewegung hat auch schon Opfer gefordert, Kölbl, Bellemann und Brückner. Ich hoffe, dass die Genossen, welche die Lehre des Sozialismus mit uns gelernt haben, auch draussen im Felde nicht vergessen werden und sich der Menschenverbrüderung stets bewusst sind. Genosse Schwab sei auch nochmals gedacht, dass es gerade den treffen musste, der mehr ein ruhiger Kämpfer unserer Sache war. Der Tag, an dem er wieder zu uns zurückkehrt, soll ein freudiger werden, und wir werden ihn nicht vergessen. Dein Vorschlag für die Zukunft finde ich gut und man muss jetzt schon darüber sprechen, um sofort den Kampf aufnehmen zu können.

Wie lange der Krieg noch dauert und zu welchen Gunsten er endet, ist nicht vorauszusehen. Die Menschen sind so geduldig wie ein Lämmlein und man kann mit ihnen anfangen, was man

will. – Die Revolution in Russland ist von gutem Anfang und ich wünsche nur, dass der revolutionäre Geist durchdringt. Auf Wiedersehen. Es grüsst Dich herzlich

Dein Wilhelm Kurz

Carl Jannack für revolutionäre Aktion

den 4. April 1917

Mein lieber Freund Emil!

Zurückkommend auf Deinen Brief vom 15. März, Dein Vorschlag, die engere Zusammenfassung der 18-20jährigen mag gut gemeint sein. Jedoch in der Periode des Massenkampfes kommt es vor allem auf den Willen zur revolutionären Tat an. Die Anwendung der Arbeitskraft der Proletarier zur direkten Aktion wird nicht nur mit einer unserer Kampfmethoden sein, sondern die Syndikalisten und sonstigen Gruppen werden im Produktionsprozess die Anwendung unserer Kraft unterstützen. Jeder politische Kampf kann mit auf gewerkschaftlichem Boden ausgekämpft werden müssen und umgekehrt. Die gleiche Wechselwirkung gilt für den Parlamentarismus. Die Tätigkeit im bürgerlichen Parlament ohne gleichzeitiges selbständiges Auftreten und Handeln der Massen im Produktionsprozess wird ein Scheinkampf bleiben. In diesem Kampfe wird erst die Art der neuen Organisation sich durchsetzen und die Grundlage wird dem Charakter des revolutionären Prinzips entsprechend eine bewegende sein müssen, um der kooperativen Eigenart jeder Einrichtung entgegen zu wirken. Wir dürfen mit unserer Kampfposition in der Entwicklung nicht wieder soweit Zurückbleiben, dass wir eingewurzelte Einrichtungen niederreißen müssen. Sondern dieser Niederbruch und Aufbau darf zumindest das Spiegelbild in der Kräfteverschiebung der Machtverhältnisse im Staate und Produktionsprozess sein. Ja, wollen wir den Sozialismus erobern, muss der Endkampf ein offensiver sein, was bisher mit Generalstreiks usw. geplant war, war höchstens eine kleine Offensivmassnahme in dem proletarischen Defensivkampfe. Aber immerhin muss man sich jetzt schon zusammenfinden. Im Erfurter Programm sollte man mindestens statt Wehrhaftmachung die Bewaffnung des Volkes fordern im Kampfe um die Macht.

Ich bin momentan in ganz eigenartiger Situation durch allerlei Schikanen und kann diese theoretischen Ausführungen nicht machen, sondern arbeite auf die Notwendigkeit hin, dass Massnahmen getroffen werden müssen, damit das Werkzeug der Herrschenden, der Militarismus, versagt. Die Annektionisten verteilen Flugblätter, die Fantasiepläne enthalten und die Antimilitaristen finden keines was Dienstverweigerung als Massenerscheinung empfiehlt. Das, was in der österreichischen Armee in der Bukowina aus nationalen Ursachen hervortrat, das können wir zu mindestens durch Aufforderung erreichen, wenn gleichzeitig die Aufforderung zur Niederlegung der Arbeit in der Rüstungsindustrie erfolgt. Die Ereignisse in Russland sind, neben den dazu günstigen Verhältnissen, von Leuten gemacht, an denen es bei uns noch fehlt.

Lieber Emil, entschuldige, dass ich heute nur so allgemein schreibe. Auf die Stuttgarter Angelegenheit werde ich in einem Brief an Grözingen eingehen. Der ist doch noch dort? – Nochmals, hüten wir uns auch in unseren Handlungen um die Macht vor dem Scheinkampf der Arbeitsgemeinschaft Partei-Zentrum. Nur mit revolutionären Mitteln können wir den Klassenkampf wirksam führen.

Grüsse mir Gustav. Dir Gruss und Händedruck Carl

Friedrich Notz über die deutsche Linke

den 4. Juni 1917

Lieber Freund Emil!

Für Deine liebe Karte besten Dank. Ursache zur Entschuldigung hätte eigentlich ich und nicht Du, denn bis heute blieb Dein letzter Brief, der mir grosse Freude machte, von mir unbeantwortet. Der Grund meines Stillschweigens lag aber an meinem Dienst, der mir fast keine freie Minute liess, jetzt ist es etwas besser, viel zu arbeiten gibt es, aber ich habe jetzt wenigstens die Arbeitszeit geregelt und zwar von morgens 7-12 Uhr und nachmittags von 2-7 Uhr. Sonntage oder freie Tage gibt es nicht. Gesundheitlich habe ich besonders an meinen Nerven gelitten. Sonst geht es im Allgemeinen «gut».

L. E! Was der Monat Mai für einen jungen Burschen bedeutet, weiss ich, und kann deshalb auch Deine Entschuldigung gut verstehen, leider stecken wir alle in der Zwangsjacke und können und konnten das Schöne, was uns Natur und Leben bietet, nicht geniessen. Wie lange wirds noch dauern, bis endlich die Menschheit zur Vernunft kommt.

Nachdem die Arras- und Champagne-Offensive unter Verlust tausender Menschenleben gescheitert ist, begann in den letzten Tagen erneut und verstärkt der Kampf zwischen Lille und Ypern. Ich bin überzeugt, dass auch hier keine Entscheidung fallen wird, sondern nur der Tod reiche Ernte halten wird. Die deutsche und französische Arbeiterschaft hat ihre historische Aufgabe nicht begriffen und wird sie in der nächsten Zukunft auch nicht begreifen. Die letzten Vorgänge in Russland machten mich skeptisch, denn ich befürchte den Sieg des Sozialpatriotismus. – Die Einigung zwischen Gruppe Internationale und Arbeits-Gemeinschaft wirkt verwirrend innerhalb der deutschen Arbeiterschaft und kann nur als Schwäche der Linksradiakalen gedeutet werden, demzufolge wird der deutschen Sozialdemokratie als einstiger Führerin innerhalb der Internationale, von den nichtdeutschen Sozialisten mit Misstrauen entgegen getreten werden. Solange aber die deutsche Arbeiterschaft ihre Aufgabe als Vorkämpferin der Internationale nicht erfüllen wird, ist der Frieden nicht möglich und wenn doch, dann wird es einen kurzen bewaffneten Frieden geben und das Morden wird bald von Neuem und in grösserem Massstabe beginnen.

Von der Stockholmer Konferenz verspreche ich mir nicht viel, weil der Wille zur Tat fehlt. – Friedrich Adler ist zum Tode verurteilt, wird auch ihn die österreichische und deutsche Arbeiterklasse im Stich lassen, wie Liebknecht, das ist die bange Frage, die ich mir immer wieder vorlege. – Von Stg. weiss ich nichts Neues.

Dir Glück und das Beste wünschend grüsst Dich herzlich auf Wiedersehen

Dein Freund Friedrich

Mit der Neuformation wieder in den Westen

Die lange Kriegszeit und der zermürbende Grabenkrieg lockerten die Disziplin. Hatte schon im März in der Neuen Kaserne in Schwab. Gmünd ein Landser einem Leutnant eine Ohrfeige verabreicht, so fehlten am 25. Mai, dem Vorabend des Abmarsches ins Feld, 25 Mann. In der Kaserne angekommen, empfing uns schäumend vor Wut der Kompaniefeldwebel und der Leutnant. Da aber noch 16 Mann fehlten berührte dies uns nicht weiter. Eine Viertelstunde vor Abmarsch stellten sich noch vier Mann ein, die sich sofort einreihen mussten.

Auf dem Bahnhof in Schwab. Gmünd verzichtete der Hauptmann auf eine Abschiedsrede. Die Stimmung der Mannschaft war dagegen gehoben. Obgleich ohnmächtig, hatte anscheinend der Zwang des Kommiss seine Grenze erreicht.



1917
in Mühlhausen/Elsass.
Emil Birkert,
Zäh, Fritz Dörfel

Am 28. Mai kamen wir in Menin an. Wir kamen in Stellung. Der Feind war zurückgedrängt worden. In den verlassenen Stellungen fanden wir Cornedbeefbüchsen. Das war ein Hochgenuss zu unserer mageren Verpflegung. Wie einstens den Goldgräbern in Nordamerika, so war auch uns das Buddeln nach Fleischbüchsen wichtiger als der flüchtende Feind.

So kam es auch, dass bei einem erfolgreichen Durchbruch der feindlichen Linie, der Feind nicht verfolgt, sondern die Verpflegungsstellen des Feindes zuerst geplündert wurden. Ereignisse von denen der Wehrmachtsbericht nichts erwähnte, die auch nicht in das Bild der Dolchstosslegende passten.

Nach einiger Zeit kamen wir nach Lothringen, dann in das Oberelsass und am 25. August 1917 befanden wir uns in Flandern bei St. Julien.

Carl Jannack besucht Zabern

den 25. Juni 1917

Mein lieber Freund! Deine Zeilen vom 19. soeben erhalten. Gestern war ich in Zabern, um die Stätte zu sehen, wo die Militärgewalt die bürgerliche Staatsgewalt herausforderte. Ein lieblicher Ort, ich bin nicht Patient, fühle mich besonders wohl. Können wir uns mal sehen?

Dein Carl

Carl Jannack für Einheitsorganisation

den 8. Juli 1917

Mein lieber Freund!

Hab Dank für Deine Zeilen. Den Ort Weiler/Lothringen, in der Nähe Strassburgs, kann ich nicht finden. Nach Schlettstadt wollte ich eigentlich kommen, aber da wurde ich gewahrt, dass im Elsass drei Weiler sein sollen, ich konnte ja nicht ins Blaue hineinfahren, wenn ich nicht genau weiss, wo Du liegst. Dass ich sonst die Dinge möglich mache ist selbstverständlich. Wenn ich kaufe, frage ich nicht nach dem Preis. Was ich will, wird gemacht. Aber nun bin ich seit gestern Abend so magenleidend, dass alle meine Vorsorge überflüssig war, ich bin im Bett. Aber nicht

lang. Nun ist es aber nicht ausgeschlossen, dass ich auf Urlaub fahre nach Sachsen. Doch zur Vorsicht sende mir eine genaue Beschreibung, wie ich fahre oder wo das Weiler liegt, wenn es möglich ist, komme ich.

Dass ihr zwei Schutz- und Trutzgenossen Euch gefunden habt, freut mich ausserordentlich, ich fühle mich so oft in Erinnerung an Gustav.

Deine weiteren Mitteilungen bestätigen die in allen Orten vorhandene Ohnmacht der Alten, diese objektive Tatsache ist schmerzhaft aber gesund, der neue Baum muss auf anderem Boden wachsen, wenn er Früchte tragen soll. Das Abmühen um die neuen Kampfformen, um neue Organisation, ist zwar soweit nötig als man den Arbeitern sagt, ihr müsst raus aus allen nichtproletarischen und sollten während des Krieges noch Verhältnisse reif werden zum Angriff, dann appelliert man nicht an die Unabhängigen oder sonstige, sondern an die formell Unorganisierten aber geistig Reifen. Nach der Kampfperiode kommt eine sich aus der errungenen Position ergebende Duldung und die Formen des Rüstens zu Neuem finden sich dann von selbst. Bei dieser Gelegenheit erinnere ich mich, wie wir mit Gustav schon im Februar 1915 die historische Notwendigkeit der Einheitsorganisation sahen, aber der geschichtliche Zeitpunkt zur Verwirklichung war noch nicht gekommen, daher kam man über den Rahmen der Vorbereitung noch nicht hinaus, das Tempo wird von der Konzentration des Kapitals mit bestimmt.

Über die Stuttgarter Jugend freue ich mich immer, denn wenn man was hört, so ists von ihrem bitterharten Willen sich als Todfeinde der Machthaber in Kämpferscharen zu finden. Die Beackung des Bodens ist ja insofern schwer, weil die errungene Technik versagt und der primitive Einzelstoss nicht mal die Situation erreicht zu säen, wie viel weniger zu ernten. Es ist nicht möglich Geburtshilfe zu leisten, aber wo sich der Hunger zur Knute gesellt gibts einheitliches Fühlen im Magen und diese Einheitsfront wird, wenn das grüne bisschen abgegrast ist, wieder beweglich. Und den Hunger kann man weder durch 42er noch durch U-Boote wegjagen. Dass die Entwicklung des Kriegsprozesses neben der Raub- und Profitmacherei, durch solche Schmerzensbeulen reifen lässt, bringt sogar die von Gottes Gnaden in zaristische Ohnmacht. Das ist zwar ein billiger Trost bei all unseren Leiden, aber diese Freude kann man uns weder durch Rationierung noch durch Gutscheine entziehen.

Mein Magenleiden habe ich mir im Arrest zugezogen, war vom Standgericht verknackt. Ein Truppenverband in der Etappe krankt daran, dass er zu wenig Wechsel in der Ersatzfrage unterliegt. Ich denke an all die grossen und kleinen Märtyrer und finde zu meiner Freude junge Leute die ihr Leben lieb haben. Das beigefügte Bild, die zur Blüte treibenden Knospen entzünden bei uns sicher ehrlichere Freude und Klassenstolz als die vertuschelten U-Booterfolge und -möglichkeiten bei Spiessern. Du musst verzeihen, dass ich es noch etwas behalte, bei der nächsten Post sende ich es mit zurück. Da ich diese Tage weder lesen noch verdauen kann, bleibt das Bild die Quelle der Freude.

Dir und Deinem Freund Zwicker einen Händedruck. Addio!

Carl

Friedrich Notz über seinen Urlaub in der Heimat

den 17. Juli 1917

Mein lieber Emil!

Deinen Brief vom 1. Juli am 13. ds.Mts. erhalten, freute mich sehr, weil Du schreibst, dass Du hinter der Front und dass Du einen alten Freund und Gesinnungsgenossen jetzt in Deiner Nähe hast. Grüsse Albert Zwicker von mir. – Vom 2 3. Juni bis 12. Juli war ich im Urlaub. Vieles hat sich ereignet und verändert, aber wenig Erfreuliches. Über die Bewegung und die Verhaftungen seid Ihr unterrichtet und will ich Dir meinen Eindruck, den ich bekommen habe, von den heutigen

Verhältnissen und den Aussichten auf das Kriegsende hier schildern. Die Lebensmittelnot ist furchtbar, Hunger und Not überall, aber das Volk trägt alles still – gewiss gibt es eine Anzahl «Männer», die eine kräftige Faust in der Hosentasche machen und Frauen, die vor ihrem Kochtopf schimpfen. Diese «Mutigen» merken es aber nicht, dass sie nur aus Feigheit die Faust ballen und schimpfen. Meine Hoffnungen auf einen baldigen Frieden sind geschwunden, das deutsche Volk hungert noch mehr und noch lange, ehe es zur Selbsterkenntnis kommt. Die Vorgänge im Reichstag sind nicht dazu angetan, Friedenshoffnungen zu stärken, denn hinter verschlossenen Türen demokratisiert man keine Regierung. Der Effekt der Komödie ist, Sand in die Augen des deutschen Volkes. Das gleiche Wahlrecht für Preussen ist abermals versprochen, aber dies brauchen wir doch jetzt absolut nicht, sondern Frieden brauchen wir und dann werden wir uns schon ein Wahlrecht erkämpfen, geschenkt wollen wir es nicht. Bethmann ist gegangen, ein Michaelis trat an seine Stelle, ein Personenwechsel, noch lange kein Systemwechsel. Auf die Friedensformel bin ich gespannt, habe aber nicht die geringste Hoffnung. Bezeichnend für die einstige stolze Viertel-Millionen-Partei ist, dass sie bei der ganzen jetzigen Krisis hinterdrein stolpert und dass Zentrum und die Nationalliberalen die politische Führung haben. Das starre Kriegseis ist gebrochen, aber es wird einen langen und furchtbaren Eisgang geben, der noch vieles, was heute fest und stolz scheint, zermalmen wird.

Von den Freunden traf ich wenige in meinem Urlaub, nur mit Max Hammer und Müller, der jetzt in der Rothebühlkaserne einen heldenmütigen Kampf für seine Überzeugung führt, trotz seiner 1½ Jahre Gefängnis, die er verbüßte. Max ist immer noch der Alte. Mit ihm konnte ich mich am besten aussprechen. Man ist in Stuttgart und in der Bewegung ein Fremder geworden. Nur in meinem Heim fühlte ich mich wohl und glücklich. Wieder fuhr ich hinaus, der Donner der Kanonen klingt wieder in meinen Ohren. Wie oft fahre ich noch in Urlaub, wie oft muss ich wieder Abschied nehmen, von denen, die mir lieb sind!?

Dir Glück und alles Gute wünschend auf Wiedersehen grüssend

herzlichst Dein Friedrich Notz

Kartengrüsse von Anna Bios

Wiessee, den 19. Juli 1917

L. B. Herzlichen Dank für Ihre Karte aus dem Elsass. Ich freue mich, dass Sie in so schöner Natur sind, wünschte nur, Sie könnten Sie im Frieden geniessen. – Unsere Zeit hier geht auch zu Ende. Dann kommt wieder viel Arbeit. Von Daheim schicke ich Ihnen wieder Bücher. Hoffentlich trifft meine Karte Sie noch in Ruhe und bei guter Gesundheit.

Mit vielen Grüßen Ihre Anna Bios

Wiessee, den 22. Juli 1917

Lieber Freund Birkert! Ihr Brief wurde mir hierher nachgeschickt, wo wir wieder zur Kur sind. Wir brauchen beides nötig, denn sonst könnte man es kaum verantworten, hier in der schönen Natur in Ruhe zu sein, während draussen der Krieg tobt. – Hoffentlich bleiben Sie gesund. Ich würde mich freuen, wenn Sie mit der Zeit andere Ideale bekämen. Böse bin ich Ihnen nicht, aber ich bedauere, dass Sie diese Wege gut heissen.

Herzliche Grüsse Ihre Anna Bios

Der Fall Hans Grözinger

Feuerbach, den 23. Juli 1917

Liebe Eltern! Nun sitze ich wieder in der Kaserne. Wir haben auf Grund der Vereidigung einen dienstfreien Tag. Ich darf jedoch nicht ausgehen, da ich ab heute Mittag acht Tage Kasernenarrest habe. Ausrücken muss ich zwar, aber ausserhalb des Dienstes darf ich die Kaserne nicht verlassen. Grund ist das Tragen von Zivilkleidern, jedenfalls auch mein Verhalten bei der Vereidigung. Ich gelte ja als vereidigt, ob ich den Schwur geleistet habe oder nicht. Ich war auf Befehl in der Kirche und das genügt der Gesellschaft. Nun ja, acht Tage hin, acht Tage her, auch diese werden vergehen. Schickt mir also frische Wäsche. Vielleicht kann mein Bruder Gustav zu mir herauskommen, bevor er wieder in die Unmenschlichkeit hinaus muss.

Unser Bataillonskommandeur Major Graf Norman hat mir heute früh erklärt, dass ich der erste sei, der ins Feld geschickt werde. Aber nur fein langsam, es ist noch nicht aller Tage Abend.

Ich erkläre den Krieg für etwas Unmenschliches und für ein Verbrechen an den Menschen. Pflicht jedes Menschen ist es, dass er diesen Krieg bekämpft. Mag man meine Anschauung noch so bekämpfen, missdeuten, missverstehen, ich will lieber mit gutem Gewissen zugrunde gehen, als wie dieses gesetzliche aber unmenschliche Morden noch zu vergrössern. Jene biblische Geschichte, in der der alles Gute und Edle in sich verkörpernde Nazarener Jesus die Hauptrolle spielt, freut mich immer wieder, wären aber die heutigen Christen wirkliche Anhänger seiner Lehre, ich glaube dann hätte das Christentum seine Pflicht darin zu erfüllen, den Krieg zu bekämpfen, zu verkürzen und beendigen.

Ich kann mir keine idealere Menschengestalt denken als wie diese Jesusgestalt in der biblischen Geschichte, ganz abgesehen davon, ob sie der Wirklichkeit oder dem Märchenhaften entspringt.

Herzlich grüsst Euch Euer Hans

Georg Steuer an Hans Grözinger

den 26. Juli 1917

Lieber Hans! Heute will ich Dir einige Zeilen schreiben. Fürs erste danke ich Dir herzlich, dass Du mir in meinem vergessenen Weltwinkel mit Lesematerial versorgst. Es tut ja wirklich so not, dass man nicht ganz die Orientierung verliert, in dieser kunterbunten Zeit und wo nichts wie Schaum und Schein zu finden ist. Was wird doch nicht für Komödie vorgespielt, den kriegsmüden Völkern, der wahre Kern, wird immer verborgen und der ist sofortiger Friede, ehe nicht alles, was der Menschheit noch lebenswert erscheint, in Blut und Brand vergraben wird. Und drum ist nochmal alles, was sich in der letzten Zeit in Deutschland abgespielt hat nichts als traurige Komödie. Und die Sozialdemokraten um Scheidemann leisten diesem grausamen Wahn kräftigste Unterstützung. Allerdings alles Geheul und Klagen nützt nichts, hier könnten nur Taten helfen. Und die fehlen und so wird eben dieser grandiose Mord noch ein 4. Jahr geduldig von der so tatenlosen Menschheit getragen werden. Das sind die Aussichten an der Schwelle des 4. Kriegsjahres. – Bei Euch in Stg. waltet scheint's recht reaktionärer Geist bei den Polizeiorganen. Von der viel gepriesenen Freiheit ist auch kein Hauch zu verspüren. Denn dieser eklige Polizeikampf gegen Mitglieder der freien Jugend ist eine traurige Illustration zu dem grossen Freiheitsgefasel unserer Regierungssozialisten. Ich bedaure die Familie Rück, das ist fast zuviel auf einmal. Wann entscheidet sich das Schicksal von Fritz? Das ist ein langsames Arbeiten der Gerichtsorgane, aber es handelt sich ja nur um einen Menschen, der der Menschheit Wege weisen wollte, die von der Tiefe zur Höhe führten. Grüsse Anna Rück herzlich von mir, wenn sich die eisernen Tore hinter ihr ge-

geschlossen haben. – Nun willst Du noch wissen, was eine Kartenstelle ist. Deine erste Vermutung trifft nicht zu, sondern die zweite. Es werden hier Frontkarten hergestellt. Ich arbeite hier auf meinem Beruf. Grüsse die Bekannten von mir und sei herzlich gegrüsst von Deinem

G. Steuer

Wo ist auch Birkert?

Aufmunterung an Hans Grözinger

Schützengraben, den 7. August 1917

Mein lieber Hans!

Wie mag Dir wohl zu Mute sein – als Einzelner unter so vielen. Du hast den Schritt getan, über den ich Dir schon voriges Jahr meine Ansicht mitteilte. Ich will Dir keine Vorwürfe machen, wenn es mir auch leid tut, Dich völlig machtlos in den Händen der Gewalthaber zu wissen, die ich in den 28 Monaten zur Genüge kennengelernt habe. Der Kampf und die Auflehnung Einzelner gegen das militärische Joch halte ich für erfolglos. Doch Du kannst Dein Innenleben mit dieser vernunftwidrigen Aussenwelt nicht in Einklang bringen und hast gehandelt, wie Du es für das Richtige hieltest. Du hast einen folgenschweren Schritt getan, und man wird versuchen, Dir auf alle Art das Leben schwer zu machen. So möchte ich Dir dennoch zurufen, «bleibe stark, lass Dich nicht unterkriegen».

Stunden des Zweifels und der Schwermut werden an Dich herantreten, finstere Mächte werden Dir die Zukunft verdunkeln, menschlich-fühlende und denkende Herzen müssen Dir recht geben, werden Dich aber trotzdem auf Grund der harten Militärgesetze verurteilen müssen. Deshalb bleibe stark und verliere den Glauben an die Zukunft nicht. Wie elend und schwach sind wir doch und was für eine unbezwingbare Kraft würden wir bilden, wenn die nicht versagt hätten, die wir einst unsere Führer nannten.

Die Schwelle zum dritten Kriegsjahr ist überschritten. Die Kriegsbilanz verzeichnet ungeheure Ziffern an Verlusten von Menschen, Kulturgütern und Werten aller Art. Entsetzlich und lähmend wirken diese fürchterlichen Zahlen auf unser Denken. Von Neuem werfen wir die Frage auf «warum» und «weshalb».

Ein grosser Teil der Massen kennt doch die wirklichen Kräfte und treibenden Mächte, die sich hinter dem Schleier Vaterland und Verteidigung verbergen und die zu dieser tragischen Kollision führten. Viele sind sich dessen bewusst und sehen auch klar, dass der Weg, den man sie führt, ins Verderben geht und dennoch folgen sie willenlos, machtlos. Mit geballter Faust in der Tasche, mit knirschenden Zähnen kriechen sie zu Kreuze und lassen sich hinschlachten, dienen als Vorspann den kapitalistischen Interessen ihres Landes. Warum?

Lieber Hans! Man wird Dich in eine andere Garnison übergeführt haben, um Dich so schnell wie möglich an die Front abzuschieben. Hoffentlich ist dies nicht mehr der Fall, vielleicht verdichten sich die schwachen Hoffnungsfunken auf Frieden zu einem greifbaren Resultat, damit wir uns wieder im Kreise der Freunde einstellen können, um für Freiheit und Aufklärung zu wirken. Diesem Zeitpunkt gilt mein ganzes Sehnen und Wünschen. Und nun lasse bald was von Dir hören – Kopf hoch – mit herzlichem Gruss

Dein Emil Birkert

Mein Wandergefährte Fritz Wiest schreibt aus Rumänien

den 18. August 1917

Lieber Freund Birkert!

Wieder einmal stehen wir auf rumänischem Boden. Mit wahnsinnigen Verlusten werfen wir die Rumänen Schritt für Schritt zurück. Französische Offiziere leiten die rumänischen Truppen und leisten zähen Widerstand. So geht das blutige Ringen weiter bis zur Erschöpfung. Ich liege heute unter einem Zelt und darauf prasselt der Regen. Das Leben erinnert an die Höhlenbewohner der Vorzeit, deren Leben aber doch idealer war im Vergleich zu unserem derzeitigen. Ich dachte schon oft an unsere Jugendzeit, wo wir uns höheren Zielen widmeten. Auch unsere gemeinsame Wanderschaft erfreut mich in trüben Stunden. Über die politische Lage kann ich mich nur vorsichtig äussern, denn die gegenwärtige Zeit erfordert den ganzen Menschen. Selten sind uns einige freie Stunden vergönnt, und da denkt man an das Essen, denn wir müssen truppweise alles selbst kochen. Mit Deiner Kennzeichnung der politischen Lage bin ich mit Dir eins. Die Umbildung des Ministeriums ist ein Manöver, das den deutschen Staat in demokratischen Farben scheinen lassen soll und die Massen des Volkes verblüfft. Hast Du mit Anna Bios noch Verbindung? Schon längere Zeit habe ich den Anschluss verloren. Besonders missfiel mir die Lobpreisung der militärischen Einrichtungen als Symbole des Sozialismus. Weissst Du etwas von Hammer? Wie gerne wäre ich jetzt im Kreise unserer Jugendfreunde.

Verbleibe mit den herzlichsten Grüßen Dein

Fritz Wiest

In Flandern

Stellungskämpfe am Wytschaetebogen

Diesiges nebligtes Wetter verhinderte jeden Blick in die Ferne. Unaufhörlich rieselte der Regen. Die Landschaft war, soweit der Blick reichte, wellig, tot und ausgestorben. Eine vegetationslose Wüste. Der aufgeweichte Boden erschwerte das Gehen. Wir befanden uns in einer Reservestellung. Unser Graben war an seiner tiefsten Stelle höchstens einen Meter tief. Unterstände gab es keine. Den Graben tiefer anzulegen war zwecklos, weil dann schon das Grundwasser kam. Eine Ausnahme machte der Bataillonsstab. Er befand sich in einem quadratischen Zementblock, der aber weithin sichtbar und wie eine Zielscheibe aus dem Gelände ragte. Er galt zugleich als Krankensammelstelle.

In die niedere Grabenwand schaufelten wir eine kleine Aushöhlung die uns als Sitz und zum Schlafen dienen musste. Unsere Zeltbahn war der einzige Schutz gegen den andauernden Regen. Schutzlos waren wir der Witterung ausgesetzt. Durchnässt und frierend verbrachten wir trostlose Stunden und Tage. Der einzige Vorteil in dieser Landschaft bestand darin, dass die feindlichen Granaten, die ständig den sumpfigen Boden um und umwälzten, Fontänen von Dreck und Schlamm emporschleuderten aber ihre Splitterwirkung abschwächten.

Am vierten Tag in dieser gottverlassenen Wüste setzte heftiges feindliches Sperrfeuer ein. Leuchtkugeln fauchten durch die Luft, die Landschaft einige Sekunden hell erleuchtend. Unsere Artillerie setzte ein. Von der vorderen Linie war heftiges Maschinengewehr- und Infanteriefeuer, sowie das Platzen von Handgranaten zu hören. Ein wahrer Hexensabbat war ausgebrochen. Der Feind griff an. Wir bekamen den Befehl zum Vorrücken. Schwerfällig setzten wir unsere klammen Glieder in Bewegung. Beim Vorgehen benützten wir als Deckung die Granatlöcher, die bis zur Hälfte mit Wasser angefüllt waren. Einschlagende Geschosse, feindliche und eigene, überschütteten uns mit Dreck und Schlamm.

Der englische Oberbefehlshaber Haig, der nach monatelangen Kämpfen zum ersten Mal den flandrischen Kampfplatz besuchte, rief entsetzt: «Allmächtiger Gott! Schickten wir wirklich Menschen hierher, die in dem da kämpfen mussten!»

Und der französische Befehlshaber Foch, der die meiste Erfahrung in fruchtlosen Offensiven hatte, meinte: «Der ‚Boche‘ ist schlimm und der ‚Boue‘ (Dreck) ist schlimm, aber Boche und Boue zusammen, o weh.»

Verwundet

Beim sprungweisen Vorgehen, Ausrutschen, in mit Wasser gefüllten Granatlöchern Schutz vor Artilleriegeschossen suchend, beim wieder Aufrappeln aus Dreck und Schlamm, erhielt ich einen Schlag an meiner linken Hand. Es war wie ein Peitschenhieb. Blut tropfte. Verblüfft wickelte ich ein Verbandspäckchen darum. Ein leiser Hoffnungsschimmer beseelte mich, ob die Verwundung vielleicht zum Transport in die Heimat reichen würde.

Kriechend und springend stolperte ich zurück. Geländeunkundig hielt ich Ausschau, hatten wir doch keine klare Frontlinie. Schattenhaft aus dem Nebel auftauchenden Gestalten folgte ich. Als die Morgennebel sich lichteten, sah ich vor mir eine endlos scheinende Schlange von deutschen Landsern, die wie in Reihe-zu-einem dem Inferno zu entfliehen versuchten. Instinktmässig folgte ich ihrer Spur.

In nahezu regelmässigem Abstand erfolgte feindliches Schrapnellfeuer, das sich durch kleine weisse Wölkchen am Horizont abzeichnete. Die Schrapnellkugeln lichteten die Reihe der Zurückströmenden, die wie in einer Schiessbude plötzlich umfielen. Es war ein Rennen mit dem Tode.

Bei einem zerschossenen Gemäuer parkte ein Sanitätswagen, der sich nicht weiter vorwagte, um nicht dem Feind in dieser Wüste als Zielscheibe zu dienen. Ich hatte die Möglichkeit, hier mitgenommen zu werden. Ein beklemmendes Gefühl hielt mich aber davon ab. Ich zottelte weiter. Das feindliche Artilleriefeuer verstärkte sich. Ein lauter Schrei liess mich zurückblicken. Ein Volltreffer hatte den Sanitätswagen getroffen. Aufatmend beschleunigte ich meine Schritte. Ich hatte Glück und entkam der Todeszone, der man schutz- und machtlos preisgegeben war.

Wieder im Lazarett

Der starke Zugang von Verwundeten hatte zur Folge, dass die transportfähigen in die Heimat abgeschoben wurden. In Volkmarshausen bei Kassel landete ich in einem katholischen Heim, das nur von Schwestern betreut wurde. Nach meiner Gesundung schrieb mich der Arzt wieder k. V. mit der Bemerkung, dass ich nun wieder an die Front gehen könnte. Auf meine Antwort, dass ich danach kein Verlangen habe, kam er in Verlegenheit. Beinahe entschuldigend verweis er auf seine ärztliche Pflicht und räumte mir noch 14 Tage Erholungsurlaub ein.

In Ulm musste ich mich dann wieder melden. Vom 23. Oktober 1917 bis 1. Januar 1918 besuchte ich die Verwundetenschule in der Donaustadt. Bei meinem dortigen Aufenthalt besuchte ich den alten Schneidermeister Dick, einen der ältesten Sozialisten und erstes sozialistisches Mitglied in der Ulmer Rathausfraktion. Diese Besuche vermittelten ständig das Gefühl, dass man nicht allein war und dass vielleicht doch noch eine Wende im Kriegsgeschehen eintreten könnte.

Anfangs Januar 1918 wurde ich zum Infanterie-Regiment 120, 9. Kompanie, versetzt.

Aufmunterung durch Friedrich Notz

den 7. Oktober 1917

Lieber Freund Emil!

Du bist jung und der Jugend gehört die Welt. Zürnen kann ich Dir nicht, obwohl ich Dich nochmals gerne gesehen hätte, denn Deine Gründe würdige ich und Dein Ziel lobe ich. Nicht nur die Jugend, sondern auch wir Ältere bedürfen in diesen Tagen des Entsetzens einen Pol, der durch seine Anziehungskraft uns den Halt gibt, um nicht unterzugehen in dem wüsten Chaos des Völkermords.

Ich hätte Dir am liebsten gleich geschrieben, aber die Nachricht, dass mein jüngerer Bruder

schwer verwundet, mit der Ungewissheit, wo er sich befindet, machten mich unfähig. Jetzt habe ich Nachricht von ihm Selbst und es besteht die Hoffnung, dass er wiederhergestellt werden kann. Von Zwicker erhielt ich die Nachricht, dass unser Karl Schierle nicht mehr sei. Das alles zusammen war für mich zu viel, nur langsam kam ich wieder hoch. Tagtäglich buchen wir Verluste auf unserem Konto und können uns immer noch nicht zur Tat entschliessen, die allein uns retten kann.

Italien geschlagen! Das bedeutet Verlängerung des Krieges. Die preussisch-deutsche Ländergier und Weltmachtgelüste sind gewachsen und England und Frankreich sind nicht gesonnen nachzugeben und werden Italien nicht im Stiche lassen. Der Krieg geht weiter. Der Frieden muss und wird das Werk der arbeitenden Klassen sein. Die innenpolitische Lage Deutschlands ist unklar und verworren, trotz Herding. Der Absolutismus und Imperialismus triumphiert. Die Wahlrechtsvorlage verdient abgelehnt zu werden, denn was bis jetzt verlautet, ist ein Hohn auf das allgemeine und gleiche Wahlrecht, ist daher geeignet, verwirrend zu wirken unter den Massen. Zensur und Klassenjustiz feiern Triumphe. Beweis: Bertha Thalheimer.

In Stuttgart scheuen sich die Regierungssozialisten und ihr Anhang nicht, die Freie Jugendorganisation zu bestehlen, indem sie die Möbel des Ostheimer Jugendheimes wegnehmen. Unsere Möbel können sie uns wohl stehlen aber nicht unsere Ideale und das ist gut. Verachten wir diese Räuber!

Dir alles Gute wünschend grüsst Dich auf Wiedersehen

Dein Friedrich Notz

Der Arbeiterdichter Max Barthel meldet sich

Vogesen, 10. Oktober 1917

Lieber Emil!

Schönen Dank für Deinen Brief und die hochpolitischen Erwägungen darin. Wir kennen uns ja schon lange und mein politisches Glaubensbekenntnis brauche ich wohl nicht abzulegen. Nichts für ungut, lieber Freund, aber wir können nichts machen, als die Zähne zusammenbeißen und unser Schicksal mit Fassung ertragen. Jeder hat mit sich selber genug zu tun und mit Parteipolitik lässt sich die Sache nicht mehr erklären. Die grossen Ideale der Freiheit, des Sozialismus, bleiben von dem unberührt. Selbstverständlich flammt auch mein Herz den ewigen Zielen zu.

Im Dezember komme ich wahrscheinlich auf Urlaub. Halte Dich solange es geht, es wäre doch schön, wenn wir uns da in Stuttgart treffen könnten. Dass Dir mein Bild Freude macht, setze ich als selbstverständlich voraus. Und nun schreibe mir wieder einmal. Lass es Dir in Volkmarshausen gut gehen und wenn Du Bekannte aus Stuttgart triffst, so grüsse sie schön.

In aller Herzlichkeit Dein Max Barthel

Carl Jannack zum Marineskandal

den 16. Oktober 1917.

. . Aus Deinen gestrigen Zeilen ersehe ich Deinen Aufenthalt in der Heimat. Das «sich selbst» Orientieren in der revolutionären «Tatenfülle» unserer Heimkämpfer ist jedem Soldaten an sich ein Bedürfnis. Wenn das Erkennen auch ärmlich und reich an Widersprüchen ist, so ist das Verhalten der drei vom Marineskandal angehauchten nicht weniger rühmlich im Tatendrang und der Märtyrerbewunderung. Wenn die gesamte Tragödie nicht noch grausamer wird, wird die Tat Liebkechts in diesem Jahrhundert nicht mehr ernten.

Die organisierte Ohnmacht und der organisierte Zusammenbruch ermöglicht den Weltimperien die Gewaltherrschaft über die Gesellschaften in welcher Form es auch immer sei. An den im traditionellen Wesen der kapitalistischen Wirtschaftsordnung wird trotz aller Widersprüche nur kapitalistisch orientiert. Und die deutsche Militärstrategie zwingt den russischen Imperialismus durch unaufhaltsame Taten zur Unterwerfung. Die Weltorientierung der Alliierten hat diese Möglichkeit längst erfasst.

Wir besehen uns nur die Trümmer!

Ich fahre diese Woche nach Haus. Dir und den Genossen die besten Grüsse

Carl

Carl Jannack befürwortet illegale Organisation

den 9. November 1917

Mein lieber Emil!

Soeben komme ich von Bremen und finde Deine Karte vor. Habe dann den benannten Artikel im Auszug in der Bremer Presse auch gefunden. Der Artikel selbst, soweit ich den Auszug in der Bremer Presse kenne, war gut. Die gegenteilige Entschliessung der Genossen wirft die Frage auf, ob für derzeitige Umstände eine *legale* Revolutionspartei möglich ist, oder ob unter der Gewalt der Verhältnisse die Kräfte der Revolution *illegal* erstarken müssen und teilweise unter falscher Flagge arbeiten müssen.

Die sich in Berlin kürzlich konstituierende linksradikale Soz. Partei, resp. der Vorstand wurde unter dem Regime Michaelis sofort inhaftiert und militarisiert. Das zentrale in Aktion Treten war vorerst unterbunden und die Organisatoren des Generalstreiks für den 15. August werden demnächst in Leipzig wegen versuchten Hochverrats vor die Richter treten. Ich habe noch einige im Untersuchungsgefängnis besucht. Das Resultat des Kampfes der Staatsgewalt gegen die Kräfte der Revolution ergibt die Befürwortung *geheime* Organisation solange, bis diese so erstarkt ist, dass sie sich in irgendeiner Aktion legal durchsetzen kann. Wie weit wir hinter den Russen sind.

Eine Frage in Bezug auf den Sozialdemokraten. Kannst Du mir die Zustellung nicht vermitteln? Was gibts sonst?

Gruss Dein Carl

Aufmunterung durch Anna Bios

Stuttgart, den 11. November 1917

Lieber Freund Birkert!

Ihr letzter Brief klang recht niedergedrückt. Das macht wohl die öde Lazarett-Umgebung in der reizlosen Gegend. Immerhin ist der Aufenthalt doch wohl noch besser als der im Schützengraben. Vielleicht rafften Sie sich wieder auf zum Lesen. In dem Werk von Nietzsche sind so viele Aussprüche, die Anregung zum Nachdenken geben. Vielleicht bringen uns die Erfolge gegen Italien nun doch dem ersehnten Frieden näher und Ihnen allen damit die Rückkehr in die Heimat. Ich war mit in Würzburg, wo ich endlich wieder das schöne Bewusstsein hatte, in einer Partei der Brüderlichkeit zu sein. Ich wünschte, Sie fänden sich auch wieder dahin zurück.

Herzliche Grüsse Ihre Anna Bios

Friedrich Notz zur preussischen Wahlrechtsvorlage

den 9. Dezember 1917

Lieber Emil, ich hoffe und wünsche, dass Du noch in Ulm bist und es Dir gut geht. Deinen Brief vom 19.11.1917 erhalten, er freute mich sehr. – Eine gewaltige Umwälzung hat sich in Russland vollzogen. Die Diktatur des Proletariats hat Gestalt angenommen. Der internationale Kapitalismus und Imperialismus ist in seinen Grundfesten erschüttert. Die bolschewistischen Taten trugen die russische Revolution über die Grenzen Russlands hinaus, sie gaben der internationalen sozialistischen proletarischen Weltrevolution einen gewaltigen Anstoss. Die deutsche Regierung ist gezwungen, mit einer russischen sozialistischen Regierung zu verhandeln. Russland kommt nicht kniefällig, nur um Frieden zu bitten, sondern es kommt mit Forderungen für einen allgemeinen demokratischen Frieden. Öffentlichkeit der Friedensverhandlungen ist die grösste Forderung, die sie stellt, denn bei einer öffentlich geführten Friedensverhandlung ist es Deutschland nicht möglich, die Verhandlungen scheitern zu lassen, imperialistischer Ziele zuliebe. Denn ich glaube, dies würde auch in Deutschland das Sturmzeichen sein, zum Sturz der jetzigen Regierung. Ebenso würden die englische, französische und italienische Regierungen nicht die Macht haben, ihre Völker länger für imperialistische Zwecke bluten zu lassen. Die deutsche öffentliche Meinung mobil zu machen gegen jede Annexion im Osten wie im Westen, sowie gegen jede Art der Kriegsschädigung, das ist zunächst eine unserer wichtigsten Aufgaben.

Während sich in Russland das Proletariat die Macht erobert und sich an die Spitze der Kulturmenschheit stellt, den so lang ersehnten Frieden in greifbare Nähe rückt, vollzieht sich in Deutschland eine «unblutige Revolution», die noch den Regierungssozialisten gewaltigere Erfolge bringt in Bezug auf Freiheit, Demokratie und Gleichberechtigung als die blutige Revolution Russlands. Und wenn wir noch einige Tage warten, dann werden Scheidemann, Cunow usw. uns den «wissenschaftlichen» Beweis erbringen, dass die Deutschen die Auserwählten Gottes sind, denen alles Himmlische und Irdische von selbst zufällt, wie einstens das Manna den Juden in der Wüste.

Über die preussische Wahlrechtsvorlage ein Wort verlieren, hiesse ihr zu viel Ehre antun. Sie muss gründlich umgestaltet werden und das Herrenhaus muss verschwinden. Die jetzige Wahlrechts- und Herrenhausvorlage bedeutet sogar einen Rückschritt gegenüber dem jetzigen Zustand. Sollten die Scheidemänner dieses Werk für sich in Anspruch nehmen wollen, von wegen ihrem Wohlverhalten, dann kann es uns nur recht sein. Dieser Tage ging mir eine Nummer der «Sozialdemokratischen Feldpost» zu, herausgegeben von Baumeister, dem Korrespondenzbüro der Gewerkschaften. Der Leitartikel ist von Henckell, in dem dieser kühn behauptet, dass der deutsche Arbeiter wisse, für was er kämpfe in diesem Krieg und deshalb werde er auch fernerhin die deutsche Freiheit als Held verteidigen. Aber ich muss ehrlich gestehen, dieses Blatt steht hinter der «Liller Kriegszeitung» weit zurück. Es ist eine Schande, dass es sich sozialdemokratisch nennen darf. Über die Hälfte des drei Bogen starken Wisches sind Inserate, darunter befindet sich eines vom «Vorwärts», in dem sich dieser den Soldaten empfiehlt, weil er von einem Kriegsinvaliden geleitet werde und deshalb ganz besonders die Interessen der Krieger vertrete. Kommentar ist überflüssig!

Sind auch meine Hoffnungen noch nicht rosig in Bezug auf einen baldigen Frieden so hoffe und wünsche ich doch, dass wir uns bald wiedersehen. Dir alles Gute wünschend verbleibe ich
Dein Freund

Friedrich

Carl Jannack ist pessimistisch

den 19. Dezember 1917 .

. . Deine Zeilen vom 15. erhalten. Zu Eurem Bedienten hat wohl Heine schon gesprochen, als er schrieb: «Es gibt so'ne und solche». Dann Deine Ausführung zur Friedensfrage war an sich vorerst auch meine Meinung. Doch die Ereignisse haben diese Auslegung teilweise überholt und vorerst beginnt noch eine Periode starken Ringens, – kurz oder lang.

Aber die Tat an sich am 12. Dezember ist ein historisches Ereignis, ein Beginn zur pazifistischen Phraseologie, welche aus Grund der Schwäche als gutes Mäntelchen dient.

Nun – ich bin eben Pessimiste! –

Die diktatorische Umbildung der Entente-Regierungen ist, solange diese am Ruder sind – ein Zeichen «immer feste druff!»

Dir paar heitere Stunden am Weihnachtsfest wünschend grüsst herzlich

Carl

Briefe von Fritz Rück

Stuttgart, den 29. Januar 1918

Lieber Emil! Wenn Du mir den betr. Ausspruch Lessings mitgeteilt hättest, könnte ich Dir vielleicht ausführlicher schreiben, da ich dann eher eine reale Unterlage dafür hätte, in welcher Richtung Deine Gedanken gehen. Über Stimmungen sich zu unterhalten hat wenig Zweck. Ich habe es an mir selbst schon oft bemängelt und bitter empfunden, dass ich nicht immer Herr meiner Stimmungen und Gefühle bin. Leider müssen meine Freunde ab und zu darunter leiden. In solch gereizten Stunden können mich Kleinigkeiten, über die man sonst hinwegsieht, ärgern und verstimmen. Es ist dies anscheinend ein Teil der Schwabennatur. Der seelische und körperliche Ausnahmezustand, der uns schon dreieinhalb Jahre gefesselt hält, bringt einen auch gemächlich immer mehr auf den Hund. Ich würde Dir gerne noch verschiedenes und anderes schreiben, aber die Zensur hat mir vier Artikel gestrichen, ich muss jetzt in die Druckerei.

Herzlichen Gruss Fritz

Stuttgart, den 1. März 1918

Ich glaube gern, dass Dir in Deiner jetzigen Verfassung nicht wohl ist. Und ich weiss auch, dass Du eine Freundschaft gewonnen hast, die Dir unendlich mehr geben kann als ich. Die einen Überschuss an Verständnis und Gefühl für andere Menschen besitzt, wie ihn eben nur eine geistig hochstehende Frau zur Verfügung hat und vergeben kann. Dass Du andere Freunde darüber etwas vernachlässigst, darüber will und kann ich mich nicht beklagen, denn ich fühle mich in dieser Richtung in erster Linie schuldig. Dass ich aus Berlin manche Anregung mitgebracht habe ist zweifellos, leider kann ich mich auf diesem Wege nicht eingehender darüber auslassen.

Vielleicht können wir uns einmal wieder persönlich sprechen.

Für heute herzlichen Gruss

Dein Fritz

Ein Jugendgenosse zieht Bilanz

Langolsheim, den 3. März 1918

Mein lieber Birkert! Gegenwärtig befinde ich mich in Ruhe im schönen Elsass. Wenn ich an meine Brüder denke, im Artois, bei Cambrai und in Flandern, dann wurde ich bis jetzt vom Schicksal gütlich behandelt.

Wenn ich damals Genossen wie Barthel und Notz erzählen hörte von Italien, hatte ich den Wunsch, auch einmal dort zu wandern. Nun aber war ich in Italien. Statt Ränzel und Wanderstab, Karabiner und Maschinengewehr; statt freudiger Anteilnahme an Italiens Kultur und Kunst, ein Vorbeihasten und Stürmen; statt Schaffen und Geniessen, Zerstören und Plündern; statt Wandern, Gewaltmärsche, anstatt ein Volk kennen zu lernen bei friedlicher Arbeit, Schlachtenlärm und Tod und Vernichtung, brennende Wohnstätten und fliehende Menschen. Ein grausiges Durcheinander.

Ich hoffe, dass Du noch gesund bist und Dein Kämpferwillen noch ungebrochen ist. Gerade jetzt, da alles verloren scheint, müssen wir bleiben was wir sind, internationale Sozialisten.

Die brüderlichsten Grüsse auf glückliches Wiedersehen

Dein Eugen Leonberger

Bei Sturmabteilung 25

Wieder im Westen

Mitte April 1918 stand ich wieder an der Front im Sommegebiet. Bedrückt über das endlose Morden, meldete ich mich Mitte Juni zur Sturmabteilung 27. Diese neu gebildete Formation war ein Ergebnis des Stellungskrieges. Die Aufgabe dieser Abteilung bestand vorwiegend in der Aufrollung feindlicher Schützengräben mit Handgranaten. Altersmässig wurden nur jüngere Leute hinzugezogen. Die Verpflegung gehörte noch zum Besten der Fronttruppen. Wir lagen an der französisch-belgischen Grenze in einem kleinen Ort. Hier wurden wir gestriekt nach alter Kommissart.

Ich geniesse den Frühling

Jollain-Merlin, Pfingsten 1918

Lieber Carl Grözinger!

Die herzlichsten Pfingstgrüsse sende ich Dir und Hans aus dieser schönen belgischen Ortschaft. Wir liegen seit zwei Tagen hier in Ruhe. Nun bekommen wir auch noch den Frühling zu kosten. Und man muss den Augenblick geniessen, ehe uns das Dunkel der Zukunft wieder umschlingt. Wer weiss wie bald!

Wie freute ich mich, als uns der erste blühende Kastanienbaum zu Gesicht kam – und erst beim Anblick der blühenden Obstbäume, der bebauten Felder und Fluren, Wiesen und Wälder. Ja, der Frühling ist schön. Kein Grollen und Donnern der Kanonen ist hier zu vernehmen, nur das Singen und Zwitschern der Vögel schlägt an unser Ohr. Wie hebt sich die Brust und weiten sich die Lungenflügel bei all dem Duft und der würzigen Luft. Und doch sind wir nur halb Mensch. Solange die lästigen Fetzen uns noch bedecken, solange haben wir keinen Anspruch auf Menschenwürde.

Wie sticht einem die Sauberkeit und Reinlichkeit der Bewohner in die Augen. Das Haus von oben bis unten blitzblank. Die Leute haben schwer zu leiden unter der deutschen Fremdherrschaft. Die Nahrungsmittel und das Heizmaterial wird ihnen knapp bemessen. Messing und Kupfer, sogar Wollmatratzen werden ihnen beschlagnahmt. Ein hartes Los. Weissst Du was von Richard Janus, der mit mir ins Feld kam? Er soll verwundet in Bonn im Lazarett liegen. Wie steht es mit Gustav Seiter, wird er ausgetauscht? Dein Hans soll sich nur halten solange es geht. Wie steht es mit der Jugend? Kommt ihr noch im Waldheim Sillenbuch zusammen? Und wo steckt Daniel? Die «Arbeiterpolitik» habe ich erhalten. Du hast Schwein. Halte Dich und geniesse den Mai.

Mit herzlichem Gruss Dein Emil Birkert

Der erste Einsatz der Sturmabteilung

Anfang August wurden wir in Marsch gesetzt. Die ganze Nacht beanspruchte dieser Gewaltmarsch. Verdrossen und kriegsmüde trotteten wir dahin. Der Befehl zum Singen wurde nicht befolgt. Am zweiten Tag hielten wir Einzug in ein leeres Barackenlager. Kurz darauf erfolgte der Befehl des ersten Zuges zum Ausrücken mit Sturmgepäck. Bei einbrechender Nacht standen wir in einer Talsenke vor einem Unterstand, in dem unser Führer weitere Order einholen musste.

Die Nacht war kühl und ungeduldig warteten wir auf die Rückkehr unseres Zugführers. Weil es so lange dauerte wurden Drohungen ausgestossen, aber niemand im Bataillonsunterstand rührte sich, um diesen Disziplinlosigkeiten entgegenzutreten. Als endlich unser Zugführer zurückkam, wurde er umringt und nach unserer Aufgabe gefragt. Diese lautete, dass wir die Verbindung zwischen zwei Regimentern wiederherstellen sollten. Darauf erfolgte ein Murren und der Ausruf «haben die Schnapspreussen mal wieder den Karren verfahren und wir sollen die Geschichte wieder ausfressen». Der Zugführer war ganz verzweifelt. Jetzt hatte das Befehlen keinen Erfolg und er verlegte sich auf gutes Zureden. In der Dunkelheit ging es dann schweigsam über das Gelände bis zu einem Laufgraben, der nach vorn führte. Um die Mitternachtsstunde bezogen wir Stellung in einem Graben, der keine Unterstände besass. In einer Entfernung von zirka 30 Metern wurden je zwei Mann aufgestellt. An der Stelle, an der mein Kamerad und ich standen, befand sich eine kleine Höhlung, in der sich noch ein halber Laib Weissbrot befand. – Demnach war der Graben vor Kurzem noch vom Feind besetzt. Weissbrot! – das wir nur noch dem Namen nach kannten. Abwechslungsweise wachten und ruhten wir. Unsere Lagerstatt war der Graben. Als der Morgen graute stand ich Posten. Eine beklemmende Ruhe herrschte an der Front. Nebel lagerte über der Erde. Vom Gegner her verdichtete sich der Nebel. Er wurde immer undurchsichtiger. Beunruhigt und angestrengt horchend starrte ich in das milchige Weiss, das geräuschlos immer näherkam. Die unheimliche Ruhe wurde plötzlich durch das tak-tak eines Maschinengewehrs unterbrochen. Und nun begann der Spektakel. Raketen sausten in die Luft. Artillerie setzte ein. In unserem eigenen Graben rannten deutsche Landser an uns vorbei dem nächsten Laufgraben zu, mit den Ausrufen «sie kommen – sie kommen!» Kurz entschlossen rannten wir hinter ihnen drein. Als wir den Laufgraben erreichten, kamen von der anderen Seite weitere Landser uns entgegen, die ebenfalls nach hinten wollten. Wir hatten keinen Feind gesehen, keinen Schuss gewechselt, wir flüchteten. Der Laufgraben mündete in einen Feldweg aus. Dort stand ein Feldwebel, der sich bemühte, die Flüchtenden aufzuhalten und zu einer Gegenwehr zu organisieren. Anfänglich leistete auch ich ihm Folge. Nachdem ich aber das Chaos über sah, zog ich mich in einen Artillerieunterstand zurück, Schutz suchend vor dem feindlichen Beschuss. Alle Waffengattungen drängten sich in dem engen Raum. Allgemein hiess es, der Feind wäre rechts und links von uns durchgebrochen. Auf Grund dieser Aussage wollte ich nicht länger hier verweilen. Da ich von meinen Kameraden keinen sah, machte ich mich auf den Weg zu unserem Barackenlager. Auf dem Rückweg begegnete ich schimpfenden Truppen, die wie Schlachtvieh nach vorn getrieben wurden. Kurz vor den Ruinen eines Dorfes sah ich einen beleibten Hauptmann stehen, der mit seinem Degen in der Luft herumfuchtelte, um die zurückflutenden Soldaten aufzuhalten.

Um das Dorf machte ich einen grossen Bogen. Über Ackerfelder führte mein Weg. Den Umweg machte ich aus der Erwägung, dass das Dorf ein sichtbareres Ziel für die feindliche Artillerie wäre als ich, der einsam über die Felder stolperte. Später erfuhr ich, dass die Feldgendarmerie die Keller der Häuser im Dorf durchsuchten und die Landser, die dort Schutz suchten, wieder zur Front vortrieben. Nach zwei Tagen hatte ich das Barackenlager wieder erreicht. Ausser einem Kameraden und mir stellte sich niemand mehr ein.

Nachricht von Edwin Hoernle

den 25. Juni 1918

Lieber Birkert!

Herzlichen Dank für Ihren lieben Brief. Soll ich Ihnen noch besonders versichern, wie sehr es mich freut, wenn ich von einem der alten liebenjugendgenossen einige Zeilen erhalte? Da fühlt man wieder einen Funken des ehemaligen guten Geistes, der nicht erstickt ist und nicht erstickt werden kann. Sie haben ganz recht, mit den verschiedenen Richtungen in der deutschen Arbeiterbewegung ist augenblicklich kein Staat zu machen. Die USPD macht zwar die revolutionäre Geste, aber sie ist noch zu sehr befangen im alten revolutionären Geist. In der Jugend selber ist alles noch in Gärung, soweit es nicht getötet und zerstückelt ist. Da bleibt uns nichts übrig, als im kleinen Kreis das heilige Feuer hüten und das Schwert scharf halten. Mit bestem Gruss und guten Wünschen Ihr

Edwin Hoernle

Die letzte Nachricht von Hans Grözinger

den 25. Juli 1918

Lieber Emil!

Nun waren wir wieder vier Tage in Ruhe. Mit manchem Neuen gehe ich wieder in Stellung. Erst kam eine Karte, dass ein jüngerer Jugendgenosse Max Grossmann im Soldatenrock gestorben ist. Dann kam die Nachricht, dass Eugen Müller verunglückt und gestorben ist als Sanitätssoldat im Felde. An meinem letzten Heimattag waren wir noch beieinander und nun –. Da wurde nochmals alles aufgewühlt.

Traurig genug, dass ich Dir solche Trauerbriefe schreiben muss. Ich befinde mich hier in einer scheusslichen Schlächtereier, wie Du sie mir ersparen wolltest. Wenn ich in Ruhe komme, dann mehr.

Herzlichen Gruss Dein Hans Grözinger

Der zweite Einsatz der Sturmabteilung

Einige Tage später musste ich mit dem zweiten Zug mit Sturmgepäck wieder an die Front. Am letzten Abend vor dem Ausrücken gab es zum Abendessen einen grünen Hering, ein Viertel Kunsthonig und ein Stück Barras, der Fäden zog. Hungrig, wie ich war, schlang ich alles hintereinander hinunter. Wieder wurde stundenlang marschiert. Bei Einbruch der Nacht befanden wir uns auf einem kleinen Hügel. Nun hiess es, sich eingraben. Bei Tagesanbruch durfte sich kein Mann mehr sehen lassen. Je vier Mann gruben ein Loch. 1,20 breit, ca. 2

Meter lang. Als der Morgen dämmerte, verkrochen wir uns in das Loch. Die Knobelbecher meines Kameraden reichten mir bis zur Brust. Kurz vorher holten wir in einem zerschossenen Barackenlager eine Tür, die wir mit Zweigen getarnt über das Loch zogen. Tagsüber herrschte Ruhe. Nur das Surren von Flugzeugen war zu hören, die immer wieder über uns hinweg flogen. Die frisch ausgegrabene Erde wird sie wohl neugierig gemacht haben. Da aber keine Abwehr erfolgte, zogen sie wieder ab.

Den ganzen Tag lagen wir in der kühlen Erde. Die Zusammenstellung meines Abendmenüs machte sich bemerkbar. Der Hering und der Kunsthonig vertrugen sich nicht und das feuchte Loch tat ein Übriges dazu. Bauchgrimmen. Ich musste aushalten, bis die Nacht angebrochen war. Als es soweit war, stolperte ich aus dem Loch und protzte ab. Da ich im Stuhl Blut vorfand, meldete ich mich krank. Ein blutjunger Leutnant starrte mich ungläubig an und rief nach dem Sanitäter, er soll mir das Fieber messen. Natürlich hatte der in seinem Sturmgepäck keinen Thermometer. Darauf sagte der junge Mann, ich solle zur Krankensammelstelle zurückgehen. Ich ersuchte ihn um eine schriftliche Bestätigung. Widerwillig stellte er eine solche aus und überreichte diese mir mit der Bemerkung «freuen Sie sich schon».

Ausser der Gasmasken, dem Brotbeutel und dem Stahlhelm liess ich alles zurück und trampelte nach hinten. Unterwegs begegnete ich einem Fahrer, der Munition nach vorn geführt und in höllischem Tempo sich auf der Rückfahrt befand, um der Gefahrenzone so schnell wie möglich zu entgehen. Er nahm mich mit. An der nächsten Krankensammelstelle ersuchte ich ihn, nicht zu halten, sondern so weit wie möglich mich nach hinten zu bringen.

Vor einem grossen Krankenzelt setzte er mich ab. Als ich dieses betrat, traute ich meinen Augen nicht. Viele, viele Betten, sauber überzogen und alle leer. Ich glaubte zu träumen. Da ertönte aus dem Hintergrund eine Stimme «Kamerad, was ist los»? Ich ging auf ihn zu und zeigte meine Bestätigung. Nun wurde ich in ein Bett gepackt, mit Tee und Zwieback versorgt. Ich fühlte mich wie Gott in Frankreich als einziger Patient in dem grossen Feldlazarett.

Das Lazarett hatte den Befehl abzubauen und so bekam ich nach zwei Tagen meinen Zettel um den Hals gehängt, der mich als Verwundeten auswies. Mit dem Zug ging es nach Maubeuge in das Kriegslazarett 7.

Letzte Station

Im Kriegslazarett hütete ich noch einige Tage das Bett und wurde dann als Ordonnanz für die Verwaltung herangezogen. Die ständig zunehmende Zahl von Verwundeten und Kranken trug zur Verstärkung der Administration bei. Hier sah ich den ganzen Jammer und das Elend dieses Krieges. In der Kirche, die zum Lazarett gehörte, lagen die Verwundeten auf Stroh, die auf ihre Weiterbeförderung warteten. Eine Reihe von Seuchenbaracken waren aufgestellt und mit Kranken belegt. Diese musste ich besuchen, um die neuen Zugänge zu registrieren und deren Personalien aufzunehmen. Es war eine trostlose Angelegenheit. In dieser Zeit grassierte auch eine starke Grippe-Epidemie. Täglich wurden 30-40 Verstorbene zum Totenacker getragen. Dies war für mich der letzte Akt in dem grausamen Krieg.

Zwei Briefe von unserem einstigen Jugendleiter

am 31. August 1918

Mein lieber Birkert! Heute vor vier Jahren kam ich als Verwundeter in Hohenheim an. Es war ein sonnenheller Spätsommertag. Der Schlosspark erglänzte in bunter Pracht der herbstlichen Farben. Die Bevölkerung glotzte neugierig und staunte und bekam ein Bild von den grässlichen Wirkungen des kaum begonnenen Krieges. Meine schlechtesten Kriegstage habe ich in Hohenheim nicht erlebt. Sofort hatte ich wieder Fühlung mit der Jugend. Viele haben mich besucht, mit denen wir gemeinsam schafften und wirkten für eine Sache, die sich trotz Kriegswettern verhältnismässig standhaft gehalten hat. Die kurze Spanne Zeit, die zwischen damals und heute liegt, hat für die Weltgeschichte ungeheure Bedeutung. Wir, die noch das Leben haben, sahen Ereignisse, die tief in das Leben der Völker, der Menschheit eingegriffen haben, es aufwühlten, umwälzten, teilweise neu gestalteten. Manche von unseren Freunden, mit denen ich im stillen Park irgendwo sass und den herrlichen Blick auf die schwäbische Alb genoss, dabei über das Versagen der einst mächtigen Internationale diskutierend, sind schon längst vermodert. Ihr Blut düngte die Schlachtfelder Europas, floss für die Machtinteressen des Imperialismus. Andere schmachten hinter Kerkermauern oder leisten Sklavenarbeit unter strenger Bewachung. Gross ist die Zahl der Namen, die sich immer noch vergrössert. Einen herben Verlust haben wir wieder erlitten durch den Tod unseres Freundes Hans Grözingen. Ein Volltreffer hat sein junges erwartungsvolles Leben zerstört. Albert Zwicker schrieb mir diese traurige Botschaft. Was soll man zu alle dem Schmerz und Jammer, dem abscheulichen blutgierigen Tun der Menschheit sagen? Worte helfen nichts. Am besten ist Schweigen und Warten auf den Augenblick, wo die Rachegeister erwachen. Noch will sich die getretene, blutende Menschheit nicht wehren gegen das Furchtbare, Entsetzliche. Noch ist die Last des Leids, Elends, der Not und seelischer Qualen nicht gross genug. Stumpf und willenlos wird sie als unvermeidlich getragen. Wie lange noch? Es ist ungewiss. Immer weiter tobt der rasende Mord, ohne irgendeine Entscheidung zu bringen. Allmählich dringt die Auffassung durch, dass die militärischen Kräfte den Frieden nicht erkämpfen werden. Ist das nicht eine bittere Ironie. Selbst Sozialpatrioten versicherten am Anfang des Krieges, dass er nur geführt wird zur Herbeiführung eines dauernden Friedens. Die ganze Politik unserer Regierung und der massgebenden Kreise bewegt sich in einem Zirkel hin und her. Mich kümmert dieses Gerede nicht. Mein Blick richtet sich auf den heroischen Kampf der jungen sozialistischen Republik im Osten. Dort stürmt eine Meute von Feinden auf den Sowjetstaat los, um ihn zu zertrümmern. Wie in allen Revolutionen, wo das Proletariat eine entscheidende Rolle spielt, wendet sich die Bourgeoisie wütend gegen seine Macht, sobald es selbst sein Geschick in seine eigene Hand nimmt. Ein Gesetz in der Entwicklung der Klassenkämpfe zwischen Kapital und Arbeit.

Deinen sehr interessanten Brief habe ich erhalten. Herzlichen Dank. Mich freute, dass Du im Lazarett geborgen bist. Hoffentlich recht lange. Ich werde wahrscheinlich auch bald wieder dahin wandern, wo ich schon zweimal war.

Dir das beste Wohlergehen und herzliche Grüsse von Deinem

Max Hammer

am 27. September 1918

Mein lieber Emil!

Unser Postverkehr stockte. Lange erhielt ich keine Briefe von meinen Freunden. Und wenn das der Fall ist, fühle ich mich nicht wohl, komme ich mir vor wie ein Verbannter. Die jüngsten Kriegsereignisse in unserem Frontabschnitt zwischen Maas und Mosel bei St. Mihiel brachten hinter der Front einen grossen Wirrwarr, der sich auch auf den Verkehr übertrug. Die Angriffe der Amerikaner, ihre Erfolge haben manchen, der verächtlich von dieser Heeresmacht sprach, einen

ansehnlichen Respekt eingeflösst. Übrigens sind Dir ja diese Ereignisse bekannt. Wir wurden selbstverständlich mit unseren Russen in Mitleidenschaft gezogen und mussten uns «strategisch» zurückziehen, das Gelände räumen. Das tut man gerne, wenn dadurch eine weniger gefährliche Zone aufgesucht wird. Für mich waren diese Tage eine aufregende Abwechslung in meinem ruhig dahin fließenden Kriegserleben. Der ganze Betrieb auf den Strassen, das wilde Durcheinander, das höllische Getöse, das Schauerlich-Schöne der nächtlichen Schlacht, die im Feuerschein der brennenden Dörfer tobte, all das erinnerte mich lebhaft an die Bilder von 1914. Nur war es schlimmer, furchtbarer, ins hundertfache gesteigert. Krieg ist Krieg, Schlacht ist Schlacht, aber die rasende Entwicklung drückt in den neuesten Erfindungen der Waffentechnik jeder Phase des Weltkrieges den Stempel auf. Die modernen Mord- und Vernichtungsmittel nehmen unbegrenzte Dimensionen an und steigern ihre Wirkung ins Unermessliche.

Endlich, vor einigen Tagen erhielt ich wieder längst erwartete Briefe. Darunter auch Deinen, für den ich herzlich danke. Deine Briefe mit den tief empfundenen Schilderungen des entsetzlichen Erlebens dieser blutigen Zeit und des Schmerzes, der zur peinvollen Qual wird, wenn wir an den Tod unserer Freunde denken, wirken auf mich wie poetische Schöpfungen. Das soll keine Schmeichelei sein. Von Dir erfuhr ich über den Tod von Eugen Müller etwas Näheres, wenn auch nicht viel, aber genug. Für mich besteht kein Zweifel mehr, er starb den Märtyrertod. Diese Botschaft erschütterte mich. Er ist nicht der Einzige, viel Namenlose haben so geendet. Welcher Genius macht sie für die Nachwelt unsterblich, gedenkt ihrer heroischen Taten, lässt sie im Epos oder Drama leuchten den kommenden Generationen für alle Zeiten? Wenn auch vorläufig ihr Sterben für eine weltbeglückende menscheitsbefreiende Idee im Dunkel verborgen bleibt, so wird es doch ans Licht der Öffentlichkeit dringen und uns, dem ganzen internationalen Proletariat eine eindringliche Mahnung sein im Ringen für das Höchste der Menschheit: Sozialismus und Völkerfrieden. Sie haben im Sinne Brands im Ibsenschen Drama gehandelt: «Gibst Du alles und nicht Dein Leben, so wisse doch, Du hast nichts gegeben». Wir stehen beschämt und bewundern ihren Idealismus. Und es gibt Leute, die können nicht begreifen, dass es solche «Fanatiker», «Phantasten» geben kann. Gewiss, eine Massenbewegung haben sie leider nicht gebracht und können es nicht. Darin liegt der Grund, warum man dieses Aufopfern Einzelner gewissermassen im Verborgenen nicht als notwendig betrachtet. Die felsenfeste Überzeugung und der unerschütterliche Glaube an die Macht, Sieghaftigkeit und Unüberwindlichkeit unserer grossen Bewegung und hehren Ziele lenkten die Gedanken und den Willen dieser opferbereiten Mitkämpfer. Deshalb die eiserne Entschlossenheit, konsequent sozialistisch zu handeln bis zum Äussersten, bis zum letzten Atemzug. Wir können gegenwärtig gar nicht übersehen, wie stark dieser Idealismus in der Arbeiterschaft aller Länder ist. Am stärksten ist er in Russland vorhanden, wo er sich durch tyrannische Knechtung und Verfolgung im Feuer der Revolution 1905 und vorher bis zu dem heutigen Grade revolutionärer Aufopferung und Tatbereitschaft entwickelt hat. Dort haben wir deutlich gesehen, was eine bewusste, willensstarke, vom Geiste des wissenschaftlichen Sozialismus erfüllte Minderheit vermag. Und diese Erkenntnis muss uns vorwärts treiben im künftigen Entscheidungskampfe zwischen Sozialismus und Kapitalismus.

Neben Deinem Briefe erhielt ich einige von früheren Jugendgenossen, deren Beantwortung für mich eine befriedigende Tätigkeit ist, die wenigstens einen Ersatz für die Lahmlegung der Kräfte bietet.

Sei herzlich gegrüsst von Deinem Max

Heimkehr

Vom 16. August bis 11. November 1918 weilte ich im Kriegslazarett. Die Nachricht vom Umsturz in der Heimat liess mich mein Ranzel packen. Mit einem Kameraden verliess ich am 11. November das Kriegslazarett. Am Bahnhof stand ein Zug mit Richtung Heimat. Die Wagen waren alle schon voll besetzt. Selbst auf den Dächern der Eisenbahnwagen sassen die heimwärts strebenden Landser. Auf dem Dach eines Bremserhäuschens fanden wir noch Platz. Die Nachricht von den Vorgängen in der Heimat, von der Flucht des obersten Kriegsherren, dem Kaiser, und die Hoffnung, dass nun endgültig mit dem grausigen Kriegsgeschehen Schluss wäre, liess uns alle Unbill in Kauf nehmen.

Die Fahrt ging stockend vor sich. Stundenlang standen wir auf der Strecke, bis der Zug weiter ging. Proviantzüge, die aus der Heimat kamen und auf der Strecke standen, wurden ausgeplündert. Es gab keine Disziplin. Jeder war sich selbst der Nächste. Nach einigen Tagen kamen wir nach Aachen. An der Bahnsperre standen Matrosen mit roten Armbinden, die die Ankommenden kontrollierten. Von Aachen fuhr ich nach Düsseldorf und weiter nach Frankfurt am Main. Dort erwischte ich einen Transportzug, der aus Russland kam. Die Wagen waren alt. Sie enthielten noch Kupees, bei denen man seitlich ein- und aussteigen musste. Auf dem Trittbrett stehend begann die Fahrt. Nach einiger Zeit liessen mich die Landser in das Kupee. So gelangte ich dreckig und verschmutzt in Stuttgart, meiner Heimatstadt, an.

Von 1919 bis 1933

Versäumte Sternstunde

Als ich in Maubeuge zur Heimreise aufbrach, war in der Heimat die Entscheidung über eine Änderung der gesellschaftlichen Verhältnisse schon gefallen. In seiner Geschichte des XX. Jahrhunderts schrieb Golo Mann: «Man hatte eine Revolution gehabt, die keine war, man lebte angeblich in einem neuen Staat und hatte doch von dem alten sich nicht losreißen können».

Die Männer, in deren Händen die Entscheidung lag, erinnerten sich nicht der Aussage von Christoph Lichtenberg (1742-1799): «Eine Republik zu bauen aus den Materialien einer vernichteten niedergedrungenen Monarchie ist freilich ein schweres Problem. Es geht nicht, ohne bis erst jeder Stein anders gehauen ist». Und im Jahr 1967 schrieb der Journalist Paul Sethe über die Novembertage 1918: «dass die jüngere Generation der Historiker zu der Auffassung neige, Ebert habe einen grundlegenden Fehler gemacht, als er sich mit den alten Gewalten, also mit den am Zusammenbruch Schuldigen, verbündete. Ebert wäre besser mit den Vertretern der Zukunft, also den Arbeiter- und Soldatenräten zusammen gegangen, die ja demokratisch und nur in einer Minderheit kommunistisch waren. Die Folgen seiner Fehlentscheidung hat zunächst die Partei und später auch das Reich zu spüren bekommen.»

Über den geschichtlichen Ablauf der Ereignisse in Württemberg hat Fritz Rück eine kleine Schrift hinterlassen, aus der hervorgeht, wie er als 23jähriger die Vorgänge an hervorragender Stelle mit vorbereitet hatte und in jugendlichem Ungestüm, übermüdet, gegenüber den revisionistischen Parteifüchsen die Waffen streckte.

Besetzung der Tagblatt-Druckerei in Stuttgart

Auf den Strassen in der Stadt summt es wie in einem Bienenkorb. Überall standen diskutierende Gruppen. In diesem Getümmel erfuhr ich, dass der Arbeiter- und Soldatenrat die Tagblatt-Druckerei in der Torstrasse besetzt habe. Dabei kam mein Kamerad und ich mit einem uns unbekanntem Soldaten ins Gespräch, der uns mitteilte, dass er die Schlüssel zu einem Waffenlager im Marstallgebäude, in der unteren Königstrasse in Verwahrung habe. Er war bereit, uns Waffen auszuliefern. Mit je zwei Gewehren 98 machten wir uns auf den Weg zur Druckerei um die Besetzung zu unterstützen.

Um Mitternacht wurde das Druckereigebäude von Zeitfreiwilligen umstellt. Nach längeren Verhandlungen verliessen wir die Druckerei kampfflos, unbewaffnet. In den Morgenstunden schlich ich betäppert nach Hause.

Einige Tage später wurden die Spartakisten Fritz Rück, Richard Janus, Albert Schreiner, Max Barthel und Willi Münzenberg verhaftet und nach Ulm transportiert. Der Transportführer Karl Albrecht hatte vom Ministerpräsidenten Bios den Auftrag, die Gefangenen ungeschoren im Ulmer Gefängnis abzuliefern. Dieser verhinderte während der Fahrt die Beseiti-

gung der Gefangenen. Aus Sicherheitsgründen wurden die Gefangenen dann nach Rottenburg verlegt. Bei dem anschliessenden Spartakusprozess wurden die Verhafteten dann freigesprochen.

Während dieser Zeit fand in Stg.-Gablenberg eine öffentliche Versammlung mit Arthur Crispian statt. Aus Empörung über die Verhaftung der von mir geschätzten Freunde, trat ich in der Diskussion Arthur Crispian, der den Standpunkt der USPD vertrat, entgegen. Gestützt auf Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht verteidigte ich die Auffassung der Spartakisten. Der Rednergabe Crispiens war ich nicht gewachsen, dennoch konnte ich feststellen, dass ein Teil der Teilnehmer nachdenklich wurde. Am Schlusse der Versammlung tröstete mich ein Schuhmachermeister, dass es mir nicht gelungen wäre, die Versammlung restlos zu überzeugen.

Mitarbeiter in der Spartakus-Druckerei

Als Schriftsetzer fand ich in der Spartakus-Druckerei in Stuttgart-Degerloch Arbeit. Wir setzten und druckten zeitweise die Zeitung «Die rote Fahne», die Frauenzeitschrift «Die Kommunistin» redigiert von Clara Zetkin, die ihren Wohnsitz in Sillenbuch hatte, ferner zwei Gedichtbände «Kerkerblumen» von Fritz Rück und «Krieg und Kerker» von Edwin Hörnle. Von Fall zu Fall stellten wir Flugblätter her, die stilistisch ausgezeichnet formuliert waren und eine geübte Hand auswiesen. Viele von ihnen trugen die Handschrift des elsässischen Dichters Oskar Wöhrle, dem Verfasser des Buches «Die Streiche des Baldamus».

Als mein Freund Gustav Seiter aus französischer Gefangenschaft zurückkehrte, standen wir als Schriftsetzer in der Spartakus-Druckerei uns am Setzkasten wieder einander gegenüber. Nach Feierabend wanderten wir die Neue Weinsteige hinab zur Stadt, ständig mit Fragen der Jugend- und Parteiarbeit beschäftigt. Die Ermordung von Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht am 15. Januar 1915 bereitete uns einen schmerzlichen Schock. Einige Tage später wurde in nächtlicher Stunde unsere Druckerei demoliert. Die Druckmaschine war noch in Ordnung, aber die Buchstaben der Setzkästen waren in wirrem Durcheinander auf dem Fussboden zerstreut.

Nach der Ermordung von Rosa Luxemburg trat ihre einstige Betreuerin, Mathilde Jakob, als Buchhalterin in die Druckerei ein. 33 Jahre später wurde sie als 70jährige, am 27. Juli 1942, nach dem KZ Theresienstadt deportiert und kurze Zeit später im KZ Auschwitz, mit tausenden ihrer jüdischen Glaubensgenossen, vergast.

Der Tod von Rosa und Karl waren noch in schmerzlicher Erinnerung, da starb am 10. März 1919 Franz Mehring, der beste Stilist seiner Zeit. Sechs Wochen später wurde Leo Jogiches durch einen Polizeibeamten namens Tamschick, ermordet. Diese Kreatur hatte auch die Ermordung des Gewerkschaftsführers der Berliner Elektrizitätsarbeiter Wilhelm Sült, wie den meuchlings erschossenen Marineleutnant Dorrenbach, den Kommandanten der Volksmarine-Division, auf dem Gewissen. Für diese Heldentaten wurde er durch den preussischen Innenminister Severing zum Polizeileutnant befördert. All diese Vorkommnisse erfüllten uns mit Abscheu vor den sozialdemokratischen Mitgliedern der Regierung.

Verständnislos standen wir der Regierung Ebert-Scheidemann gegenüber. Ebert strebte eine konstitutionelle Monarchie an und war über Scheidemann erbot, der eine sozialistische Republik ausrief, um aufgeregte Demonstranten zu beruhigen.

Wir waren bestürzt über diese Kleingeister, die nicht begriffen, welch geschichtliche Sternstunde sich anbot, im Sinne einer gesellschaftlichen Veränderung. Eine grosse Stunde fand armselige Führer. Kein Wunder, sie wollten ja keinen Umbruch, durch die Kriegsmüdigkeit und Rebellion des Volkes wurden sie gezwungen um nicht von der politischen Bühne abgeschoben zu werden.

Dazu ging noch einer von ihnen als Bluthund seiner Klassen- und Parteigenossen in die Geschichte ein.

Welche Möglichkeit lag in den Händen dieser Männer, um einer Neugestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse die Wege zu ebnen.

Welche Möglichkeit zur Beeinflussung der Weltpolitik lag in einem Bündnis mit den siegreichen Bolschewiki in Russland. Die Aufbauarbeit der Bolschewiki wäre wesentlich erleichtert worden und in deren geschichtlichem Ablauf wäre ein Rückfall unter Stalins Führung in die Renaissance wahrscheinlich nicht möglich gewesen, ebenso die Liquidierung der gesamten eisernen Kohorte unter Lenin, die die Revolution vor- und eingeleitet hatten, hätte nicht stattgefunden.

Diese Politik hätte in Deutschland auch dem kommenden Faschismus den Nährboden entzogen.

Wir nahmen an den Ereignissen leidenschaftlich teil und kamen zu dieser schmerzlichen Erkenntnis.

Spaltung in der SPD

Die Redakteure der Tageszeitung die «Schwäbische Tagwacht» in Stuttgart, Arthur Crispian, Edwin Hörnle und Jakob Walcher, waren bei Ausbruch des ersten Weltkrieges 1914 Gegner des Burgfriedens und der Bewilligung der Kriegskredite durch die Fraktion im deutschen Reichstag. Am 4. November 1914 setzte der württembergische Landesvorstand der SPD den Tagwachtredakteuren Wilhelm Keil als Chefredakteur vor die Nase. Dies führte zum Ausscheiden der drei Redakteure. Als Sprachchor der Opposition erschien nun das Wochenblatt «Der Sozialdemokrat». Dies führte zum Beginn der Spaltung in der SPD.

Im Hause von Edwin Hörnle

Als Sohn einer traditionellen Pastorenfamilie, die sich seit Generationen dem Kirchendienst widmete, wurde er geboren. In Tübingen studierte er Theologie. 1910 trat er der Sozialdemokratischen Partei als Mitglied bei. Er war ein häufiger Gast in unserer Jugendgruppe, beteiligte sich an unseren Wanderungen und war als Referent und Kursleiter, besonders über Fragen sozialistischer Erziehung, beliebt. Bei Kriegausbruch 1914 schloss er sich der Gruppe Internationale und dem Spartakusbund an. Er zählte zu den Teilnehmern der illegalen Konferenz in Jena, bei der Karl Liebknecht das Hauptreferat hielt. Unter dem Pseudonym Oculi war er Mitarbeiter an der von Borchardt herausgegebenen Zeitschrift «Lichtstrahlen». 1919 war er Mitbegründer der Kommunistischen Partei Deutschlands, war Mitarbeiter an dem Schulprogramm-Entwurf der Freien Sozialistischen Jugend, der Zeitschrift «Das prole-

*Edwin Hörnle,
Pfarrerssohn, führender Spartakist*



tarische Kind», der «Jugend-Internationale» und dem «Jungen Genossen». An dem Aufkommen der kommunistischen Jugendgruppen war er stark engagiert. 1933 emigrierte er nach Sowjetrußland. Nach 1945 war er Leiter der «Deutschen Zentralverwaltung für Land- und Forstwirtschaft» in der Deutschen Demokratischen Republik. Als Professor für Agrarpolitik starb er 1952 in der DDR.

Eduard Reinacher

In der Wohnung von Edwin Hörnle stellte sich stets ein kleiner Kreis junger Genossen ein. Die Besuche waren stets anregend. Es war eine für die damalige Zeit wichtige Nachrichtenquelle über das Schicksal bekannter Genossen, über interne Vorgänge in der politischen Arbeiterbewegung und der Jugendarbeit. Hier traf ich auch den elsässischen Dichter Eduard Reinacher, einen Landsmann von Oskar Wöhrle, in dessen Verlag er 1920, unter dem Pseudonym Ludwig Gärtner die Schrift «Jesus», eine Legende, herausgegeben hat, die als Vorspann die Widmung trug: «Den 21 Mitgliedern des katholischen Gesellenvereins, die in München von viehischer Soldateska hingeschlachtet worden sind, zum Andenken». Im gleichen Jahr erschien von ihm die Schrift «Robinson».

Als ich entschlossen war auf die Volkshochschule auf Schloss Tinz im Thüringischen zu gehen, um in das angelesene Wissen Ordnung zu bringen, riet mir Eduard Reinacher davon ab und schenkte mir als Ersatz ein botanisches Buch aus seiner Gymnasialzeit. Zuerst war ich verblüfft, dann dachte ich, Dichter schweben über den Wolken, sind entfernt von gesellschaftlichen Problemen. Er schien mir etwas versponnen, verträumt, aber von humanistischer Denkweise.

Ret Marut

Im Hause Hörnle waren auch ab und zu auswärtige Gäste anzutreffen. So stellte sich auch nach der Niederschlagung der Bayrischen Räterepublik ein Flüchtling aus München ein, der an ihrer Ausrufung beteiligt war und im Mai 1919 verhaftet und zum Tode verurteilt worden war. Vor seiner Hinrichtung konnte er entfliehen. Er befand sich auf der Durchreise nach Holland, um in Mittelamerika eine neue Heimat zu finden. Sein Name war Ret Marut, ehemaliger Schauspieler und Herausgeber der anarcho-sozialistischen Zeitschrift «Der Ziegelbrenner», in München.

In den zwanziger Jahren wurden die Abenteuerbücher und sozialistischen Tendenzromane von Upton Sinclair und Jack London von uns mit Begeisterung gelesen. Als 1926 von B. Traven «Das Totenschiff» in der Büchergilde Gutenberg erschien, fand es bei uns dieselbe Aufnahme. Mit Spannung erwarteten wir jede Neuerscheinung aus der Feder dieses Schriftstellers, dessen wirklicher Name geheimnisvoll verschwiegen wurde. Siebzehn Bücher mit Millionenaufgabe erschienen von ihm. In all diesen Werken ging es um das Schicksal der ausgebeuteten und geknechteten Menschen. Seine packenden Schilderungen prangerten die mit List und Betrug arbeitenden skrupellosen Unternehmungen an, deren hemmungslose Gier nach Öl und Geld vor keinem menschlichen Leid halt machte. Im Mittelpunkt seiner auf Tatsachen und Erlebnissen beruhenden Bücher stand der einsame, hilflos der Bürokratie und der Macht des Kapitals ausgelieferte Mensch. Seine Anklagen gegen soziale Ungerechtigkeiten, menschliche Hartherzigkeit, Heuchelei und Niedertracht bestärkten uns in unserer politischen Einstellung.

Die Bücher von B. Traven wurden im dritten Reich auch verbrannt. Nach 1945 erlebten sie wieder Neuauflagen.

1969 starb Traven als 86jähriger in Mexiko. Über 30 Jahre wurde vergeblich versucht, das Pseudonym dieses Schriftstellers zu lüften, dem ich, nach seiner Flucht aus München, auf seiner Durchreise in Stuttgart, im Hause von Edwin Hörnle begegnet war.

Illegale Druckerei in Berlin

Der Leiter der Spartakus-Druckerei in Stuttgart-Degerloch, Max Zschocher, wurde Mitte 1919 nach Berlin berufen. Ihm folgte bald der Setzer Matthäus Hermann. Bald darauf erfolgte auch an mich eine Einladung, der ich Folge leistete. Bei der Mutter des Schauspielers Beyer, der Angehöriger der Volksmarine-Division gewesen, bezog ich Quartier.

In einem Erdgeschoss hatte Max Zschocher eine kleine Setzerei mit Stereotypiegeräten eingerichtet. Wir stellten den Satz für Flugblätter und für eine kleine Broschüre von Edwin Hörnle zur Aufklärung der Bauern her. Der Satz wurde in Stereotypieplatten gegossen und wanderte dann zur Vervielfältigung in Druckereien. Wurde bei der Kommunistenhetze die Drucklegung verhindert und die Platten beschlagnahmt, dann wurden neue Platten gegossen und der Kreislauf begann von Neuem. Alles war gut organisiert. Jeder hatte seine Aufgabe und wusste so wenig wie möglich vom anderen. Wir lebten zurückgezogen und hatten nur beschränkte Kontakte mit der Partei.

Über einen weiteren Mitarbeiter bei dem Vertrieb gedruckter Flugblätter erfuhr ich später durch das Buch «Spartakus» von Retzlaw, das 1971 im Verlag Neue Kritik in Frankfurt/M. erschienen ist. Der junge Retzlaw war es, der die Aufgabe hatte, die Flugblätter in den Druckereien abzuholen, zu denen wir den Satz hergestellt und die Bleiplatten geliefert hatten. Diese Abholung in einer Zeit hysterischer Kommunistenhetze war eine riskante Angelegenheit.

Mitglied der Jugend-Zentrale

Auf dem 6. Reichskongress des Kommunistischen Jugendverbandes Deutschland, vom 10.-12. September 1921 in Halle, wurde ich neben Walter Gollmick, Richard Gyptner, Eugen Herbst, Günther Hopfe, Walter Schulz und Erich Wiesner in die Zentrale gewählt. Der Kongress war von 350 Teilnehmern besucht, die 824 Ortsgruppen mit 27*800 Mitgliedern vertraten.

Nun geriet ich in den Stromkreis interner Diskussionen, die konform gingen mit denen in der deutschen und russischen Partei. Innenpolitisch stand für die norddeutschen Genossen der Kampf der arbeitenden Jugend um wirtschaftliche Fragen im Vordergrund. Südlich der Mainlinie nahm die Bildungsarbeit einen breiteren Raum ein. Ich lieferte Beiträge für unser Organ «Die junge Garde». Dann planten wir eine Konferenz über sozialistische Bildungsarbeit. Mit Alfred Kurella besprach ich die Vorbereitung dieser Konferenz. Als Leitmotiv schlug er mir vor, bei einer Darstellung der Entwicklungsgeschichte der menschlichen Gesellschaft nicht von dem üblichen Schema der Geschichtsschreibung auszugehen, von den Ursprüngen bis zur Gegenwart, sondern umgekehrt von der Gegenwart zur Vergangenheit. Das leuchtete mir ein, dabei war mir aber bewusst, dass ich nicht über das nötige Rüstzeug verfügte, um das Thema zu meistern. So versuchte ich Edwin Hörnle als Referent zu gewinnen. Da dieser aber kurzfristig absagen musste, fiel mir die Aufgabe, über dieses Thema zu referieren, zu.

Die Konferenz verlief bis zur Mitte glatt und reibungslos, dann aber begann ich zu schwimmen. Mehr als Denkanstöße vermochte ich nicht zu vermitteln. Vom Ausgang der Konferenz war ich so deprimiert, dass ich kurze Zeit darauf – zum Erstaunen der ZK-Mitglieder – das Handtuch warf und demissionierte. Ich kehrte zurück nach Stuttgart.

Unser Hochzeitstag

Nach der missglückten Tätigkeit in Berlin arbeitete ich wieder in Stuttgart in meinem Beruf als Schriftsetzer. Die alte Jugendfreundschaft mit Helene Kunkel wurde wieder aufgefrischt und wir beschlossen zu heiraten. Da ein Jahr zuvor die Hochzeit der jüngeren Schwester von Helene, mit einem Beamten, mit Brautkleid und Kirchgang erfolgt war, wollten wir zum Protest einen anderen Weg gehen.

In Wanderkleid, mit Rucksack auf dem Rücken, in Begleitung des Schwiegervaters und einem Bruder von Helene als Trauzeugen, wanderten wir hinab ins Tal nach Rohracker, wo im Rathaus die standesamtliche Trauung stattfand.

Mein Schwiegervater, als Wortführer der sozialdemokratischen Partei in Rohracker, bekannt als der «rote Heiland vom Frauenkopf», fügte sich in unser nicht übliches Verhalten.

Nach dem sachlichen, für den Bürgermeister ungewohnten Trauakt, begaben wir uns in den Konsumladen zum Einkaufen und dann wanderten wir bergauf zum Frauenkopf.

Die Schwiegereltern waren erleichtert, dass sie finanziell nicht geschröpft wurden und wir freuten uns der Gesellschaft ein Schnippchen geschlagen zu haben, entsprechend unserer gemeinsamen Auffassung. Unser jahrzehntelanges Zusammenleben erwies sich dauerhafter, auch ohne den Segen der Kirche.

Wieder in Berlin

Mitarbeiter im internationalen Jugend-Verlag

Einige Wochen später forderte mich mein Freund Otto Unger, im Auftrag des Exekutivkomitees der kommunistischen Jugend-Internationale auf, als Druckfachmann in den Jugendverlag in Berlin-Schöneberg, Feurigstrasse, einzutreten. Als ich dort eintraf, teilte mir der Geschäftsführer mit, dass die Stelle schon besetzt sei. So befand ich mich wieder im Spannungsfeld besoldeter Funktionäre. Mehr oder weniger aus der Provinz kommend, war mir dies bis jetzt fremd. Das Exekutivkomitee bestand aber auf meiner Einstellung. Meine Einstellung unter diesen Umständen in den Jugendverlag war mir sehr unangenehm.

Der junge Mann, den der Geschäftsführer eingestellt hatte, hiess Otto Winzer, der seine Lehrzeit als Schriftsetzer beendet hatte. Nach 1945 bekleidete er das Amt des Aussenministers in der Deutschen Demokratischen Republik.

Meine Arbeit bestand in der Zusammenstellung und Drucklegung der Zeitschriften «Die Jugend-Internationale» und des Jugendorgans der schweizerischen Jugendorganisation. Die Beiträge zum internationalen Organ kamen aus Moskau und mussten stilistisch überarbeitet



Englisches Übersetzerbüro des Internationalen Jugend-Verlages in Berlin-Schöneberg

werden. Das Titelbild zu bestimmen, wie weitere Illustrationen, zählten zu meiner Aufgabe. Mit eigenen Buchbesprechungen füllte ich die Lücken der Spalten. Das schweizerische Jugendorgan erlaubte mir einen grösseren Spielraum zur Mitarbeit.

Dem Jugend-Verlag war ein Archiv angeschlossen, das von einem tschechischen Genossen betreut wurde. Als weitere Gehilfin war Adele, die temperamentvolle Gefährtin von Willi Münzenberg, aus dem Wallis gebürtig, tätig. Dem Verlag war dann noch ein englisches Übersetzungsbüro angeschlossen. Hier waltete die aus München stammende Hilde Kramer, Tochter eines deutschen Offiziers. Sie kam aus der Freideutschen Jugend. Nicht nur durch ihre körperliche Grösse, die ihr den Namen «Elefantenbaby» eintrug, fiel sie aus dem Rahmen. Sie war äusserst intelligent und beherrschte die englische Sprache perfekt. Neben ihrer beruflichen Tätigkeit schrieb sie für die «Welt am Abend», Buch- und Filmkritiken. Die Mitglieder des englischen Büros fühlten sich gegenüber den anderen Abteilungen etwas zurückgesetzt. Sie forderten die Wahl eines Betriebsrates. Nach längerem hin und her wurde mir diese Aufgabe aufgezungen.

Nun passierte es, dass die seitherige Mitarbeiterin des Geschäftsführers ersetzt werden sollte durch eine Schreibrkraft, die dem Verlagsleiter persönlich nahestand. Ohne mein Zutun wurde ich zum Mittelpunkt dieser Familienangelegenheit. Die Atmosphäre im Verlag wurde mir lästig.

In dieser Situation machte mir Fritz Rück den Vorschlag, mit ihm als Lektor in das Mitteleuropäische Büro der Roten Gewerkschafts-Internationale einzutreten. Um der unerquicklichen Situation im Verlag zu entgehen, sagte ich zu.

Im Büro der RGO

Der Leiter dieses Büros war Michael Niederkirchner, damals Branchenleiter der Rohrleger von Berlin und Mitglied des ZK der Kommunistischen Partei. Wir hatten die Aufgabe, die Manuskripte für die Mitteilungsblätter der kommunistischen Fraktionen in den verschiedenen deutschen Gewerkschaften zu überarbeiten. Dabei wurde viel Stroh gedroschen und Druckerschwärze nebst Papier vergeudet. Die Leitartikel entstanden im Olymp in Moskau. Das Eingehen auf die reformistische Politik der einzelnen Gewerkschaften am Ort war bescheiden. Viele Beiträge mussten ganz umgeschrieben werden, da die Übersetzungen sehr zu wünschen übrig liessen.

Man schrieb das Jahr 1923, in dem die Inflation ihren Höhepunkt erreichte. Im November 1923 galt eine Goldmark gleich einer Billion Papiermark. (1 Billion gleich 1'000'000'000'000). Von einer Mitarbeiterin erfuhren wir von der Notlage der Witwe von Franz Mehring, die durch die Geldentwertung gezwungen war, die wertvolle Bibliothek ihres Mannes zu verschleudern. Dies zu verhindern hielten wir für eine Ehrenpflicht der Partei. Da wir dem Trend, die kommunistische Fraktionsarbeit in den einzelnen Gewerkschaften zur Bildung eigener roter Gewerkschaften auszuweiten, ablehnend gegenüberstanden, ja, für einen eklatanten Fehler hielten, schieden Fritz Rück und ich aus dem Büro. Auf die Beschlüsse der RGO hatten wir keinen Einfluss, so blieb uns nur das Ausscheiden aus dem Büro.

Während des Dritten Reiches emigrierte Michael Niederkirchner mit seiner Familie in die Sowjet-Union. Seine Tochter Käthe sprang am 7. Oktober 1943 als Fallschirmspringerin, mit Sendeausüstung auf deutsches Gebiet nieder. Auf dem Wege nach Berlin wurde sie verhaftet und in das Konzentrationslager Ravensbrück eingeliefert, wo sie ermordet wurde. Ihre Leidensgefährtinnen lobten ihre Unerschrockenheit und Kameradschaft.

Eugen Schönhaar

Da meine Frau mit Franz Dahlem im deutschen Reichstag die Geschäfte der kommunistischen Fraktion zu erledigen hatte, trat ich in das Mitteleuropäische Büro der Roten Hilfe ein. Leiter des Büros war Eugen Schönhaar, Mitglied des ZK der KPD. Ich kannte ihn aus der württembergischen Jugendbewegung, wo er in Esslingen am Neckar aktiv tätig war. In Berlin heiratete er seine Mitarbeiterin, die aus Paris stammte.

Nach dem Machtantritt Hitlers wurde Eugen Schönhaar mit John Scheer, dem Nachfolger von Thälmann, Steinfurth und Schwarz, bei einer Besprechung 1934 verhaftet und im Grünewald «auf der Flucht» erschossen.

Erich Weinert gedachte der ermordeten Genossen mit dem Gedicht:

John Scheer und Genossen

Es geht durch die Nacht. Die Nacht ist kalt.
Der Fahrer bremst. Sie halten im Wald.
Zehn Mann Geheime Staatspolizei.
Vier Kommunisten sind dabei,
John Scheer und Genossen.

Der Transportführer sagt: Kein Mensch zu seh'n.
Der Führer flüstert: Die Sache geht glatt!
Nun wissen sie es, was geschlagen hat:
John Scheer und Genossen!

Sie seh'n, wie die ihre Pistolen ziehen.
John Scheer fragt: Nicht wahr, jetzt müssen wir fliehen?
Die Kerle lachen. Na, wird es bald.
Runter vom Wagen und rein in den Wald!
John Scheer und Genossen!

John Scheer sagt: So habt ihr es immer gemacht.
So habt ihr Karl Liebknecht umgebracht!
Der Führer brüllt: Schmeisst die Bande raus!
Und schweigend steigen die viere aus.
John Scheer und Genossen!

Sie schleppten sie in den dunklen Wald.
Und zwölfmal knallt es und widerhallt. Da
liegen sie mit erloschenem Blick Jeder drei
Nahschüsse im Genick. John Scheer und
Genossen!

Die Witwe von Eugen Schönhaar kehrte in ihre Heimatstadt Paris zurück. Ihr Sohn betätigte sich in der französischen Widerstandsbewegung. Beim Abzug der deutschen Truppen aus Paris ereilte ihn das Schicksal seines Vaters. Als 19jähriger wurde er von Deutschen erschossen.

Georg Schumann

Im Büro der Roten Hilfe redigierte er das periodisch erscheinende Bulletin. Er war ein angenehmer und sympathischer Zeitgenosse, der sich dem Kampf der Arbeiterklasse mit Leib und Seele verschrieben hatte. 1907 war er Gründungsmitglied der Arbeiterjugendorganisation in Jena, die sich Bildungsverein «Propaganda» nannte. Diese Gruppe versammelte sich einmal in der Woche in einer Kneipe.

In der Biographie über Willi Münzenberg schreibt Babette Gross, wie dieser zu dieser Gruppe kam:

«Beim ersten Besuch dieser Gruppe nahm Münzenberg seinen Freund mit. Aber sie trauten sich nicht in den ersten Stock des Gasthofes Forelle, wo der Bildungsverein Propaganda tagte. Das nächste Mal aber siegte die Neugier. Er stieg aus dem Schankraum eine Treppe höher und wurde jüngstes Mitglied des Vereins. Über diese merkwürdige Sitzung berichtete Münzenberg; in einem kleinen Zimmer hockten etwa zwanzig junge Arbeiter und beschäftigten sich mit etwas, das sich der junge Münzenberg um keinen Preis erklären konnte. Ein Mann läutete mit einer Glocke worauf es mäuschenstill wurde. Dann stand ein anderer auf und las etwas von einem Blatt. Hernach redete bald der eine, bald ein anderer, und wenn jemand dazwischen sprach, läutete der Mann mit der Glocke. Sie redeten von Dingen, von denen der junge Münzenberg noch nie etwas gehört hatte. Es kamen so viele Fremdwörter vor, da konnte er nicht mitreden. Waren es Freimaurer, nein, es waren Genossen, die von Sozialismus redeten. Der Mann mit der Glocke, der Vorsitzende des Vereins hiess Georg Schumann. Er war vier Jahre älter als Münzenberg. Als ein Werkzeugschlosser hatte Schumann sein Wissen autodidaktisch erworben. Er besass ein hervorragendes pädagogisches Talent und verstand es, den noch uneingeweihten jungen Arbeitern auch die schwierigsten Begriffe der sozialistischen Lehre klar und fasslich darzulegen. Münzenberg schloss sich bald eng an Schumann an. Er verdankte ihm manche Anregungen.»

Schumann hatte eine bemerkenswerte Karriere vor sich und endete später als Opfer der Nationalsozialisten. 1912 besuchte er die Parteischule, an der auch Rosa Luxemburg und Franz Mehring unterrichteten. Anschliessend war er Redakteur in Hof und dann bei der Leipziger Volkszeitung. Im Kriege 1914-1918 wurde er wegen «Kriegsgegnerschaft und Zersetzung der Truppe» zweimal zu Festungshaft verurteilt. 1919 war er Mitbegründer der KPD und Redakteur an der Roten Fahne in Berlin. 1921 wurde er in den Preussischen Land-

tag und 1928 in den deutschen Reichstag gewählt. Bei Machtangriff Hitlers betätigte er sich illegal. 1933 wurde er in Breslau verhaftet und zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt. Nach Verbüßung der Haft kam er in das KZ Sachsenhausen. Seine Entlassung erfolgte 1939. Wieder in Freiheit beteiligte er sich am Aufbau einer Widerstandsgruppe, die ihre Schwerpunkte in der Rüstungsindustrie hatte.

Der Schriftsteller und Arzt Dr. Josef Scholmer (Verfasser des Buches «Die Toten kehren zurück», Köln 1954) traf als junger Kommunist in Untersuchungshaft in Dresden, Schumann, der seinen Prozess vor dem Volksgerichtshof erwartete und ihm erzählte, dass er mit einem Todesurteil rechnete. Leider war dies auch der Fall. Am 25. November 1944 wurde er zum Tode verurteilt und am 11. Januar 1945 in Dresden hingerichtet.

Heinrich Vogeler

Dieser interessanten Persönlichkeit begegnete ich im Büro der Roten Hilfe. Er wurde am 12. Dezember 1872 in Bremen als Sohn aus gut bürgerlichem Haus geboren. An der Kunstakademie in Düsseldorf begann er seine Studien. Viele Reisen führten ihn nach Holland, Belgien, Italien und Frankreich. 1894 erwarb er sich einen Bauernhof bei Worpswede, der als Barkenhof zum Treffpunkt von Malern, Schriftstellern und Musikern wurde. Hier fanden Konzerte statt. Carl Hauptmann führte seine Stücke auf und Rainer Maria Rilke ersann dort seine frühen Gedichte.

Das Moor, das Wasser und der Wind, die die Eigenart der Worpsweder Landschaft bestimmen, entsprachen der Lebensart von Heinrich Vogeler. Fand eine Hochzeit statt, dann erreichte die Gemeinschaft mit den Moorbauern einen Höhepunkt. Man ass an langen Tischen. Auf breiten Brettern wurde Fleisch aufgetragen. Es roch nach Heu, nach Braten, man trank Bier und Korn. Blechinstrumente bliesen und die Mädchen hatten schwarzseidene Häubchen mit Spitzenlitzen ums rosarote Gesicht. Ringsum wogte das Korn oder glitt ein Torfboot mit schwarzen Segeln vorüber. Es war ein nachbarschaftliches Verhältnis mit der Bevölkerung, wie es schon der Niederländer Pieter Brueghel, mit Pinsel und Palette (1525-1569), als glänzender Schilderter des Volkslebens auf der Leinwand festgehalten hatte.

Zur Jahrhundertwende zählte Heinrich Vogeler mit seinen zartlinigen Filigranen und dem labyrinthischen Geschlinge seiner Zeichnungen zu den Bahnbrechern des Jugendstils. Das Sicheinspinnen in zarte romantische Vorstellungen verliehen seinen graphischen Dichtungen einen unaussprechlichen Reiz. Sie waren ein psychologisches Dokument einer Zeit der Weltflucht, des Sichverströmens in eine uferlose Traumwelt. 1895 organisierte er in München die erste Ausstellung Worpsweder Künstler, die als das «europäische Ereignis der Kunst» gefeiert wurde. Bei Ausbruch des ersten Weltkrieges meldete sich Vogeler als Kriegsfreiwilliger. Als Zeichner war er im Generalstab tätig, wobei er auch für den Kronprinzen ein Exlibris entwarf. 1917 wandte er sich mit einem Friedensappell an Ludendorff, der auch den Kaiser erreichte. Er wurde verhaftet und in eine Heilanstalt für Geisteskranke gesteckt. Im November 1918 erfolgte seine Befreiung. Als Mitglied der Bremer Räteregierung wurde er 1919 bei deren Niederschlagung verhaftet.

Diese Erlebnisse führten den Pazifisten in die Reihen der Kommunistischen Partei. Seinen Barkenhof in Worswede stellte er der Roten Hilfe zur Unterbringung von Kindern politischer Gefangener zur Verfügung. Seine Sympathie für die Brandler-Thalheimer-Opposition führte zu seinem Ausschluss aus der Kommunistischen Partei. Er unternahm verschiedene Reisen in die Sowjetunion und siedelte 1931 ganz in dieses Land.

Als im zweiten Weltkrieg die deutschen Truppen Moskau bedrohten, wurde auch er hinter den Ural in ein asiatisches Internierungslager evakuiert. Die Lebensmittelpakete von Theodor Plievier, dem Verfasser der Bücher «Des Kaisers Kuli», «Stalingrad» und anderer, erreichten ihn zu spät. Er starb an Hungerödem.

Gustav Regler, der Schwiegersohn von Vogeler, schrieb in seinem Buch «Das Ohr des Malchus»:

«Vogeler wurde 1941 brutal aus Moskau ausgewiesen, als Stalin für die Hauptstadt fürchtete. Keiner der Parteifreunde, weder Becher noch Bredel, weder Pieck noch Kurella, verwandten sich für ihn. Er wurde mit Namenlosen in ein Tal von Turkmenistan geworfen. Plievier sandte ihm Pakete. Hungerödeme hinderten ihn bereits, etwas zu sich zu nehmen. Auf seiner letzten Karte an Plievier schrieb er: ‚Warum verwendet man mich nicht wenigstens? Warum lässt man mich hier und ich sehe von meinem Stall aus nichts als die trostlose graue Enge und den Pass, über den ich nicht mehr steigen kann.‘»

Im Jahr 1955 gaben Pieck und Ulbricht dem Genossen Kurella den Auftrag, eine Ausstellung von Vogelers Werken nach Worswede zu begleiten. Dort verkaufte man zu Vogelers Ehren eine Festschrift, in der von der Bekehrung des Bremer Bürgersohnes zu dem wunderbaren Land des Sozialismus berichtet wird, wo allein seine Kunst geachtet und sein Leben zu einer Apotheose geführt worden sei – ironisch fügte Gustav Regler hinzu – «im Ziegenstall und auf nacktem Stroh».

Der Parteiarbeiter

Wir wohnten in Berlin-Niederschöneweide, Brückenstrasse, bei einer Genossin, die arbeitsunfähig war und darum die Zimmer ihrer Wohnung der Partei zur Verfügung stellte. Ein Zimmer bewohnten meine Frau und ich, während die anderen zwei Zimmer von einem illegalen Parteiarbeiter mit seiner französischen Freundin bewohnt wurden. Monatelang wohnen wir in dieser Wohnung ohne einander zu begegnen. Als wir durch Zufall erfuhren, dass Walter Ulbricht unser Zimmernachbar war, waren wir sehr erstaunt. Damals dachte noch niemand daran, dass er Jahrzehnte später, aus Moskau mit einer Delegation Emigranten nach Ostdeutschland zurückkehren würde, um in der von den Russen besetzten Ostzone die Regierung zu übernehmen. Unter seiner Gefolgschaft befand sich auch Otto Winzer, den ich 1921 im Jugend-Verlag in Berlin-Schöneberg kennenlernte, der nun das Amt des Aussenministers der DDR versah. In der Parteizelle unseres Stadtteils lernten wir auch das jüdische Ärzte-Ehepaar Martha und Lothar Wolf kennen. Diese unternahm 1931 eine Reise durch die Sowjetunion. Ihre Erlebnisse und Eindrücke schilderten sie in dem Buch «Im freien Asien», Reiseskizzen zweier Ärzte (erschieden im Internationalen Arbeiter-Verlag, Berlin 1932). Dieses Buch erreichte uns durch eine Postsendung des Ehepaares 1932 mit einer

*Helene Birkert,
Mitarbeiterin der
kommunistischen Reichstagsfraktion*



freundlichen Widmung. Das kommende Hitlerreich unterbrach alle Verbindungen mit ihnen. Von diesem Ehepaar haben wir, trotz unserer Bemühungen, leider nichts mehr vernommen.

Da meine Frau wegen Krankheit ihre Arbeit bei der kommunistischen Reichstagsfraktion aufgeben musste und eineinhalb Jahre zur Ausheilung ihres Lungenleidens im Allgäu verweilen musste, trat an ihre Stelle eine Berliner Genossin, die in späteren Jahren Walter Ulbricht heiratete.

Ein neues Tätigkeitsfeld

Wieder in der Heimatstadt

Da meine Frau sich in einer Lungenheilstätte im Allgäu befand, kehrte ich nach Stuttgart zurück und arbeitete wieder in meinem Beruf als Schriftsetzer. Durch meine Teilnahme an den Veranstaltungen der kommunistischen Opposition erfuhr ich durch die kommunistische Tagespresse von meinem Ausschluss aus der Partei, ohne vorheriges Anhören.

Mein früherer Kollege Matthäus Hermann aus der Stuttgarter Spartakus-Druckerei und Mitarbeiter in der illegalen Setzerei in Berlin hatte inzwischen die Druckerei von Oskar Wöhrle in Konstanz erworben und in Stuttgart installiert. Als Setzer trat ich in sein Geschäft ein. Meine Tätigkeit als Metteur war sehr interessant. Als solcher hatte ich verschiedene Publikationen zu bearbeiten, die in engstem Kontakt mit der Tagespolitik standen. Wir druckten das monatlich erscheinende Mitteilungsblatt «Aufstieg» der württembergischen Naturfreunde, das für meine künftige Betätigung von Bedeutung werden sollte.

Ausserdem erschien bei uns das Wochenblatt der KP-Opposition. Die Anzeigenwerbung dieser Ausgabe lag in den Händen von Richard Janus, dem alten Jugendfreund und einstigen Mitredakteur der «Süddeutschen Arbeiter-Zeitung». (Während des Faschismus emigrierte Richard nach Schweden, arbeitete in seinem Beruf als Metallarbeiter und starb 1960 in seiner Wahlheimat.)

Den Druck von zwei weiteren Wochenausgaben hatten wir noch zu erledigen. Die «Kamera» in Broschürenform und «Die Richtung» in Zeitungsformat. Der Schriftleiter der «Kamera» hiess K. List, der zu trotzkistischen Auffassungen neigte, während «Die Richtung» von Max Barth redigiert wurde. Beide Herausgeber waren vorhergehend Mitarbeiter an der «Sonntags-Zeitung» von Dr. Erich Schairer.

Max Barth

Er hatte seinen Lehrerberuf an den Nagel gehängt und fristete als freier Journalist sein Leben. Sein Wochenblatt war kommunistisch ausgerichtet, war aber unabhängig von der KPD. Max Barth war eine selbständige Persönlichkeit. Das Prokrustesbett einer Partei war ihm zu eng und lästig. Gegenüber Verwaltungen und bürokratischen Parteiapparaten war er skeptisch. Während der Hitlerregierung emigrierte er ins Ausland. Zuerst nach Schweden, dann in die Tschechoslowakei, Frankreich und nach USA. Seine in Amerika verheiratete Schwester unterstützte ihn finanziell. Wenn er in Schweden wieder Geld bekommen hatte, unterstützte er seine Leidensgenossen. Er war grosszügig und von humaner Geisteshaltung.

Nach zwanzig Jahren kam ich mit Max Barth wieder in Kontakt. Er war aus der Emigration zurückgekehrt und veröffentlichte in der Stuttgarter Zeitung seine Beiträge. Fritz Rück, der verantwortliche Schriftleiter der Gewerkschaftszeitung «Druck und Papier», der Max Barth in Schweden kennengelernt hatte beauftragte ihn mit der Bearbeitung der Rubrik «Sprach-Ecke», die alle vierzehn Tage zum Abdruck kam. Max Barth arbeitete auch mit an-

deren Beiträgen an der Gewerkschaftszeitung mit, die ihn öfters in Widerspruch mit der Verbandsleitung brachten.

Als Mitarbeiter in der Redaktion hatte ich die Korrekturen zu lesen und den Umbruch der jeweiligen Nummer in die Wege zu leiten. So kam ich mit Max Barth wieder in Kontakt. Er war ein Alemanne. Stammte aus dem Süd-Schwarzwald. 1952 kehrte er in seine Heimatstadt Waldkirch wieder zurück. Dort lebte er in sehr beschränkten Verhältnissen, bis zu seinem Tode im Jahr 1970.

Auch auf ihn treffen die Worte zu, die Max Barth einstens Theodor Heuss gewidmet hatte:

Die Welle kommt und geht und ist gewesen
und lässt nicht eine Spur im Ufersand.
Was soll da «Schein» und «Sein» und «Trug» und «Wesen»
die Welle ging – und doch sie ist gewesen.

Mitarbeit am «Aufstieg»

Da ich Mitglied der Gauleitung der Naturfreunde geworden war, widmete ich als Metteur der Drucklegung des Mitteilungsblattes «Aufstieg» besondere Sorgfalt. Im Einverständnis mit dem Schriftleiter Ludwig Becker lieferte ich dazu Beiträge.

Als im Jahr 1931 das Alte Schloss in Stuttgart brannte, schrieb ich einen Beitrag über den Bau des Schlosses, seine Bewohner, deren Willkürherrschaft und Verschwendungssucht, die geschichtlich verbrieft, von den bürgerlichen Geschichtsschreibern entweder glorifiziert oder verschwiegen wurden. Es war ein Stück schwäbischer Geschichte.

Zur Gaukonferenz der Naturfreunde 1932 in Stuttgart lieferte ich einen Beitrag über «Stuttgart im Wandel der Zeit». Die geschichtliche Vergangenheit der Stadt ergänzte ich durch die Entwicklung der sozialistischen Arbeiterbewegung mit Bezugnahme auf den Sozialistenkongress der II. Internationale im Jahr 1907 in den Mauern der süddeutschen Metropole. Dabei erwähnte ich Rosa Luxemburg, der das Auge eines Künstlers für das Charakteristische eigen war, die Clara Zetkin auf Lenin mit den prophetischen Worten aufmerksam machte: «Schau den da gut an, das ist Lenin. Sieh den eigenwilligen, hartnäckigen Schädel. Ein echt russischer Bauernschädel mit einigen asiatischen Zügen. Dieser Schädel hat die Absicht, Mauern umzustossen. Vielleicht, dass er daran zerschmettert, nachgeben wird er nie!»

Ein Beitrag über «Schorndorfs Vergangenheit» war geradezu geeignet auf die Verhältnisse hinzuweisen, die zum «Armen Konrad», dem Vorläufer des grossen deutschen Bauernkrieges geführt hatte.

Als im August 1932 die XII. Hauptversammlung des Weltvereins der Naturfreunde in Bregenz tagte, lieferte ich einen Beitrag «Rund um den Bodensee». Eine geschichtliche Abhandlung über die Vergangenheit: Römerzeit – Mittelalter – das berühmte Konzil 1414-1418 – Verbrennung von Johannes Huss, was dann den 17jährigen Hussitenkrieg in Böhmen ausgelöst hatte – dann die Zeit des Sozialistengesetzes und die Tätigkeit der «roten Feldpost», in der die Zeitung «Sozialdemokrat» von Motteler und Belli über die Grenze nach Deutsch-

land geschmuggelt wurde. Zur Erinnerung an die 60. Wiederkehr der «Pariser Kommune» gedachte ich des heldenhaften Kampfes der Kommunarden. So vergrub ich mich in meiner freien Zeit in die Geschichte. Diese ehrenamtliche honorarlose Mitarbeit verknüpfte mich auf das Engste mit der Naturfreunde-Bewegung. Bei dieser Arbeit erhielt ich viel Anregung und Aufmunterung durch meine frühere Kursleiterin Anna Bios, deren Mann inzwischen gestorben und mit der ich wieder in briefliche Verbindung getreten war.

Ludwig Becker

Der Schriftleiter des «Aufstieg», Ludwig Becker, erlernte in seiner Heimatstadt Schwäbisch Gmünd das Handwerk eines Goldschmieds. Das rege politische und gewerkschaftliche Leben in der Silberstadt fesselte den jungen Mann. Frühzeitig schloss er sich der sozialistischen Jugend an. Auf seiner Wanderschaft war er Mitbegründer der Berliner Ortsgruppe der Naturfreunde. Den ersten Weltkrieg erlebte er an der Front.

Nach dem Krieg beteiligte er sich am Bau des Naturfreundehauses Himmelreich auf der Ostalb, das 1920 eingeweiht werden konnte. In diesem Jahr wurde Ludwig Becker in die Gauleitung der württembergischen Naturfreunde gewählt.

In den Jahren 1920-1933 wurden auch die Naturfreunde in den Strudel leidenschaftlicher politischer Auseinandersetzungen gegen die Bestrebungen der Nationalsozialisten gerissen. Ludwig Becker steuerte einen klaren Kurs. Er wandte sich gegen die Ausschlussmaschinerie der deutschen Bundesleitung der Naturfreunde gegen links eingestellte Mitarbeiter, ebenso gegen die Gründung roter Gewerkschaften und Roter Sporteinheit durch die KPD. 1923 wurde er als kommunistischer Kandidat in den würt. Landtag gewählt. Seine Stellung gegen den ultralinken Kurs der KPD führte zu seinem Ausschluss aus der Partei.

In den entscheidenden Jahren vor der Machtergreifung durch Hitler schrieb er im März 1932 im «Aufstieg» die beachtenswerten Worte:

«Gelingt es nicht, dem Faschismus die einheitliche Kraft der Arbeiterschaft gegenüber zu stellen, so werden die Folgen für das Proletariat in Deutschland sehr ernste sein. Die Niederwerfung des Faschismus kann nur durch die geschlossene einheitliche Kraft der Arbeiterklasse geschehen. Es ist falsch und verhängnisvoll, den Kampf gegen den Faschismus als die ureigenste Aufgabe einer Parteirichtung zu betrachten. Dieser Kampf ist nicht nur die Aufgabe einer Parteirichtung, sondern ist die Aufgabe der Arbeiterschaft als Klasse.»

Mit dieser klaren Einstellung gegen die faschistische Gefahr standen die württembergischen Naturfreunde auch in vorderster Front der deutschen Naturfreunde-Bewegung.

In der Uhrenstadt Schwenningen am Neckar betreute Ludwig Becker als Sekretär des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes deren Mitglieder. Bei Machtantritt Hitlers weigerte er sich als Amtswalter der «Deutschen Arbeitsfront» weiter in seinem Amt zu bleiben. Er trat von seiner Anstellung zurück und nahm bei einem Dachdeckermeister Arbeit an. Als er bei dieser Arbeit auf dem Dach der Stadtkirche mit Reparaturen beschäftigt war, just zu der Stunde, als sich die Tore der Fabriken zum Arbeitsschluss öffneten, strömten Hunderte aus

den Fabrikatoren und entdeckten ihren einstigen Betreuer auf dem Kirchendach. In den Strassen stauten sich die Massen und legten jeglichen Verkehr lahm. Es war eine wortlose aber wirkungsvolle Demonstration.

Bei Beginn des zweiten Weltkrieges wurde Ludwig Becker in Schutzhaft genommen. Ohne Verhör, ohne Anklage, verbrachte er sechs Jahre im KZ Buchenwald.

Nach dem Zusammenbruch der Hitlerregierung wurde er von den Franzosen als Bürgermeister in Schwenningen eingesetzt.

Mit dem Machtantritt Hitlers wurden sämtliche Publikationen verboten. Wie andere Kollegen wurde auch ich arbeitslos. Viele wurden umgeschult und in Rüstungsbetriebe gesteckt. Für meine Frau und mich begann nun wieder ein neuer Abschnitt. Mit finanzieller Unterstützung meiner Schwägerin, die in Stuttgart in der Eichstrasse ein Textilgeschäft führte (wo heute die Tiefgarage steht) übernahmen wir einen leerstehenden Laden am Marktplatz in Waiblingen. Damit hatten wir eine Position, die es uns erlaubte, keiner faschistischen Organisation beizutreten, dafür aber einen Sack voll Sorgen um über die Runde zu kommen.

Briefwechsel mit Anna Bios

Stuttgart, Altes Schloss; 25. Oktober 1928

Lieber Freund Birkert!

So darf ich wohl sagen, wenn ich nach langen Jahren nichts von Ihnen hörte und wenn Sie inzwischen auch ganz andere Wege gegangen sind als die, auf die ich Sie einst führen wollte. Ihr Brief hat mich tief erschüttert. Ich ahnte nicht, dass mein Leben so bedeutungsvoll war für Sie, dass Sie mir auch heute noch eine so freundliche Erinnerung bewahren. Ich möchte auch nicht, dass Sie glauben, ich hätte kein Verständnis für die Entwicklung, die Sie genommen haben. Ich kann verstehen, dass gerade Sie mit Ihrem tiefen Empfinden durch den Krieg und auch nachher sich anderen Idealen zuwenden mussten als denen, die Ihnen überholt erscheinen mussten. Ich habe stets versucht, Verständnis für die Gedankengänge der Kommunisten zu gewinnen und kann mir gut aus der grossen Umwälzung, die der Krieg mit sich brachte, erklären, dass die Jungen ganz Neues suchen mussten, da das Alte das furchtbare Verhängnis nicht aufhalten konnte. Und aus mütterlichem Empfinden heraus wusste ich, dass wir Alten stets nur versuchen können, Stufe zu sein. Ich hatte aber gerade bei Menschen wie bei Ihnen auch das Gefühl, dass Sie wohl andere Wege gehen mussten als die meinen, dass aber Ihre Wege niemals schlechte Wege sein konnten.

Ich nehme auch an, dass Sie die Formen, in denen die Kommunisten kämpften, vor allem gegen meinen lieben Mann, wohl auch nicht gebilligt haben. Dieser Kampf hat mir sehr weh getan. Auch Gegnerschaft sollte im Kampfe anständig bleiben können. Ich bin lange Zeit schwer krank gewesen, weil ich wirklich an die Ideale des Sozialismus, vor allem an die Brüderlichkeit glaubte. Ich habe auch in der eigenen Partei viel Unerfreuliches erlebt, auch hier so viel Undankbarkeit gegen meinen Mann, so viel Missverstehen meiner Bestrebungen. So stehe ich heute im politischen Leben sehr isoliert. Es ist so viel Ketzerei und Eigennutz dabei, weil so viel bezahlte Arbeit damit zusammenhängt. Ich schreibe aber viel, auch Bücher, und so hoffe ich, dem Sozialismus doch dauernder zu nützen als ein Streit um Stellung und Macht. Ich habe ja auch so unendlich viel verloren durch den Tod meines lieben Mannes, der mir ein wahrer Lebenskamerad war. Ich bin oft innerlich sehr einsam und fühle mich so überflüssig. Aus diesem Grunde war mir Ihr Schreiben doppelt wertvoll. Es hat mir doch geholfen, dass ich einmal jungen Menschen so viel Licht und Freude geben konnte. Vielleicht kann ich doch auch vom Schreibtisch aus noch etwas wirken, woran ich oft verzweifeln wollte.

Wie mag sich wohl Ihr äusserer Lebensgang gestaltet haben? Sind Sie verheiratet, haben Sie einen Beruf, der Sie ausfüllt und vor allem finden Sie in der Partei, der Sie sich angeschlossen haben, die Ideale, die Sie immer suchten? Denn Sie sind ein Strebender, der das Höchste will.

So habe ich Sie in Erinnerung und darum grüsse ich Sie in alter treuer Zuneigung

Ihre Anna Bios

Schloss Elman, Station Klais, Oberbayern
29. Dezember 1928

Lieber Freund Birkert!

Es war mir eine so grosse Freude, dass Sie und Ihre liebe Frau daran gedacht haben, mir Festgrüsse zu schicken. In solchen Tagen, in denen man sich besonders einsam fühlt, tut solches Gedenken doppelt wohl und ich danke Ihnen von Herzen dafür. Es scheint, dass nur die Karte, nicht der Brief, den ich in Berlin an Sie schrieb, angekommen ist. Es sind noch eine Reihe anderer Briefe, die ich in Berlin aufgab, nicht angekommen. Der für Sie scheint zu den verlorenen zu gehören. Alles, was Sie mir über Ihren Lebensweg schrieben, hat mich so sehr interessiert. Es ist wohl leider nur zu oft so, dass die Idealisten sich von der Politik abgeschreckt fühlen und sich

*Anna Bios (1866-1933)
geb. Tomaczewska, Tochter eines
Oberstabsarztes, Schriftstellerin,
Gattin des ersten Staatspräsidenten
der Republik Württemberg 1918*



enttäuscht zurückziehen. Ich hoffe aber sehr, dass das bei Ihnen nicht dauernd der Fall sein wird. Es ist schade, wenn uns so die Besten verloren gehen und ich bin überzeugt, dass die Probleme, die heute die Arbeiterschaft so zerklüften und ihre Stosskraft schwächen, doch irgendwie gelöst werden müssen. Es ist ja zu traurig, dass sich die Befehden, die ihr Geschick ja zusammenketten müssten und ich glaube auch, dass Sozialismus und Kommunismus im Grunde nicht etwa so verschieden sind, dass nicht eines Tages das Einigende, das Trennende überwiegen müsste. Wie ich es ja stets bedauerlich finde, wenn Menschen nicht gegenseitig sich gelten lassen können, die verschiedener Weltanschauung sind. Auf das Wollen kommt es doch an, und ich muss oft an das Wort der von mir so verehrten Lili Braun denken: «Die Ringenden sind die Lebendigen und die auf irrenden Wegen suchen, das sind die Guten». Schrecklich sind für mich nur die Selbstgerechten, die glauben, alle Fragen gelöst zu haben. Ich glaube, deshalb war ich Ihnen auch als Lehrerin lieb, weil ich mich selbst nie so ganz fertig fühlte und mit Ihnen gesucht habe, all die Probleme zu lösen, die uns beschäftigten. Auch heute, als alte Frau, die fast mit dem Leben abgeschlossen hat, suche und strebe ich.

Es ist mir fast leid, dass Sie mir nicht beim Tode meines lieben Mannes geschrieben haben. Ihr Brief wäre mir sicher wertvoller gewesen, als die Phrasen von manchen äusserlich Hochstehenden. Am meisten hat mich das Schreiben einer alten Bremer Genossin gerührt, die meinen Mann

vor 50 Jahren gekannt hat. Sie hatte kein Geld, um einen Kranz zu schicken. Da ging sie zum Gärtner, um ein paar Rosen für das Bild des Toten zu holen. Als der Gärtner hörte, wozu sie die Rosen wollte, bot er ihr an, sie könnte sechs Wochen lang alle Samstage Rosen holen. Er hätte meinen Mann auch gekannt und verehrt. Ob es wohl viele Menschen gibt, denen so die Treue gehalten wird und das ist eine ganz einfache Proletarierin, die heute noch weiter strebt.

Sehr gefreut habe ich mich, dass Ihre Ehe eine schöne Kameradschaftsehe zu sein scheint, hervorgegangen aus den Kämpfen und Streben früherer Jugendtage. Dass Sie mir schrieben, die Erinnerung an mich hätte Sie bewahrt vor manchen Irrungen, denen die Jugend ausgesetzt ist, hat mich erschüttert. So habe ich vielleicht unbewusst meinen Teil dazu beigetragen, dass Sie mehr Ideale in Ihre Ehe tragen konnten als mancher andere junge Mann.

Lesen Sie immer noch so viel und womit beschäftigen Sie sich? Ich habe der Gewerkschaftsbibliothek so viel Bücher aus dem Nachlass meines Mannes gegeben, aber vielleicht fände sich doch noch einiges, was für Sie besonderes Interesse hätte. Im Januar will ich wieder mit Rundfunk beginnen und hoffe, das Thema «Vorkämpferinnen» zu behandeln. Auch ein Buch «Frauen in Schwaben» kommt nächstens heraus. Dann beginne ich eine «Geschichte der Deutschen Arbeiterinnenbewegung» und hoffe so, doch noch etwas nützen zu können, wenn ich gesund bleibe.

Und nun noch Ihnen Beiden alles Gute und Schöne für das neue Jahr. Möge es Ihren Hoffnungen und Plänen Erfüllung bringen.

In alter treuer Freundschaft

Ihre gestrenge Frau Professorin

Stuttgart, Altes Schloss, 27. April 1929

Lieber Freund Birkert!

Sie haben lange von mir nichts gehört. Ich hatte viel zu tun mit den Vorbereitungen für das neue Buch «Frauen in Schwaben», das nächste Woche herauskommen soll. Dann die Vorarbeiten für ein neues Buch «Geschichte der deutschen Arbeiterinnenbewegung». Da bleibt immer so wenig Zeit für Privatbriefe. Ich schicke Ihnen heute ein Paket Bücher. Vielleicht interessiert Sie das eine oder andere. Hätte ich früher von Ihnen gewusst, so hätte ich Ihnen manches wertvolle Werk aus der Bibliothek meines lieben Mannes gegeben. Ich habe viel für die Gewerkschaftsbibliothek gestiftet. Die anderen Bücher brauche ich selbst, bestimme aber, dass Ihnen nach meinem Tode noch einiges zugeht. Ich freue mich ja so sehr, dass Sie nach wie vor geistige Interessen haben und sich auch in manche Wissenschaft vertiefen, an die man nicht mit Oberflächlichkeit heran kann. Dies ist ja so sehr der Fluch unserer Zeit und so geht so vieles in die Breite statt in die Tiefe. Meine Gedanken sind oft bei Ihnen, wenn ich auch wenig schreibe. Ich lese ja oft von den Streitigkeiten in Ihrer Partei und bedauere diese so sehr. Wie gross könnte sie dastehen, wieviel Gutes könnte sie erreichen, wenn sie sich nicht in diesen Prinzipienfragen ewig zerreißen würde. Es ist wohl auch in anderen Parteien nicht viel Einigkeit, das eine grosse Ziel wird darüber aus dem Auge gelassen, aber gerade bei den Kommunisten habe ich oft das Gefühl, sie schädigen sich selbst mehr als die anderen es tun, die wenigstens taktisch klüger vorgehen. Im Grunde geht mich das ja nichts an, aber ich bedauere es trotz allem.

Es war mir eine so grosse Freude, Sie bei dem Vortrag May kurz zu sprechen. Mir imponiert an ihm so sehr das klare und starke Zielbewusstsein. Er lässt sich nicht beirren und dadurch wird er auch Herr seiner zahlreichen Gegner. Er schilderte mir sehr fein sein Prinzip. Früher meinte er, war in der Architektur das Eingehen gegen die Masse. Dies zeigt die Bauweise der Masse gegen den Einzelnen. Frankfurt betont das Recht der Persönlichkeit, aber auch deren Notwendigkeit, sich der Masse einzuordnen, ohne sich selbst aufgeben zu müssen. Man hätte hier viel lernen können aus dem Vortrag und den Bildern. Aber man will nicht. Die Art, wie hier gehandelt wird,

ist so uneinheitlich, unpraktisch und viel zu teuer. Dass Sie alles interessiert, was Russland an Literatur und Kunst hervorbringt, begreife ich. Aber als ich neulich «Revolte im Erziehungshaus» sah, fand ich doch, dass auch wir auf dem Weg zu neuen Formen sind. Dass wir übrigens immer bahnbrechend waren, zeigt mir der Vergleich dieses Stückes in seiner Wirkung, die ähnlich einst die «Räuber» gehabt haben müssen, später dann Hauptmanns «Weber». Ich weiss nicht, ob andere Länder ausser England mit seinem Shakespeare ähnlich dramatische revolutionäre Werke besitzen.

Wenn Sie mir sagen, dass meine Arbeiten bei Ihnen eine so tiefe Wirkung hatten, so erfüllt mich dies mit unendlicher Freude. Ich denke so oft, ob mein Ringen und Streben nicht umsonst war. Sie können sich denken, wieviel Enttäuschung und Missverstehen mir das Leben gebracht hat. Wenn ich aber dann erlebe, dass doch an dem Samen, den ich ausstreue, ein Körnchen Wurzel fasst und Frucht bringt, so ist mir das unendlich viel Wert und gibt mir die Kraft, nicht müde zu werden. Vielleicht können wir uns im Sommer mal treffen. Ein steifer Besuch in der Wohnung gibt längst nicht so viel Möglichkeit, sich auszusprechen als ein Spaziergang, sodann glaube ich, Sie werden nicht so gerne hier in das Alte Schloss kommen. Ein paar Frauenartikel lege ich Ihnen noch bei, da Ihnen der Aufsatz über Eva Lessing Freude machte.

Ich grüsse Sie und Ihren lieben Lebenskameraden in alter treuer Anhänglichkeit.

Ihre gestrenge Frau Professorin

Stuttgart, Altes Schloss, den 26. Juli 1929

Lieber Freund Birkert!

Es hat mich so gefreut, dass Sie meinen so lange geplanten und doch nicht geschriebenen Brief an Sie nicht abgewartet haben. Nun will ich also das Versäumte nachholen und Ihnen gleich schreiben, damit nicht wieder etwas dazwischenkommt. Ich war lange verreist nach viel Krankheit, im Winter Italien und später die frischere Luft in Oberbayern haben mir gutgetan. Anschliessend habe ich den hochinteressanten Frauenkongress in Berlin mitgemacht. Er war wohl in der Hauptsache von bürgerlichen Frauen besetzt, aber es war mir doch eine Freude, so viele wirklich bedeutende weibliche Persönlichkeiten beieinander zu sehen, alte Bekanntschaften zu erneuern, neue zu machen. Besonders erhebend die Schlussfeier in der Volksbühne, in der der proletarische Sprechchor ein Werk von Eleonore Kalkowski erschütternd zum Ausdruck brachte. Dann kamen hier die Vorbereitungen zu der Denkmalsfeier. Ich war glücklich, dass ich den Tag noch erlebt habe. Zwei Jahre fast habe ich, meist allein, den Kampf darum führen müssen. Nun lege ich die Hände in den Schooss und wünsche, dass ich auch bald da unten ruhe. Die Rede des alten treuen Freundes meines Mannes, Dr. Scharck, war wirklich schön. Er gab das Wesen meines Mannes so schlicht, wie dieser im Leben war. So ist auch das schöne Denkmal von Professor Lörcher. Zum Glück waren die Phrasen, die ich nachher über mich ergehen lassen musste, nur kurz. Auch mir war die Anwesenheit der Wertheimer so lieb und dann ein Rosenstrauss von einer Bremer Genossin, die meinen Mann vor 40 Jahren kannte und ihm eine rührende Treue bewahrt hat. Das Geld hat sie sich buchstäblich am Mund abgespart. Solche Treue ist wohl selten und wenige können sich ihrer rühmen. Für mich selbst war der Tag wehmütig.

Dass Sie sich noch an den Spaziergang erinnern, bei dem wir Freiligraths Grab aufsuchten, freute mich. Auch ich denke daran, und mein Mann neckte mich, dass ich allein wohl die Circe wäre, die Ihnen Herz und Mund erschliessen könnte. In der Hauptsache geschah das wohl aber auch nur schriftlich. Dass Sie sich später gegen meinen Mann wendeten, hat mir damals sehr wehe getan. Ich habe mich aber immer bemüht, mir Ihre Stellungnahme aus Ihren Kriegserlebnissen und Ihrer Jugend zu erklären. Was ich immer bedauere, das ist die Tatsache, dass so wenig Men-

* (von Wilhelm Bios auf dem Pragfriedhof in Stuttgart – Der Verf.)

schen verschiedener Weltanschauung sich Achtung entgegenbringen können, sondern glauben, ihre eigene durch Gehässigkeit zur Geltung bringen zu müssen. Das ist so bei den Konfessionen. Das ist so bei den Parteien. Der runde Tisch, an dem man sich in England so oft zusammenfindet, fehlt noch bei uns. Dazu kommt, dass die Jugend oft ganz andere Wege einschlägt, als die Väter erwarten. Man erlebt dann stets die Scheidung der Geister, die nur durch Liebe überbrückt werden kann. Heute ist die Kluft wohl noch grösser als früher. Entwicklungen, die sonst Jahrhunderte brauchten, vollziehen sich ungeheuer rasch. Die Zerrissenheit, von der Sie schreiben, ist aber auch stets nach grossen Kriegen und Revolutionen eingetreten. Daher die Flucht in die Romantik, die Goethe Abkehr vom Leben nennt und ebenso die heute so typische Flucht in die Sekten. Dabei brauchten wir so notwendig Tatmenschen, die getragen werden von dem Willen der Massen, statt sich gegen sie zu wenden, wie das meist der Fall ist. Vorläufig nivelliert der Rationalismus noch zu sehr, behindert die Entwicklung der Persönlichkeit. Lenin hat vielleicht am besten die Wege gezeigt, aber er lebte zu kurz. Seine Anhänger aber machen einen Fetisch aus ihm, weil sie zu sehr «das ihre» suchen. –

Ich bin gespannt, ob Ihnen mein neues Buch gefällt. Bisher war die Aufnahme gut. Es soll eine Art Kulturgeschichte der Frau geben, an Hand der einzelnen Gestalten. Die Welt weiss wenig von ihnen, weil ihr überhaupt augenblicklich der historische Sinn fehlt, wie Sie in Ihrem vorletzten Brief erwähnten. Man glaubt, alle Tradition über Bord werfen zu können und alle sind wir doch mehr oder weniger erstarrt in Traditionen. Man muss sie kennen, um sich mit ihnen auseinanderzusetzen zu können. – Ich muss noch ein paar Tage fort. Wenn ich zurück bin und es ist nicht mehr so heiss, melde ich mich zu dem geplanten Spaziergang. Heute noch herzliche Grüsse für Sie und Ihre Frau.

Stets Ihre Anna Bios

Stuttgart, den 11. November 1929
Altes Schloss

Lieber Freund Birkert!

Am Montag, 13. 10. beginnt im Rahmen der Volkshochschule in der Buchhandlung Weise, Fürstenstr., ein Kurs über bevölkerungspolitische Fragen, den ich leite. Es sprechen eine Reihe sachverständiger Männer und Frauen, u.a. auch Friedrich Wolf. Es liegt mir nun daran, eine möglichst rege Aussprache zu haben. Hätten Sie oder Ihre Frau oder vielleicht beide Lust, sich an dem Kurs zu beteiligen. Ich verspreche mir grossen Gewinn davon. Noch vielen Dank für Ihre Karte vom Kriegsschauplatz. Ich freue mich immer so sehr, dass Sie an mich denken. Wenn ich wenig schreibe, so ist es die Überhäufung mit Arbeit.

Mit freundlichen Grüssen für Sie und Ihre Frau stets Ihre

Anna Bios

Stuttgart, den 3. November 1929
Altes Schloss

Lieber Freund Birkert, ich habe ein ganz schlechtes Gewissen Ihnen gegenüber. Der Sommer ist vergangen, ohne dass ich Sie besuchte und auch für Ihren lieben Brief, in dem Sie über mein Buch schreiben, habe ich Ihnen noch nicht gedankt. Nun kam gestern noch der wunderschöne Herbststrauch, der mich ordentlich rührte. Dabei denke ich stets an Sie. Wenigstens bei manchem Unangenehmen, was ich erlebe und was mich zuweilen ganz erbittert, ist es nur ein umso schöner Gedanke, dass doch in einem Menschen der Samen, den ich einst säte, nicht verloren ging, dass mir meine Arbeit die Freude gibt, dass nicht alles umsonst war. Der Gedanke, dass Sie mir die Treue gewahrt haben, wenn sonst alles mich verliess, woran ich glaubte, hat mich schon oft aufgerichtet. Besonders freut es mich, dass auch Sie sich nicht unterkriegen lassen und trotz Enttäu-

schung weiter arbeiten für Ihr Ideal. Möchten Sie als Vortragender ähnliches Echo finden, wie mein Material bei Ihnen?

Ich war viel verreist im Sommer. Vor allem nimmt mich aber neben einem Volkshochschulkurs mein neues Buch «Die Fragen im Licht des Sozialismus» sehr stark in Anspruch. Dazu die Erwerbsartikel. Jetzt bin ich aber fast fertig und dann hoffe ich auf ein Zusammensein mit Ihnen.

In alter treuer Freundschaft Ihre Anna Bios

Stuttgart, den 7. November 1929
Altes Schloss

Lieber Freund Birkert! Da ich vorläufig Sie noch nicht sprechen kann, stelle ich mich im Bilde bei Ihnen ein. Vielleicht mache ich Ihnen in Erinnerung an alte Zeiten eine kleine Freude.

Mit herzlichen Grüßen Ihre Anna Bios.

Stuttgart, den 25. November 1929
Altes Schloss

Lieber Freund Birkert, vielen Dank für Ihren Brief. Jetzt bin ich bald so weit, dass ich auch wieder Mensch sein und für andere Menschen da sein kann. Ich habe eine grosse Bitte. Sie schrieben mir in einem Ihrer Briefe, den ich jetzt absolut nicht finden kann, ein Zitat aus einem der Bücher von Ludwig Pfau. Es bezieht sich auf die Notwendigkeit der Kenntnis der Vergangenheit. Ich möchte es gern als Motto für mein neues Buch verwenden und wäre Ihnen dankbar, wenn Sie es mir bald schicken könnten.

Mit herzlichen Grüßen Ihre Anna Bios

Stuttgart, den 27. November 1929
Altes Schloss

Lieber Freund Birkert, vielen Dank für die Abschrift des Ludwig-Pfau-Zitates. Ich konnte das Buch, das ich auch besitze, nicht so rasch finden. So haben Sie mir einen grossen Gefallen getan, auch damit, dass Sie mich auf die Stelle aufmerksam machten.

Herzliche Grüsse Ihre Anna Bios

Stuttgart, den 22. Dezember 1929
Altes Schloss

Lieber Freund Birkert!

Auch ohne Ihren Brief, der mich besonders freute, hätte ich Ihnen geschrieben und das Buch auf die Post gegeben. Ich hoffe, es entspricht Ihrem Geschmack. Wie sehr wünschte ich auch, Sie hätten ein paar schöne Tage und viel Sonne zur Erholung. Es hat mich ganz erschüttert, wie sehr Sie noch immer unter den Folgen der Gasvergiftung leiden. Ich sah mich in der Versammlung von Dr. Friedrich Wolf nach Ihnen um, konnte Sie leider nicht entdecken. – Ihr Urteil über mein Buch, über den von mir geschriebenen historischen Teil hat mich sehr interessiert. Ich schicke Ihnen ein paar Kritiken mit. Bis jetzt kann ich zufrieden sein. Aber Angriffe werden ja auch nicht ausbleiben. Mir ist die Hauptsache, dass dieses Stück Geschichte festgehalten wird. Es gibt so viele Werke über die bürgerliche Frauenbewegung, wenig über die sozialistische. Hoffentlich lernen die Frauen daraus. Aber da denke ich etwas skeptisch. Die Freude, mit der wir einst zusammenarbeiteten, fehlt den Alten und den Jungen. Ob die Schule der marxistischen Arbeiterjugend wohl mehr Erfolg hat? In der SPD, wo ich neulich Toni Sender hörte, ist man so zufrieden, so latent. Ich fürchte, das endet in konservativem Fahrwasser. Aber auch bei den Kommunisten war ich

nicht ganz einverstanden. Ich glaube nicht, dass das Meer von Blut, durch das man zum Bolschewismus soll, der wahre Weg ist. Wir verwerfen den Krieg. Dann müssen wir aber erst recht Bruderkriege verwerfen. Dass es Käte Duncker so schlecht geht, bedauere ich. Ich hörte, sie wäre in Russland. Oder ist das der Mann? Die Berichte über Russland sind aber auch so von einander abweichend, dass man kaum weiss, was man glauben soll. Sie werden wohl recht haben mit dem, was Sie über das Kapitel Krieg sagen. Ich müsste den schildern, was ich persönlich erlebte oder was die sozialistischen Zeitungen, vor allem die «Gleichheit» brachten. Auch ich bedauere unendlich, dass die Arbeiterschaft (im weitesten Sinne genommen) sich nicht gegen den Faschismus zusammenfindet.

Ja, dass viele Arbeiter sich ihnen anschliessen. Sind die Führer schuld oder die unselbständige Masse? Es ist schwer zu sagen. Mir fehlt vor allem die lodernde Begeisterung für die Idee, die in früheren Zeiten so hell aufleuchtete, die auch mich für den Sozialismus gewann. Viel Freude hatte ich an dem Kurs über bevölkerungspolitische Fragen. Wir hörten alle Richtungen und die Aussprache war immer sachlich und zeigte das Suchen nach Brücken, die gerade die Frauen sein könnten. Daneben habe ich immer noch einen literarischen Kurs. So bin ich denn jetzt ziemlich abgeschafft und freue mich auf die Ferien. Für einen Menschen, der so einsam ist wie ich, sind solche Festtage immer wehmütig. Ich fahre nach den Feiertagen noch io Tage ins Gebirge um ordentlich auszuruhen und andere Luft zu atmen. Dann geht es aufs Neue an die Arbeit. Ich möchte gerne noch ein Buch schreiben, bin mir aber über den Stoff nicht klar. Ich hoffe, Sie suchen mich im neuen Jahr mal wieder auf. Die Stunde mit Ihnen war mir eine grosse Freude, wie es auch jeder Ihrer Briefe ist.

In alter Zuneigung Ihre

Anna Bios

Stuttgart, den 7. April 1930
Altes Schloss

Lieber Freund Birkert!

Ich habe so lange nichts von Ihnen gehört. Hoffentlich geht es Ihnen einigermassen gut. Ich stecke immer sehr in Arbeit. Samstag will ich verreisen. Vorher aber schicke ich Ihnen noch einen kleinen Ostergruss. Ich weiss, dass Sie Freude haben an Büchern. Dieses Kriegsbuch von Anni Geiger-Gog gefällt mir sehr. Vielleicht interessiert es Sie auch. Nach meiner Rückkehr Ende April, machen wir endlich den schon lange vereinbarten Spaziergang.

Mit herzlichen Grüssen auch Ihrer Frau Ihre

Anna Bios

1931 brannte das Alte Schloss, der Wohnsitz von Anna Bios.

Ehlman, den 3. Januar 1932

Post Klais, Oberbayern Lieber Freund Birkert! Das Weihnachtbuch, das ich Ihnen schicken wollte, ist mit verbrannt. Ich hoffe, mit der Sendung mal wieder von Ihnen zu hören. Nun ist die Veranlassung Ihres Briefes ein so ganz anderer, unsäglich trauriger. Aber Ihre Zeilen haben mir doch sehr wohl getan. Sie gehören zu den Wenigen, die wohl ganz erfassen, welch unersetzliche Werte verloren gegangen sind, Werte, die nicht nur mich persönlich, sondern auch die gesamte Arbeiterschaft angehen. Mir ist, als ob mein lieber Mann mir nun erst wirklich gestorben ist, so ganz war meine Umgebung erfüllt von seinem Geist. Ich bin noch nicht in der Lage, irgendwelche Entschlüsse zu fassen, da meine Gesundheit schwer erschüttert ist. Aber Sie zeigen mir den rechten Weg, durch Arbeit über das hinwegzukommen, was mich betroffen hat. Nur müsste ich dazu

jünger sein! Sollte ich aber später dazu kommen und Hilfe brauchen, so können Sie versichert sein, dass ich gerne von Ihrem freundlichen Angebot Gebrauch machen werde. Vielleicht zeigt sich mir noch ein Weg.

Was mir in Ihren Worten so besonders wertvoll ist, ist der Gedanke, dass ich doch nicht umsonst gelebt habe, dass mein Streben in Ihnen ein Echo fand und mit Ihnen weiterleben wird, auch wenn ich nicht mehr bin.

In alter treuer Freundschaft dankt Ihnen und grüsst Sie

Ihre Anna Bios

Stuttgart, den 2. Februar 1932
Katharinenhospital

Im Auftrag von Frau Bios teile ich Ihnen mit, dass die Operation am Donnerstag gemacht wurde. Sie war schwer, aber die Ärzte sind bisher zufrieden. Über Ihren Brief und Artikel hat sich Frau Bios sehr gefreut und lässt bestens danken.

i. A. Hofmann

Stuttgart, den 13. Februar 1932
Katharinenhospital

Lieber Freund Birkert!

Wie sehr habe ich mich über Ihre schönen Blumen gefreut und den Begleitbrief. Vielen Dank! Es geht besser, aber ich habe noch viel Schmerzen und darf keinen Besuch haben vorläufig. Ich bin jetzt wohl auch nicht kritisch genug eingestellt. Ich habe Ihren Artikel nochmals gelesen, finde ihn aber wirklich gut. Ein kleiner historischer Irrtum ist wohl darin. Die Grävenitz hat m.W. nie im alten Schloss gewohnt. Damals war schon das neue gebaut auf Wunsch der Prinzessin von Bayreuth. (Näheres in den «Frauen in Schwaben», Marianne Pirker). Ich empfehle Ihnen, sich mal mit der Geschichte des Ludwigsburger Schlosses zu befassen. Besichtigen Sie auch das schöne Schloss. Material finden Sie in der Landesbibliothek. Wenden Sie sich dort mit Berufung auf mich an Bibliothekar Gerster. Sie können dort Ihre Studien machen. Zur Bürgerschaft wird er Ihnen ein Formular geben, das ich hier ausfülle und Ihnen zurücksende. Sie werden Ihr Wissen bereichern und immer mehr Stoff finden für Ihre Arbeiten. Das ist viel wert im Leben.

In alter herzlicher Anteilnahme grüsst Sie Ihre Anna Bios

Stuttgart, den 30. Juli 1932

Lieber Freund Birkert!

An dem Abend, an dem ich Sie traf, war ich gestürzt und musste dann ein paar Tage liegen, sonst hätte ich Ihnen schon geschrieben. Haben Sie nächste Woche Zeit, mich zu besuchen? Ich könnte mich ja nach Ihnen richten. Sie können mir telefonieren (2495). Meine Wohnung ist nicht weit vom Bubenbad. Gegen 10 Uhr erreichen Sie mich am sichersten durch das Telefon. Ich freue mich, Sie mal wieder zu sprechen und grüsse Sie herzlichst

Ihre Anna Bios

Stuttgart, den 1. Oktober 1932

Lieber Freund Birkert, vielen Dank für Ihren Brief. Ich freue mich, dass Sie mich wieder mal aufsuchen wollen. Sie müssen mir mitteilen, wann Sie am besten freimachen können. Ein Buch über Rothenburg/Tauber hat mein Mann eigentlich nicht geschrieben. Aber einen Roman «Ro-

thenburger Tage». Mein Exemplar ist leider verbrannt. Aber vielleicht erhalte ich eins von meinem Bekannten, von dem ich in den nächsten Wochen Antwort erhalten. Evtl. schicke ich Ihnen das Buch mit dem von Ihnen geliehenen, das mich sehr interessierte. Vielleicht ist es auch in der Landesbibliothek, wo Sie sicher viel Material finden werden.

Haben Sie in Esslingen noch die berühmten Hexenverbrennungen erwähnt. Es ist ein so schönes und interessantes Städtchen.

Seit Sie hier waren hat sich mein Knie verschlimmert, dass ich nur am Stock humpeln kann. Diese Woche habe ich hier eine Tagung. Nächste Woche muss ich vielleicht nach Berlin. Aber dann werde ich mich sehr über Ihren Besuch freuen.

In alter Freundschaft Ihre Anna Bios

Stuttgart, den 12. Oktober 1932
Katharinenhospital

Lieber Freund Birkert, es tut mir so leid, dass ich gestern nicht an das Telefon kommen konnte. Ich musste nachmittags wieder in das Krankenhaus wegen einer Knieverletzung. Ich hoffe sehr, dass ich nicht lange hier sein muss. Der Bekannte schrieb heute, er hätte die «Rothenburger Tage» noch nicht gefunden. Es könnte aber doch sein, dass das Buch in der Landesbibliothek ist. Jedenfalls bekommen Sie dort viel Material. Soll ich Ihnen das Zetkin-Lenin-Buch schicken lassen oder hat es Zeit bis zu meiner Rückkehr? Ich hoffe sehr auf nächste Woche. Dann besuchen Sie mich mal wieder.

Mit freundlichen Grüßen Ihre Anna Bios

Stuttgart, den 20. November 1932

Lieber Freund Birkert! Leider hat sich die Sache mit meinem Knie so verschlimmert, dass ich dauernd Schmerzen habe und nur mit Überwindung ausgehen kann zu den nötigsten Pflichten. Ich weiss nicht, wie es mit Ihrer Zeit aussieht. Sollten Sie mich mal aufsuchen können, so würde ich mich sehr freuen. Ihr Buch liegt bereit. Leider ist der Herr, der mir die «Rothenburger Tage» geben wollte, in eine Anstalt gekommen. Ich hoffe, dass er gesund wird, schon damit ich das Buch bekomme. Ist es nicht in der Landesbibliothek?

Mit freundlichen Grüßen Ihre Anna Bios

Stuttgart, den 2. Dezember 1932

Lieber Freund Birkert, es tut mir so leid, dass ich Ihren lieben Besuch absagen musste. Ich wurde am nächsten Tag mit dem Krankenwagen ins Katharinenhospital gebracht, da sich mein Knie verschlechterte, dass ich nicht mehr gehen kann. Hoffentlich komme ich nächste Woche nach Hause. Ich möchte Sie gern mal wieder sprechen. Jedenfalls gebe ich Ihnen gleich Nachricht.

Mit viel herzlichen Grüßen in alter Freundschaft

Ihre Anna Bios

Stuttgart, den 11. Dezember 1932
Katharinenhospital

Lieber Freund Birkert!

Es war mir gewiss eine so grosse Freude, einen so ausführlichen Brief von Ihnen zu erhalten. Im Krankenhaus bringt er ja doppelte Freude. Ich liege noch schmerzlich, werde bestrahlt, was mein Herz sehr angreift und spüre doch keine Besserung. Ich bin doch geistig noch zu lebhaft und frisch, um mich so jenseits von Gut und Böse wohl zu fühlen. Selbst zum Lesen bin ich oft zu müde. Aber Ihre politischen Betrachtungen haben mich sehr interessiert. Nun ist ja durch die Los-



lösung von Strasser, der anscheinend wirtschaftspolitisch der Intelligenteste war, die Bewegung in ein neues Stadium gekommen. Ob es sich zu einem kapitalistischen und zu einem antikapitalistischen Flügel und wer da die Macht bekommen wird, entscheidet, bleibt abzuwarten. Der Jubel der SPD über die Schwächung der NSDAP scheint mir mindestens verfrüht. Ich glaube an eine Stärkung des Kommunismus. Aber mir scheint, dass da die Köpfe fehlen und das System der Sowjets auf Deutschland anzuwenden, scheint mir auch nicht angängig. Ihre Frau verteidigte kürzlich bei dem Zentralverband der Angestellten den ungeheuren Militarismus, der im Ausland an Boden gewinnt. Ich fürchte, wenn es auf Anwendung von Waffen, Gasen etc. ankommt, so wird das Wettrüsten weiter gehen und gerade dabei kommt es doch darauf an, wer das meiste Geld dafür aufwenden kann. Ihr Standpunkt der Revolutionierung der Kräfte ist wohl der richtigere, wenn auch ein weiter und mühseliger Weg. Dass Sie Ihre Vorträge benutzen, um auf diese Wege zu weisen, freut mich besonders. Ich schicke Ihnen den Roman von Schmückle, der ein grosszügiges Bild vom Bauernkrieg gibt, als Weihnachtsgeschenk. Sie werden mit vielem nicht einverstanden sein, aber gerade für Ihren Vortrag werden Sie manches verwenden können. Z.B. das Kapitel über Syrlin, den Schüler von Riemenschneider u.a. Schreiben Sie mir doch über Ihren Eindruck nach dem Lesen. Den Florian Geyer meines Mannes, nach dem Hauptmann sein Drama geschrieben hat, lege ich leihweise bei. Wenn Sie den Bauernkrieg nicht haben oder bekommen können, d.h. den Zimmermann'schen, den mein Mann herausgab, können Sie auch ihn haben.

Mein Mann hat auch ein Drama über Topler geschrieben. Leider ist es verbrannt und bisher konnte ich es nirgends bekommen. Ich lese hier eben Sieburg «Die rote Arktis», die Vendee etc. und finde die Sachen sehr gut. Sie sind auch in der Landesbibliothek, glaube ich.

Was Sie über den mühseligen opfervollen Weg zu unseren Idealen sagen, ist nur zu wahr. Manchmal verzweifle ich, ob er zum Ziele führt, ob sich all die Mühe lohnt. Aber wir können wohl nicht anders. Der Bourgeois, der arbeitet, um seine Taschen zu füllen, hat es wohl leichter, wird uns auch nie verstehen. Aber er wird auch nie die Höhepunkte erreichen, die uns doch zuweilen das Leben lebenswert erscheinen lassen. Ich wollte Ihnen noch sagen, dass so, wie Sie Ihren Vortrag planen, der Stoff wohl zu gewaltig ist. Könnten Sie ihn nicht in mehrere Vorträge einteilen?

Ich fürchte, ich werde Weihnachten noch hier sein müssen, aber vielleicht kann ich auch Ihnen vom Krankenbett aus Ratschläge geben, wenn Sie sie brauchen und wünschen. Ich hoffe auch, dass ich Ihnen mit dem Buch eine Freude mache. Oft, wenn ich Ihre Anhänglichkeit und Ihr Weiterarbeiten erlebe, denke ich, dass vielleicht auch einmal ein Samenkorn aufgeht, das ich ausgestreut habe.

Herzlichst Ihre Anna Bios

Stuttgart, den 16. Dezember 1932
Katharinenhospital

Lieber Freund Birkert!

Ich denke, dass Sie inzwischen das Bücherpaket erhalten haben. Leider muss ich Sie bitten, mir den Florian Geyer möglichst sofort zurück zu schicken. Ich brauche ihn gleich und bei Ihnen hat es wohl bis Weihnachten Zeit. Ich gebe Ihnen dann mein Exemplar, falls Sie das Buch, wie ich aber sicher annehme, in der Landesbibliothek nicht bekommen sollten.

Mit herzlichen Grüßen Ihre Anna Bios

Stuttgart, den 23. Januar 1933
Katharinenhospital

Lieber Freund Birkert!

Sie wundern sich gewiss, noch immer Nachricht von mir aus dem Krankenhaus zu erhalten. Ich liege immer noch schmerzlich hier. Ein Versuch, mich vom Bett auf den Sessel zu heben, hatte leider einen Rückfall zur Folge. So werde ich nun wieder täglich bestrahlt und bin noch angegriffen. Dieses Stilliegen und Nichtstun entspricht so gar nicht meiner Natur.

Zum Lesen oder Arbeiten bin ich meist auch zu müde. Ich bin gespannt, wie lange diese Geduldsprobe noch dauern wird und ob ich sie überhaupt noch lange ertrage.

Ihr Brief war mir eine besondere Freude, schon deshalb, weil ich daraus ersah, dass ich mit dem Buch das Rechte für Sie getroffen habe. Das Interesse für gute historische Romane ist leider jetzt sehr gering. Die meisten sind Kitsch und das bedauere ich immer. Ich lese auch am liebsten Biographien, die oft noch interessanter sind wie der interessanteste Roman. Vielleicht bekommen Sie mal in der Bibliothek das Buch von Stefan Zweig über «Fouché» oder «Marie Antoinette» oder das von Emil Ludwig über «Genie und Charakter».

Ich hatte Ihren Brief an Dr. Schmückle geschickt, weiss nicht, ob er Ihnen darüber geschrieben hat. Er hat sich bemüht, allen gerecht zu werden. Ich fand es besonders mutig, dass er so stark darauf hinweist, welches Unglück es für Deutschland war, dass Luther kein wahrer Reformator war, sondern als Gründer einer Gegenreligion so viel Unheil über Deutschland brachte. Man mag über die katholische Kirche denken wie man will, in ihrer Geschlossenheit liegt doch eine grosse Stärke. Was der Mangel an Entschlossenheit bedeutet, sehen wir ja jetzt am besten in der Arbeiterbewegung. Welche Macht könnte sie sein, gegen den gemeinsamen Feind, den Kapitalismus, statt dass sie sich gegenseitig befehden.

Sehr interessiert hat mich Ihr Urteil über Ulrich von Hutten. Er war eben auch ein Kind seiner Zeit. Aber sein Kampf um die Befreiung des Geistes war doch damals etwas Ungeheures. Und wie hat er dafür gekämpft mit seinem siechen Körper. Übrigens ist für mich immer noch das bedeutendste, was über die Bewegung der Bauernkriege geschrieben wurde, das Vorwort von Wilhelm Zimmermann zu seinem Bauernkrieg. Diese ganz grosse Perspektive fehlt uns oft. Ich denke, Sie werden auch manche Anregung für Ihre Vorträge aus dem Buch gewinnen.

Ich bedauere jetzt oft, so abseits vom Leben stehen zu müssen. Aber wäre ich gesund, würde ich vielleicht noch mehr unter Tatenlosigkeit leiden. Nach den Zeitungen zu urteilen habe ich oft den Eindruck, dass man sich so viel um Kleinigkeiten herumbalgt und das Grosse darüber vernachlässigt.

Ich hätte Sie gern wieder gesprochen, aber ich weiss nicht, wie es mit Ihrer Zeit bestellt ist. Nachmittags zwischen 1/4 bis 1/27 Uhr darf ich meist Besuch haben. Sie müssen, wenn Sie Lust zu einem kurzen Plauderstündchen haben, mal telefonisch vormittags telefonisch anfragen. Ich hoffe, mein Brief trifft Sie bei guter Gesundheit.

Mit viel herzlichen Grüßen stets Ihre Anna Bios

Stuttgart, den 29. Februar 1933
Katharinenhospital

Lieber Freund Birkert!

Es gibt wohl nicht viel Menschen, für die ich so zuversichtlich eine Bürgschaft übernehme, wie für Sie. Ich hoffe, dass Sie viel Freude an der Benützung der Bibliothek haben, die besonders reichhaltig ist. Wenn Sie über Schorndorf schreiben, so wird Ihnen Zimmermanns Bauernkrieg, den mein Mann herausgab, sehr viel Material geben über die Zeit des Aufstandes, der ja im Remstal eine so grosse Rolle spielte. Ich glaube, dass das Studium der Geschichte Ihnen gerade eine Grundlage für die Kämpfe der Gegenwart geben wird. Denken Sie, welch grosser Historiker mein Mann war, der fast sein Leben lang im Kampfe stand. Jedes Studium stärkt die Persönlichkeit, und nur, wenn man sich zu ihr durchringt, wird man einen Platz im Leben ausfüllen. Sie sehen, ich bin immer noch im Krankenhaus, immer noch mit viel Schmerzen, aber es geht doch der Besserung zu.

Mit viel herzlichen Grüßen stets Ihre Anna Bios

Stuttgart, den 1. Februar 1933

Sehr geehrter Herr Birkert!

Frau Staatspräsident Bios hat mir Ihren Brief zum Lesen gegeben, in dem Sie mit einer für mich überraschenden Unbefangenheit meinen E. Hiltensperger behandeln. Es wäre mir eine Freude, einmal mit Ihnen zusammensitzen zu können und das Wichtigste mit Ihnen zu besprechen. Es ist mir jeder Abend recht, den Sie vorschlagen, mit Ausnahme vom Samstag und Sonntag. Vielleicht können Sie sich telefonisch mit mir ins Benehmen setzen, dass wir Ort und Stunde ausmachen. Abends nach 8 Uhr bin ich immer zu erreichen.

Mit freundlichem Gruss Dr. Schmückle

Wenige Tage nach dem Brief vom 29. Februar von Anna Bios erfuhr ich durch die Tagespresse, dass sie im Krankenhaus gestorben war.

Der Einladung von Dr. Schmückle kam ich nicht nach. Einige Wochen später, nach der Machtergreifung durch Hitler wurde er zum Gaukulturwart in Württemberg erkoren.

Unter dem Hakenkreuz

Verbotene Gaukonferenz

Die Einberufung zur jährlich stattfindenden Gaukonferenz der württembergischen Naturfreunde auf den 11./12. März 1933 in das Metallarbeiterheim in Stuttgart, Kanzleistrasse, war ergangen. Wenige Tage vor Stattfinden der Tagung aber erhielt der Gauobmann Albert Kern das amtliche Edikt, dass die Organisation mit sofortiger Wirkung aufgelöst sei. Eine Benachrichtigung der Delegierten war zeitlich nicht mehr möglich. Am Hauptbahnhof und in der Nähe des Tagungslokals wurden die Delegierten abgefangen und in die Wälder des Rotwildparkes dirigiert.

Zwischen mächtigen Eichen und Buchen erstattete Albert Kern einen knappen Situationsbericht. Erwies darauf hin, dass unsere Bemühungen zur Herstellung einer einheitlichen Kampffront der Arbeiterschaft nicht von Erfolg gekrönt waren, dass unser Ruf nach einheitlicher Abwehr des Faschismus durch die gesamte Arbeiterklasse wirkungslos verklungen und dass es nicht möglich war, die Machtergreifung Hitlers zu verhindern. Er appellierte an die Delegierten, den Kontakt unter einander aufrecht zu erhalten – trotz alledem! Bedrückt aber nicht entmutigt, ging man auseinander. Der Gruss «Berg frei» wurde zum Kampfgruss!

Letzte illegale Tagung der Gauleitung

Unter den mächtig ausladenden Ästen der alten Katharinenlinde auf den Höhen von Esslingen traten Ende März 1933 die Mitglieder zu ihrer letzten Beratung zusammen. Die Frage «was nun?» war der einzige Tagespunkt. Die Organisation war verboten. Sollte man illegal weiter arbeiten oder sollte man den Mitgliedern den Übertritt zu bürgerlichen Wandervereinen empfehlen? Gegen zwei Stimmen wurde letzteres abgelehnt. Jeder wurde aufgefordert, den Kontakt mit der Mitgliedschaft in seiner Ortsgruppe und zwischen den benachbarten Ortsgruppen aufrecht zu erhalten und weiter zu pflegen.

Nun begann das zwölfjährige Katakombendasein, von dem kein Protokoll und nur seltene Aufzeichnungen berichten.

Der Machtantritt Hitlers

Schickelgruber, alias Adolf Hitler, wurde am 30. Januar 1933 zum Reichskanzler berufen. Sein Programm bestand in der Betonung der nationalen Grösse und Geltung des Deutschtums, der Überwindung des internationalen Sozialismus und seiner Klassenkampftheorie durch völkische und rassische Einheit. Die Lösung sozialer und wirtschaftlicher Probleme erfolge durch Expansion und Erweiterung des Lebensraumes.

Die Belebung der Wirtschaft stand im engsten Zusammenhang mit militärischer Aufrüstung. Der Bau von Autobahnen wurde begrüsst, angesichts der grossen Arbeitslosigkeit, aber

nur wenige dachten an die strategische Zielsetzung dieser Verkehrswege. Die sozialistische Presse wurde verboten, die Druckereien geschlossen und ihr Vermögen beschlagnahmt. Die bürgerliche Presse wurde gleichgeschaltet, die Arbeiterparteien aufgelöst und die politischen Gegner gnadenlos verfolgt und vernichtet. Ohne Gerichtsverfahren füllten sich die Konzentrationslager, der reinen Willkür der Lagerleitung und ihrer Bewacher ausgesetzt.

Der Antisemitismus wurde zum politischen Programm erhoben und der Mord an der jüdischen Bevölkerung zum staatlich legitimierten Akt.

Es begann eine Zeit, die ihresgleichen an Leiden, Qualen und Opfern in der Geschichte sucht. Eine Atmosphäre von Gift und Galle, ein scheusslicher und bösartiger Rausch erfasste das Volk.

Die SPD wurde enttäuscht in ihrem Glauben an das Weiterbestehen des Parlamentarismus. Die KPD glaubte an eine kurze Zeit der faschistischen Diktatur, in der Annahme, dass der Machtanspruch dann ihr zufallen würde. Die Führer der KP-Opposition Brandler-Thalheimer erkannten die Grösse der Niederlage und rechneten mit einer zehnjährigen Dauer des faschistischen Regimes. Ihre Einschätzung traf zu – aber sie selbst waren leider Offiziere ohne Mannschaft.

Der Brand des Reichstages

Auf dem Höhepunkt des Wahlkampfes am 27. Februar 1933, wurde das Reichstagsgebäude in Berlin in Brand gesteckt. Der einzige Brandstifter, den man am Tatort aufgriff, war ein Holländer, der Kommunist sein sollte und auch in Beziehungen zur SPD gestanden sein soll, so verkündete die faschistische Presse. Auffallenderweise wurden in derselben Nacht tausende von kommunistischen Funktionären verhaftet. Am anderen Tag erfolgte – wie programmässig vorgeplant – das Verbot sämtlicher Zeitungen. Hindenburg erliess eine Notverordnung, die die Grundrechte der Verfassung, Presse- und Versammlungsfreiheit, ausser Kraft setzte. Die Gesetze des Urwaldes begannen zu regieren.

Bei der Suche nach den Tätern des Reichstagsbrandes ging man nur einer Spur nach – einer erfundenen –.

Über 10'000 Funktionäre und Mitglieder der KDP, sowie der SPD und oppositionell eingestellte bürgerliche Demokraten wurden verhaftet. Als Hauptangeklagte galten die bulgarischen Kommunisten Georgi Dimitroff, Blagoj Popoff und Vasil Taneff, sowie der kommunistische Abgeordnete Torgier. Dimitroff war raffinierten Schikanen ausgesetzt. Sämtliche von ihm genannten Zeugen wurden abgelehnt, fünf Monate ununterbrochen wurden ihm im Gefängnis Handfesseln angelegt, um ihn müde zu machen. Der geplante Schauprozess gegen den Kommunismus wurde aber durch die Haltung und Aussage von Dimitroff zu einer Anklage gegen den Faschismus. Die Angeklagten bewiesen ihre Unschuld so lückenlos, dass sie das Gericht, in dem Herren der alten Schule noch sassen, freisprechen musste. Der Holländer van der Lubbe wurde aber in aller Stille hingerichtet. Die Ursache des Brandes blieb ungeklärt.

Während des Prozesses erschien in Paris von Münzenberg das «Braunbuch», das in zehn Sprachen übersetzt und während des Prozesses auch in Australien auf dem Büchermarkt zu

kaufen war, das aber dem Gerichtshof unbekannt oder von ihm verschwiegen wurde.

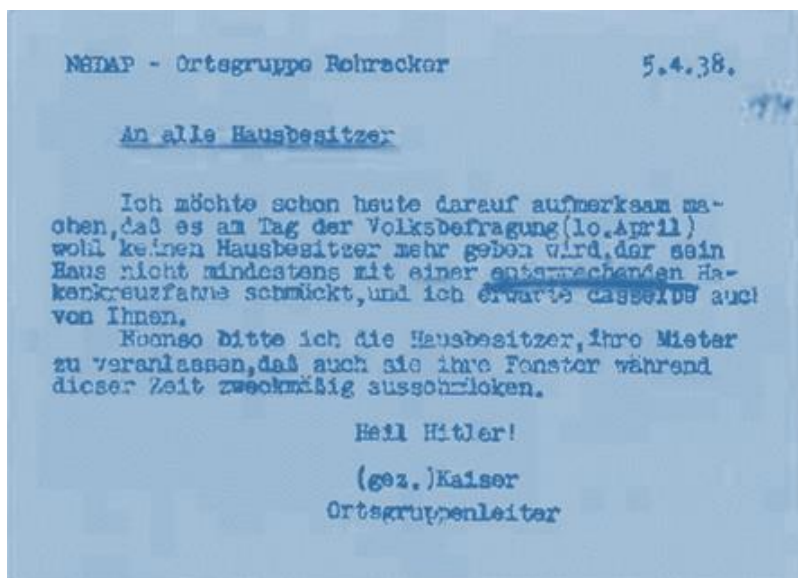
In diesem Buch wurde der unterirdische Gang, der vom Wohnsitz des Reichstagspräsidenten Hermann Göring zum Reichstag führte, mit zeichnerischen Unterlagen erwähnt. Damit war der heimliche Eingang der Brandstifter gefunden, von dem das Gericht aber keine Kenntnis nahm oder nehmen wollte.

Von illegaler Tätigkeit

Unser Textilgeschäft befand sich anfänglich am Marktplatz in Waiblingen, zwei Jahre später in Stuttgart am Leonhardsplatz. Meine Frau erledigte den Verkauf, während ich mit einem kleinen Kofferchen mit Textilwaren bekannte Mitglieder aus der Parteibewegung aufsuchte, Neuigkeiten überbrachte und solche entgegennahm. Unser Geschäft wurde zu einer Anlaufstelle von Gleichgesinnten.

In der Organisation der Naturfreunde hielt ich den Kontakt mit Mitgliedern und Funktionären aufrecht. In den ersten Jahren der Diktatur fanden im Lonetal, im Roggental und Zabergäu, wie im Schwarzwald, Zusammenkünfte statt. Im Lauf der Jahre, besonders durch den zunehmenden Druck der Faschisten schmolz der Kreis der Verbindungen. Bei Ausbruch des zweiten Weltkrieges beschränkte sich der Kontakt nur noch auf kleinere Zirkel und Gruppen. Bei dieser Tätigkeit kam ich auch nach Schwenningen am Neckar. Dort hielt der Obmann Ludwig Becker einen guten Kontakt zu den Mitgliedern. Trotz Verbot der Organisation organisierte er noch Omnibusfahrten für die Mitglieder. War eine solche Fahrt geplant, dann wurden alle Sitzplätze mit Mitgliedern belegt und dann erst wurde im lokalen Blatt die Fahrt ausgeschrieben. So war man unter sich und machte sich nicht schuldig, eine verbotene Fahrt unternommen zu haben.

Über Schwenningen führten zwei Fluchtwege in die Schweiz. Das Mitglied der Natur-



freunde, Albert Zuckschwert, von Beruf Buchdrucker, verhalf dem Reichstagsabgeordneten Torgier, Willi Bleicher und anderen in die Schweiz. Den Genossen Brandler und Thalheimer beschaffte er die nötigen Ausweispapiere, damit sie nach Frankreich emigrieren konnten.

Begegnung mit Max Ackermann

Im Mineralbad Neuner in Bad Cannstatt fiel er mir auf. Er wohnte in einem Gartenhaus auf dem Frauenkopf, wo ich ihm wieder begegnete und mit ihm ins Gespräch kam. Wie allgemein begann dieses beim Wetter um dann abtastend auf die Ankurbelung der Wirtschaft durch die Hitlerregierung zu kommen. Die Aufhebung der Arbeitslosigkeit wurde anerkannt, aber die Frage nach dem Bau von Autostrassen und Ankurbelung der Rüstungsindustrie liess mich vermuten, ob dies nicht einer Aufrüstung gleichkomme und die Autobahnen strategische Bedeutung haben könnten. Ackermann antwortete darauf erschrocken: «Meinen Sie – das wäre ja furchtbar – dann wäre meine Lebensarbeit umsonst gewesen!» Die Übereinstimmung unserer wirklichen Auffassung führte zu einem Besuch in seinem Gartenhaus, das ihm als Atelier und Unterkunft diente. Vor dem Haus stand eine Tonne, als Ersatz für ein Schwimmbecken. Er suchte den Kontrabass in der Malerei, was für mich ein böhmisches Dorf war.

Anerkannt als einer der Grossen der abstrakten Malerei starb Max Ackermann im November 1975, im Alter von 88 Jahren.

Wieder in militärischer Zwangsjacke

Stille Mobilmachung

Als ich Anfang März (1938) abends nach Hause kam, erzählte mir meine Nachbarin, dass im Laufe des Nachmittags zwei Soldaten mich hätten besuchen wollen. Das machte mich stutzig, da ich keine Bekannten bei der Wehrmacht hatte und ehemalige Kriegskameraden konnten es auch nicht gewesen sein. Wenn schon, dann würden sich diese schon wieder melden. Wer sich aber meldete war der Wehrmachtsbezirk des Generalkommandos. Als ich dieser Vorladung Folge leistete, wurde ich von dem Chargierten angeschnauzt: «Warum haben Sie Ihrem Stellungsbehl keine Folge geleistet?» Mit gutem Gewissen konnte ich darauf antworten, dass ich keinen erhalten noch irgendwie Kenntnis davon gehabt hätte. «Das werden wir gleich haben», raunte der Vernehmende. Er blätterte in einer Kartei, zog ein Blatt heraus und meinte, «stimmt, man hat Sie nicht angetroffen». Damit konnte ich wieder gehen. So kam ich um den Einmarsch in die Tschechoslowakei, der einige Tage später erfolgte.

Wie aber waren die Kerle auf mich gekommen? Im November 1918 wurde ich in Stuttgart abgemustert und erhielt ein Entlassungsgeld. Dabei wurde ich listenmässig erfasst, die trotz politischer Veränderungen sorgfältig weitergeführt und nach über 20 Jahren wieder herangeholt wurde.

Einberufung zur Wehrmacht

Sechs Monate später wurde ich zur Landesschützen-Kompanie eingezogen. Anfänglich waren wir in der Johannesschule einquartiert, dann erfolgte ein Umzug in die Moltkekaserno. Dort wurden wir wieder gestriezt wie in alten Zeiten. Exerzieren auf dem Kasernenhof und auf der Heide beim Bismarckturm. Schiessen in der Dornhalde und Wachdienst vor den Diensträumen des Generalkommandos gehörten zum Zeitvertreib. Einige Wochen später wurde ich zum Generalkommando abkommandiert. Das Dienstzimmer befand sich in dem historischen Gebäude der Akademie, in dem schon Friedrich Schiller unter der Fuchtel des Herzog Eugen gelitten hatte. Meine Aufgabe bestand in der Verwaltung des Seifenbestandes, ein willkommener aber stinklangweiliger Druckposten. Der Vorgesetzte war ein Major, der Mitglied des Fussballvereins «Kickers» war und sich als Beschützer des Fussballers Conen bewährte, indem er diesem einen Druckposten in seinem Dienstzimmer verschaffte. Im Oktober 1939 wurde ich zum Unteroffizier befördert und entlassen.

Beim Zollgrenzschutz

Auf Grund einer Notverordnung wurde ich dann am 12. Juni 1942 zum Zollgrenzschutz nach Baden-Oos eingezogen. In einem dreiwöchigen Lehrgang wurde ich auf unsere Tätigkeit vorbereitet. Der Dienst war rein militärisch. Trotz des vielversprechenden Titels «Hilfzoll-

betriebsassistent» war ich nur ein Grenzsoldat. Die Löhnung betrug täglich 4.10 MK. Die Feldpost kam für uns nicht in Frage. Meine Post musste ich selbst frankieren, dafür war ich auch ein «Beamter».

Ich wurde nach Süd-Münsterol im Oberelsass versetzt. Das Quartier befand sich in einem zweistöckigen Haus der Grenzaufsichtsstelle (abgekürzt GAST), in dem 15 Mann untergebracht waren, denen ein Koch zur Verfügung stand. Der Vorgesetzte der GAST trug den Titel Gastführer, dessen Vorgesetzter war ein Kommissar, der in Dammerkirch sein Dienstzimmer hatte. Diesem standen ein Beamter zur besonderen Verwendung (Bzbv) und ein Inspektor zur Seite. Über all diesem thronte der Zollrat, der in Mühlhausen stationiert war. Diese Männer der Zollhierarchie waren unsere Vorgesetzten.

Unser Dienst betrug täglich 9½ Stunden, bei jedem Wetter, auf ständig wechselnde Tag- und Nachtzeiten verteilt. Bei Alarmstufe wurde der Dienst um eine Stunde verlängert, dann kam der freie Tag in der Woche in Wegfall und der Urlaub wurde gesperrt. Die Stamm-Mannschaft des Grenzschatzes bestand aus Soldaten, die zwölf Jahre gedient hatten und nun nach längerem Zögern der Zollbürokratie zur Wehrmacht abkommandiert wurden. Wir waren ihr Ersatz. Als sich die Kriegslage verschlechterte, führte die Zollbürokratie einen zähen Kampf um ihre organisatorische Selbständigkeit. Alle Versuche, den Zollgrenzschutz dem SD (Sicherheitsdienst), der Polizei oder der SS zu unterstellen, wurden von der Bürokratie unterlaufen.

Idyllische Tage und Nächte

Hier im Sundgau, in der Burgundischen Pforte, waren wir anfänglich weit vom Kriegsschauplatz entfernt. Wir fühlten uns sicherer als unsere Angehörigen in der Heimat, die ständig feindlichen Fliegerangriffen ausgesetzt waren. Der Grenzdienst war ungewohnt und besonders anstrengend durch die wechselnden Streifendienste, die nur kurze Schlafzeiten zuließen. Ich lernte die Landschaft in den Sommertagen, in der Abend- und Morgenröte, bei Regen, Gewitter, Donner und Blitz, in Nebelwolken verhüllt, in den Wintertagen bei Frost, Kälte und Schneefall kennen. Den kleinsten Vorgängen in Feld und Wald schenkte ich meine Aufmerksamkeit. Die Karpfen in den Fischweihern, die quakenden Frösche, die bunten Libellen, die Wühlgänge der Mäuse in den Getreidefeldern, das Gezitscher der Vögel, der Schrei eines brünstigen Hirsches, der mit eingezogenem Schwanz durch das Gelände streifende Fuchs, alle die Beobachtungen verkürzten den stundenlangen Streifendienst. Die wechselnden Stimmungen in der Landschaft erinnerten an die farbensprühenden Schöpfungen von van Gogh oder an das Hell-Dunkel Rembrandtscher Gemälde. An dem trägen Wasserlauf des Rhein-Rhone-Kanals dachte ich an die Worte von Dr. Wilhelm Zimmermann:

«Ob Welle auf Welle verrinnt, der Strom zieht weiter».

Diese inhaltsreichen Worte standen auf dem Grabstein von Zimmermann, dem Verfasser des Buches über den grossen deutschen Bauernkrieg, das Wilhelm Bios 1913 neu bearbeitet herausgegeben hatte.

Ausser den Beobachtungen in der Natur verkürzten mir bei Tagesstreifen viele Reclam-büchlein die langen Stunden. Das Format dieser Büchlein war praktisch, man konnte sie rasch in der Tasche verschwinden lassen, wenn die Kontrolle auftauchte, die ja nur von hinten kommen konnte, um festzustellen, ob man auch die Punkte im Gelände zur vorgeschriebenen Zeit angelaufen hatte.

Das Schicksal der Grenzbevölkerung

Der Bürgermeister von Süd-Münsterol machte mich auf das Schicksal seiner Landsleute aufmerksam. Sein Vater hatte 1870/71 unter der Trikolore Frankreichs gegen Deutschland gekämpft. Nach dem 70er Krieg wurde das Elsass dem deutschen Kaiserreich einverleibt. Er wurde in der Schule zum Deutschtum erzogen und kämpfte im ersten Weltkrieg unter der schwarz-weiss-roten Fahne gegen Frankreich. Nach 1918 wurde das Elsass wieder Frankreich einverleibt. Sein Sohn wurde in französischem Geist erzogen, diente im französischen Heer und kämpfte im zweiten Weltkrieg gegen Deutschland. Die Besetzung Frankreichs durch deutsche Truppen ermöglichte seinem Sohn die Rückkehr in die elsässische Heimat. Und nun stehe sein Sohn vor der Musterung, um bereit zu sein, für Hitlers Eroberungspläne zu kämpfen.

Beim Einzug neuer Jahrgänge von Elsässern zur Wehrmacht kam es zu Übertritten in die Schweiz. Dann hatten wir verschärften Grenzdienst. Um die Deserteure abzuhalten, wurde deren Angehörigen eine Umsiedlung nach Polen angedroht.

Diese Schicksale waren erschütternd. Die elsässische Bevölkerung war ein wehrloser Spiel- und Prellblock der rivalisierenden Mächte und wurde von Polizei- und Grenzorganen misstrauisch behandelt. Kein Wunder, dass die Bevölkerung sehr verschlossen war. Dies bedenkend, grüsste ich die Einwohner nur auf Französisch und nicht mit dem mir selbst verhassten Heil-Hitler-Gruss. Jedes Mal wurde mir geantwortet als wäre dies ein Erkennungszeichen für Gleichgesinnte.

Verdächtiges Geschäftsgebaren

Die Kriegsfurie wütete in Europa und darüber hinaus. Nach den Wehrmachtsberichten durch das Radio verfolgte ich an Hand einer kleinen Karte den Verlauf der Kämpfe und die «strategisch notwendigen Rückzüge», besonders im Osten. Da wir uns noch im Abseits des Kriegsgeschehens befanden, empörten wir uns gegen die Anweisung von oben, alle Unterstehmöglichkeiten im Gelände zu beseitigen, die uns als Schutz gegen Wind, Regen und Schnee dienten. Dagegen anzugehen hatten wir nur die Möglichkeit des Selbstschutzes. So unterbrach ich in einer regnerischen Nacht vorzeitig den Dienst und vermerkte im Dienstbuch, in dem wir bei Antritt und Rückkehr vom Dienst uns einschreiben mussten, den Vermerk «wegen völliger Durchnässung den Dienst abgebrochen». Dies führte zu einem umfangreichen Papierkrieg, der aber für mich keine weiteren Folgen hatte.

Ausser den wachsenden Anordnungen verschlimmerte sich auch das Klima auf unserer GAST. Unser Küchenbulle war ein Schmiermichel und Zuträger für den Chef. Täglich zahl-

ten wir für die Küchenkasse 50 Pf, in die wir aber selbst keinen Einblick hatten. Die Geschäfte zwischen unserem Chef und dem Küchenbullen waren undurchsichtig und nährten das Misstrauen der Belegschaft. Aus einer Portion Wurst wurden zwei gemacht. Butter und Margarine wurden restlos für die Küche benötigt. Zucker war knapp. Bei Rauchwaren wurden die Zigarren minderer Qualität ausgegeben, während die besseren zur «Repräsentation» zurück behalten wurden. Da aber ausser dem Kommissar oder dem Zollrat niemand unser Haus betrat, wurden die Zigarren entweder den Vorgesetzten vorbehalten, oder sie dienten einem Schwarzhandel, von dem wir keine Ahnung hatten. Als wieder einmal verschärfter Grenzdienst angeordnet war, wurden durch den GAST-Führer drei Mann zum Sammeln von Haselnüssen abkommandiert. Das Sammelergebnis war dürftig und so erübrigte sich die Frage, für wen die Haselnüsse eigentlich gesammelt werden mussten.

Ein besonderer Vorgang belustigte uns. Unser GAST-Führer wohnte in einem Einzelzimmer in der Grenzaufsichtsstelle, also in einem reichseigenen Gebäude. Dafür musste er eine monatliche Miete von 10 Mark bezahlen. Nun zog er in ein Bauernhaus und nun musste der Zoll die Miete bezahlen.

Sonderbare Verhältnisse. Jede Verfügung wird gedreht, gedeutelt und verschieden ausgelegt. Doppelzüngigkeit ist an der Tagesordnung. Darum waren wir auch «Beamte» und keine Soldaten – und doch – Grenzsoldaten.

Ein besonderes Ereignis

Um Mitternacht musste ich meinen Dienst antreten. Es war eine stockdunkle Nacht. Ein stürmischer Wind peitschte uns prasselnden Regen in das Gesicht. Wir waren eine Doppelstreife. Durch Tuchföhlung versuchten wir ständig beieinander zu bleiben. Ich geriet von der Strasse ab, glitschte auf einem kleinen Erdhügel aus und rutschte rücklings in den von Wasser gefüllten Strassengraben. Ich rief meinen Kameraden, der seine Taschenlampe aufblitzen liess, um zu sehen, was los war. Mit seiner Hilfe kam ich wieder auf die Beine. Sofort brach ich den Dienst ab. Stolperte zur GAST zurück, trug es im Dienstbuch ein und zog mich um. Dann nahm ich den Dienst wieder auf. Der Regen hatte inzwischen nachgelassen, und die Sicht war besser. Der Unfall verlief glimpflich. Das unfreiwillige Bad war aber meiner Armbanduhr nicht bekommen. Ich stellte Antrag auf Erstattung der Reparaturkosten. Da die Absicht bestand, uns bei jedem Wetter einzeln auf Streife zu schicken, wurde der Zwischenfall mächtig aufgebauscht, als Reaktion gegen dieses Ansinnen.

Da die Abfassung meiner Meldung meinem GAST-Führer zu «poetisch» erschien, diktierte er mir die Meldung in reinem Beamtendeutsch. Einige Tage später mussten mein Kamerad und ich den Dienst abbrechen, um uns auf der GAST einzustellen.

Pünktlich um 15 Uhr brauste ein Motorrad mit Beiwagen in den Hof der GAST. Der Herr Zollinspektor und der Beamte ZbV, eingehüllt in dicke Pelzmäntel, die wir an der Grenze besser gebrauchen konnten, waren zur Untersuchung dieses Falles eingetroffen. Jetzt begann alles wieder von vorn. Die zwei Beamten, der GAST-Führer und ein Mann an der Schreibmaschine, mein Kamerad und ich bildeten das Kollegium. Ein neues Protokoll wurde aufge-

setzt. In seiner Fassung doppelt so umfangreich als meine Meldung und in noch besserem Beamtendeutsch. Die Einleitung war die reinste Eidesformel. «Ich sage aus . . .», «nach bestem Wissen und Gewissen» und dann der Sachverhalt. Dann erfolgten Kreuz- und Querfragen, ob wir auch nicht geflunkert hätten. Und als der Inspektor mich frug, «wie dunkel es denn gewesen wäre», antwortete ich wörtlich, «es war so dunkel, dass der Beamte Mayer, dem wir begegneten, uns nur erkennen konnte, als seine Nase meine berührte». Darauf folgte allgemeines Grinsen. Das neue Protokoll mussten wir und der Protokollführer unterschreiben. Dieses hochwichtige Schreiben wurde an das Hauptzollamt nach Mühlhausen gesandt. Nach einigen Tagen kam ein abschlägiger Bescheid. Inzwischen liess ich die Uhr in Damerkirch reparieren. Der Kostenpunkt betrug, sage und schreibe, 3.50 Mark. Dieser kostspielige Aufwand fand in einer Zeit statt, als Afrika von deutschen Truppen geräumt werden musste und Engländer und Amerikaner zum Sprung auf Sizilien ansetzten und im Osten Stalingrad gefallen war.

Es geht doch nichts über eine gewissenhafte Bürokratie!

Eine bittere Entdeckung

In meiner freien Zeit blätterte ich in einem Heft, das den Titel «Zwischen Front und Heimat» trug. Dabei stiess ich auf folgendes Gedicht:

An meinen Sohn

Mein Sohn, du bist Soldat wie ich,
Soldat im deutschen Heere.
Der Feind greift an, nun wehre dich,
Schuss gegen Schuss, Stich gegen Stich.
An die Gewehre!

Mein Sohn, ich war vier Jahre Soldat,
Soldat im deutschen Heere.
Soldat sein, das heisst Kamerad,
aus Blut und Feuer blüht die Tat.
An die Gewehre!

Mein Sohn, es steht die Welt in Brand,
Der Sieg krönt unsere Heere.
Es geht um Volk und Vaterland,
Um Deutschlands ewigen Bestand.
An die Gewehre!

Zu meinem Entsetzen hiess der Verfasser Max Barthel. Unser Jugendfreund, der anerkannte Arbeiterdichter, der im Stuttgarter Spartakistenprozess freigesprochen wurde, der Sowjet-Russland in den bitteren Hungerjahren besuchen durfte, ohne selbst Not zu leiden und der bei Machtantritt des Faschismus die führenden Nazis als «musische Menschen» benannte und sich in die braunen Kolonnen einreichte.

Wie erinnerte dieses Gedicht an die Hetzverse in den Jahren 1914 «jeder Schuss ein Russ», «jeder Stoss ein Franzos». Ich vermute, dass sein Sohn von diesen Versen nicht begeistert war, der nach dem zweiten Weltkrieg sich der Archäologie verschrieben und als Professor die geheimnisvolle Schrift der Maja in Mittelamerika entziffern konnte.

Kamerad Lehrke erzählt

Auf einer Doppelstreife in einer dunklen Nacht erzählte mir Kamerad Lehrke aus seinem Leben. Er war 41 Jahre alt und stammte aus dem Rheinland. Seit drei Monaten ist er zum ersten Mal Soldat. Diese Umstellung empfindet er als Härte. Meine Fantasie saugte seine Worte auf und belebte sie mit Farbe. Es waren keine atemraubenden Abenteuer, die ich hörte und die beim Anblick funkelnder Sterne in mich eingingen. Mein Kamerad lernte in jungen Jahren seine Frau kennen, die als eine Vollwaise bei einem IG-Farbenindustriellen als Köchin beschäftigt war. Er war bei der GEG beschäftigt. Gemeinsam sparten sie für eine Wohnungseinrichtung. Seine Tätigkeit als Jugendleiter der sozialistischen Jugend ebnete ihm den Weg zu seiner Anstellung. Dies war wenige Jahre nach dem ersten Weltkrieg. Die Sozialdemokratie sass in der Regierung und der Marsch in den Sozialismus konnte beginnen. Nach Bernsteins Theorie sah man das Allheilmittel in der Verwirklichung von Reformen und damit ein allmähliches Hineinwachsen in den sozialistischen Zukunftsstaat. Die Existenzfrage und der Weg in die Zukunft schienen gesichert. Gedanken, die dieses Zukunftsbild störten oder für absurd erklärten, lehnte er ab.

In dieser Zeit schossen Baugenossenschaften wie Pilze aus der Erde. Der revolutionäre Drang zu einer Neugestaltung der Gesellschaftsordnung wurde abgeleitet in die trägen Kanäle kleinbürgerlichen Denkens. Das Stürmen und Drängen revolutionärer Kreise der Arbeiterschaft gingen unter in der Schaffung von Siedlungen mit kleinen Häuschen, gingen unter in der Beschaffung des notwendigen Kapitals, wurden aufgerieben in dem Kampf mit Schulden und dem Konkurs.

Lehrke wurde Mitglied einer Baugenossenschaft, bezog ein kleines Häuschen und bebaute den Gemüsegarten. Seine Frau führte den Haushalt und mit ihrem Kleinkind lebten sie in der Idylle, abseits verkehrsreicher Strassen und den brennenden sozialen Fragen der damaligen Zeit. Die Baugenossenschaft florierte. Alles schien in Butter. Dem Aufsichtsrat der Genossenschaft stiegen die Rosinen in den Kopf. In völliger Verkennung der Zeit verstieg sich dieser zu fantastischen Plänen. Eine moderne Schreinerei «Eiche» wurde gegründet. Das Projekt schlug anfänglich ein und man war der Auffassung, auf dem Wege zum Sozialismus einen Schritt weiter gekommen zu sein. Die Inflationsjahre waren überwunden. Mit der Wirtschaft ging es wieder aufwärts, bis zum Beginn der Krisenjahre. Die Aufträge für die Schreinerei blieben aus. Die Zahlungen stockten. Man stand vor dem Konkurs. Der Aufsichtsrat musste zurücktreten und wurde neu besetzt. Unter Verlust wurde die Fabrik abgestossen. Um die Baugenossenschaft über Wasser zu halten, wurden die Mieten erhöht. Die Sanierungsmassnahmen lösten bei den Mitgliedern der Genossenschaft grosse Erregung aus. Zänke-reien, Verleumdungen und Verdächtigungen waren an der Tagesordnung. Gingen die Frauen

der Aufsichtsratsmitglieder zum Einkaufen, dann wurden sie argwöhnisch überwacht, obgleich deren Männer ihre Funktion ehrenamtlich ausübten. Der Vorgarten meines Kameraden verwandelte sich in einen Kompost- und Schuttablageplatz. Scherben, Töpfe, alte Eimer, Abfälle aller Art, sammelten sich nächtlicherweise hier an. Steine flogen gegen die Wände und Fenster. Wenn er nach Hause kam, fand er seine Frau stets weinend an. Er tröstete sie und räumte den Schutt geduldig beiseite, in dem Glauben, dass sich der angesammelte Groll bald totlaufen würde. Schliesslich war er aber von dem genossenschaftlichen Leben so beeindruckt, dass er aus dem Aufsichtsrat austrat und in die Stadt zog.

1933 wurde die GEG durch die Arbeitsfront übernommen. Den Versuch, ihn zu entlassen, wehrte er mit der Routine eines gewieften Parteibonzen ab und verstärkte seine Stellung, indem ihm der Einkauf einer Seifenfabrik unterstellt wurde. Nun ist er Grenzsoldat und wartet auf seine Entlassung und auf das Kriegsende. Der Dienst in dieser Nacht war kurzweilig. Wäre eine Kontrolle aufgetaucht, dann hätten wir melden können «zwei Seelen und ein Gedanke».

Kampf um Selbsterhaltung

Die Einziehung weiterer Jahrgänge der Elsässer und das Abwerfen feindlicher Flugblätter führten zur Anordnung der Alarmstufe II. Der anstrengende Dienst, die wenigen Stunden Nachtruhe, das miese Wetter und die mangelhafte Verpflegung wirkten sich aus. Die älteren Jahrgänge waren dem nicht mehr gewachsen. Viele meldeten sich krank. Um 6 Uhr früh mussten sie in Münsterol nach Altkirch zum Truppenarzt fahren. In der Kaserne erschien dann, nach zweistündiger Wartezeit, der Mediziner. Ein Kamerad erzählte mir, dass nach flüchtiger Untersuchung der Arzt zu ihm gesagt habe, «sie müssen eben aushalten, die Stalinkämpfer müssen es auch». Inzwischen war aber Stalingrad gefallen und der Arzt musste sich nach anderen Argumenten umsehen.

Bei der Untersuchung meines Kameraden Steidle, der Sprachlektor im bekannten Herder-Verlag in Freiburg war, entschlüpfen dem Arzt die Worte: «Ja, die Kommissare. Jeden Tag rufen sie an und ersuchen nur um Kranksetzung in dringenden Fällen, da man an der Grenze keinen Mann entbehren könne.» Nun konnte ich auch verstehen, dass mir der Kommissar das Sitzen im Gelände erlaubte, unter der Bedingung, dies den jüngeren Kameraden nicht zu erzählen. Der Kommissar wird vom Zollrat für den Krankenstand seiner Männer verantwortlich gemacht und dieser wiederum wird vom Oberfinanzpräsidenten gepiesackt, der sich gegen die Auflösung des Grenzschutzes und gegen eine Unterstellung unter die Polizei mit allen Mitteln wehrt. Auf dem Rücken der alten Knochen wird dieser Instanzenkrieg ausgetragen. Dementsprechend war die Stimmung und Moral.

Unter den Krankmeldenden war einer, der nur ein Auge hatte, ein anderer, dem man als Laie schon die Magenkrankheit ansah, dann ein Herzkranker, den man im Gelände schon zwei Mal aufgelesen hatte, ein anderer, der nur eine Niere hatte und das Wasser nicht halten konnte. Trotz des allgemeinen Krankheitszustandes wurde der Dienst nicht erleichtert, sondern erschwert, wie schon aus der Anordnung der Beseitigung von Unterstehmöglichkeiten hervorging.

Kamerad Steidle war über die Weihnachtstage in Freiburg. An Silvester war er im dortigen Münster, das überfüllt gewesen wäre. Tausende hätten den Worten des Bischofs gelauscht und Totenstille hätte geherrscht, als dieser davon gesprochen hätte, dass am Heiligen Abend, auf dem Petersplatz in Rom, Tausende auf den Papst gewartet hätten und als er erschienen sei, hätten diesem aus tausenden Kehlen entgegen geklungen: «Heiliger Vater, schenke uns den Frieden!»

Brennmaterial sparen

An alle zuständigen Stellen erliess die Reichsfinanzverwaltung einen Erlass, dass Holz und Kohle, Strom und Gas zu sparen seien. Für uns hatte diese Anordnung eine besondere Bedeutung. Jeder Mann von unserer GAST hatte im Laufe des Sommers drei Mark zum Ankauf von Holz bezahlt. In dienstfreien Stunden wurde von uns das Holz im Wald geschlagen, befördert, zersägt und gespalten. Und nun soll uns die Benützung dieses von uns bezahlten Holzes, auf Grund der Anordnung, entzogen und nur für die Küche benützt werden. Wo sollten wir jetzt unsere Socken, Wäsche, feuchten Stiefel und nassen Kleider zum Trocknen aufhängen? Diesen Umstand berücksichtigend wurde uns erlaubt, in dienstfreien Stunden für den persönlichen Gebrauch im Wald Holz zu holen. Meine Zimmerkameraden waren ein Einkäufer und ein Bankbeamter, die keine harte Arbeit gewohnt waren. Und mit ihnen soll ich einen Baum fällen, zersägen und zerkleinern, ausser dem zehnstündigen Grenzdienst. Das nächstliegende war, wie kann man diese Anordnung umgehen! Wir sammelten einige dicke Prügel im Walde und stapelten diese fein säuberlich neben unserem Zimmerofen zur Schau auf. Das Holz aber, das wir zum Heizen benötigten, stahlen wir von dem Stapel, den wir bezahlt und erarbeitet hatten. Das war typisch Zoll. Jede Vorschrift wird zur Kenntnis genommen, dazu noch unterschriftlich, ihre Ausführung aber wird den gegebenen Umständen angepasst. Diese Praxis führte zu einem unerquicklichen Klima. Kameradschaft konnte in diesem Klima nur in kleinem Rahmen gedeihen, war aber nicht erwünscht. Hatte sich eine Gruppe zusammengefunden, dann kam irgendein Ukas, der die Gemeinschaft wieder auseinander sprengte.

Beamtenbesprechung

Mitte Dezember 1942 löste eine Beamtenbesprechung wirre Gerüchte aus. Der Zoll soll aufgelöst werden, die Beamten sollen zur Wehrmacht kommen. Es war, wie immer, alles unklar und zweideutig. Unsere Personalausweise wurden eingesammelt, wir sollen künftig «Beamte der Staatsanwaltschaft» werden. Damit würden wir nicht mehr der Reichsfinanzverwaltung, sondern der Polizei unterstehen. Aber die Zollbürokratie ist eine Institution mit Beharrungsvermögen. Diese organisatorische Umstellung soll durch den Übertritt zweier feindlicher Agenten, die mit Diplomatenpässen von der Schweiz nach Deutschland kamen, ausgelöst worden sein.

Gerüchte, Getuschel, keiner weiss etwas Genaues – nur eines – der Dienst ging weiter. Wer im Dienstbuch die Angaben der Kontrollen nicht vorschriftsmässig einträgt, musste für

das Winterhilfswerk 50 Pfg. zahlen. Damit wurde der Diensteifer der Vorgesetzten wieder erwiesen. Unser einziger Trost war die Hoffnung auf einen milden Winter. Die dünnen Schalen der Zwiebeln und Knoblauchstollen zeigten dies an. Auch die frischen Maulwurfshügel im Gelände deuteten darauf hin, ebenso die Frösche im Fischweiher, die sich nicht im Wasser, sondern im Busch und Wald aufhielten.

Es knistert im Gebäk

Ich wunderte mich über die Frankfurter Zeitung, die nur von den Forderungen unserer Feinde schrieb und nicht von unseren. Haben wir keine Kriegsziele? Wollen wir keine Expansion nach dem Osten? Keine Ausweitung des Grossdeutschen Reiches, das an Glanz, Ruhm und Grösse die kommenden Jahrhunderte überdauern sollte? – Wenn in den Nachmittagsstunden die Radio-Nachrichten kommen, dann versammeln sich, unaufgefordert, alle dienstfreien Kameraden im Speisesaal. Auf den Gesichtern war die unausgesprochene Frage abzulesen: «Wie weit muss man im Osten aus strategischen Gründen sich noch zurückziehen?»

Mitte Januar 1943 hatten wir einen klaren Radioempfang. «Tripolis gefallen!» Das fuhr uns in die Knochen. Die Engländer beherrschen nun wieder das Mittelmeer.

Kamerad Steidle erzählte mir, dass in einem Kalenderauftrag für den Herder-Verlag die Stelle «der ruhmreiche General-Feldmarschall Rommel» gestrichen worden sei. Das erinnert an Marschall Ney, an dessen Aufstieg und Sturz zu Napoleons Zeiten.

Stalingrad verloren. Die Russen drängen nach Westen. In der Heimat soll alles mobilisiert werden, auch die Frauen. Diese Nachrichten lösen die Zungen. In der Erregung werden Worte laut, die sonst nicht zu hören sind. Das Vertrauen ist erschüttert. Misstrauen macht sich breit.

Das Radio ruft zum Einsatz aller auf. Männer bis zum 65. Lebensjahr und Frauen bis zu 45 Jahren unterliegen der Meldepflicht. Die Russen würden 16jährige ins Feuer schicken, melden die Zeitungen, dass bei uns 16jährige als Flakhelfer eingesetzt werden, darüber schweigt man.

Der Rhein-Rhone-Kanal erinnerte mich an die Verse von Ferdinand Freiligrath, dem Trompeter der deutschen Revolution von 1848, wo er den Eisgang auf der Newa besingt, wie das Eis bricht und berstet, und damit auf das zaristische Regime abzielt. Bei uns harrt man auf das Wunder und merkt nicht, dass es schon da ist, in der Schlagkraft des russischen Heeres, dessen unerschöpfliches Reservoir an Menschen und Material uns den Atem verschlug.

Das Ende der Idylle

Im März 1944 wurden wir nach Alt-Münsterol versetzt. Vor dem Ort wird gebuddelt. An der Kanalküste Kämpfe. Im Osten Kampf um Dünaburg. In Italien steht der Feind vor Florenz. London wird mit V-I beschossen. Die englische Regierung beauftragt Miss Ellen Wilkinson

mit Evakuierungsmassnahmen. Sie war die Verfasserin des Büchergildebuches «Die Kluft». Mitte Juli erfolgte das Attentat auf den Führer. Allgemeines Schweigen. Fliegerangriffe auf Stuttgart. Die Stadtmitte brennt. Ich erhalte Sonderurlaub. Zu Hause erlebe ich morgens um drei Uhr Fliegeralarm. Eine Luftmine zertrümmert in nächster Nähe ein zweistöckiges Haus. Die ganze Landschaft ist mit einer weissen Schicht überdeckt. Unser Häuschen wurde stark in Mitleidenschaft gezogen. Fenster und Türen eingedrückt und das Dach halb abgedeckt. Es ist unbewohnbar geworden.

Bei der Rückreise herrscht auf dem Bahnhof in Alt-Münsterol reger nächtlicher Betrieb. Hitlerjugend wird zum Schanzeln nach Frankreich transportiert. Auf der Strasse von Frankreich nach Dammerkirch bewegt sich ein nicht abreissender Strom von Wagen, Radfahrern und Fussgängern. Fliegerangriffe auf den Bahnhof und die Landstrassen waren die ständige Regel in den folgenden Tagen. Die elsässische Bevölkerung wurde aufgefordert, bei Fliegerangriffen die Wälder aufzusuchen. Die Einwohner von Alt-Münsterol suchten Zuflucht in Süd-Münsterol. Bei Willern und Brückensweiler werden Schützengräben ausgehoben. Unsere Gedanken kreisen um den Rückzug. Unser Gepäck ist gepackt. Der Bahnhof liegt still, nur in der Nacht gehen noch einige Züge durch. Anhaltende Fliegertätigkeit. Stärkere Flakabwehr setzt ein. Feldgendarmarie besetzt die Strassen. Unser Schneider Bachmann meldet sich krank und der Journalist Goebel tritt den Dienst nicht an, wegen Fehlens seiner Brille. Die Parteigenossen verhalten sich wenig rühmlich. Gauleiter Wagner verkündete im Mühlhausener Tagblatt:

«Hütet Euch vor Gerüchtemachern, sie sind die Agenten des Feindes. In gegenwärtiger Zeit glaubt man nur, was man selbst sieht oder was die verantwortungsvolle Führung sagt.»

Einen Tag später verkündete er:

«Das Reich wird seine Feinde in den kommenden Entscheidungskämpfen noch mit mancher neuen Waffe überraschen, unsere besten Waffen aber sind Mut, Härte, Unnachgiebigkeit und der unbeugsame Wille zum Sieg.»

Das Etappenschwein Schlawinski auf unserer Kleiderkammer in Dammerkirch forderte zum Umtausch schlechter Kleidung auf. Vor Kurzem noch musste man einen Kanossagang machen, wollte man bessere Kleidungsstücke. Jetzt, wo der Amerikaner stürmisch gegen die Burgundische Pforte anrennt, kann man alles bekommen.

Alt-Münsterol war wie ausgestorben. Die Reichsdeutschen waren abgereist. Gauleiter Wagner verbot die Benützung von Lastwagen zu Umzügen im Elsass. Nur in besonderen Fällen wurde dies erlaubt. Jeden Tag kam von ihm ein Kernsatz zum Aushalten und Siegen im Mühlhausener Tagblatt.

Sonderurlaub

Mitte September erreichte mich die Nachricht vom Totalschaden unseres Geschäfts durch Flieger. Sieben Tage war die Nachricht unterwegs. Ich bekam Sonderurlaub. Die Fahrt ging mit Unterbrechungen über Mühlhausen durch das Höllental nach Donaueschingen und weiter über Tuttlingen, Horb bis Vaihingen. Von hier mit der Strassenbahn in das Stadttinnere zum



Stuttgart 1945: Die Hirschstrasse mit Rathaus

Wilhelmsbau. Dann musste ich durch die Eberhardstrasse. Von der Färber- bis zur Kreuzstrasse nur ein Trümmerhaufen. Vom Haus 25, in dem sich unser Textilgeschäft befand, stand kein Stein mehr auf dem andern. Das Haus war bis auf die Grundmauern abgebrannt. Vom Eugensplatz konnte ich mit der Strassenbahn bis zur Stelle fahren. Auf dem Frauenkopf war man mit der Herstellung unseres Häuschens beschäftigt. Die Berichte über die Schreckensnacht waren erschütternd. Viele Menschen in Stuttgart erstickten in den Kellern oder verbrannten elendiglich in den brennenden Asphaltstrassen.

Nun begann eine Lauferei zu den amtlichen Stellen, dazwischen hinein Fliegeralarme. Rennen in die Bunker und bei Tag und Nacht keine Ruhe. Die Urlaubstage waren eine Hetzerei. Aufmerksam verfolgte ich die Wehrmachtsberichte. Ob ich wohl nochmals über den Rhein gehen sollte? Der Urlaub ging zu Ende und die Front in der Burgundischen Pforte stand noch. Die Fahrt nach Alt-Münsterol war ziemlich umständlich. Vom Westbahnhof in Stuttgart aus begann die Rückreise über Immendingen, Donaueschingen, Titisee nach Freiburg und am andern Tag in aller Frühe Weiterfahrt nach Alt-Münsterol, mit Übernachtung in Mühlhausen. Um 7 Uhr kam ich dort an und um 9½ Uhr war ich auf einem Acker zum Kartoffellesen.

Die Front rückt näher

Die folgenden Tage waren sehr unruhig. Fliegerbeschuss durch Flak. Bomben auf die Bahnlinie. Wir dürfen nur noch als Doppelstreife ins Gelände. Feindliche Flieger zerstören die Starkstromleitungen. Man befürchtet Landung von Fallschirmspringern. Artillerie und Truppen kehren zurück. Ständig kreisen feindliche Flieger über unserem Ort und lenken das Feuer der Artillerie. «Alles einpacken», lautet der Befehl. Fahrzeuge werden besorgt. Koffer und Kisten werden aufgeladen. Unsere Posten stehen nur noch im Ort. Der Abmarschbefehl aber bleibt aus. Auf Strohsäcken wird kampiert. Wir haben nur Kerzenlicht. Die Gestapo verbrennt Papiere und haut ab. Seit Stunden warten die Bauern mit den Wagen mit unserem Gepäck auf den Befehl zum Abrücken. Der Befehl aber lautet «dableiben». Granaten fliegen über unseren Ort. Alles schimpft. Wie werden wir wohl diesem Hexenkessel entinnen. Wir quartieren uns in die Zellen der Gestapo. Zwei unserer Kameraden fallen einem Feuerüberfall zum Opfer. Wir haben keine Möglichkeit den Frontverlauf festzustellen. Die zwei Kameraden werden noch beerdigt. In den Abendstunden erfolgte dann der Befehl zum Abmarsch. Feiner rieselnder Regen ging durch und durch. Über Schaffnatt, Elbach, Brückenweiler nach Untertraubach führte der Marsch. Dann ging es weiter auf einer kerzengeraden Strasse nach Sennheim. Wir hatten Glück, dass kein Fliegerwetter herrschte. In einem Barackenlager der SS bezogen wir Quartier. Am andern Tag ging es über Ensisheim, kaum hatten wir den Ort verlassen, begann die Panzerabwehr in Richtung Mühlhausen zu schießen. In einem Arbeitslager der weiblichen Jugend in Hirzfelden wurde übernachtet. Die dortige Heizung ermöglichte uns das Trocknen unserer Kleider.

Übergang über den Rhein

Am 25. November 1944 trafen wir in Neu-Breisach ein. Kurz vor unserem Eintreffen wurde die Rheinbrücke gesperrt. Nach langen Verhandlungen erfolgte am 2. Dezember der Rückzug über den Rhein. Feindliche Flieger vertrieben uns in nahegelegene Bunker. Nach dem Fliegerangriff versuchten wir über die zerstörte Brücke zu kommen, an deren Ausbesserung fieberhaft gearbeitet wurde. Bis zum deutschen Ufer fehlten noch etwa 75 Meter. Die mühselige Kletterei wurde zu einem Wettlauf vor erneutem Fliegerangriff. Die Pioniere schimpften. Wir störten sie bei ihrer Arbeit. Der letzte Teil der Brücke führte über eine provisorische Hängebrücke. Ein Laufbrett unter den Füßen, rechts und links in Schulterhöhe ein gespanntes Drahtseil. So schieben wir uns über den Steg. In Breisach wurden wir sofort zur Fährenwache eingeteilt. Zwischen 14 und 18 Uhr bin ich an der Reihe. Wir sollten nur Zivilpersonen kontrollieren.

An der Fähre herrschte ein starker Betrieb. Flieger summen und brummen über uns weg. Plötzlich beginnen die Flieger zu kreisen. Alles schreit! Rennt! In Sekunden ist der Platz völlig leer. Instinktiv sause ich in ein Erdloch, das mit Faschinen ausgelegt war, wie unsere Schützengräben im ersten Weltkrieg. Es war ein sogenanntes Tonnenloch. Und schon fallen Bomben! Ich höre sie pfeifen – eine schlägt am Uferrand ein, eine weitere fällt in nächster Nähe von mir in einen sumpfigen Wassertümpel. Sie überschüttet mich mit einer Fontäne

von Wasser, Schlamm und Splittern. Mir wurde es in diesem Tonnenloch sehr ungemütlich. Fällt eine weitere Bombe, noch näher, dann laufe ich Gefahr von den Faschinen guillotiniert zu werden. Bevor die kreisenden Flieger zurückkehren, klettere ich aus dem Loch und renne einen Trampelpfad entlang, der über einen Erdwall führte, hinter dem sich ein Bunker befand. Dieser ist überfüllt von Landsern, die alle den Angriff abwarten.

Kaum sind die Flieger abgezogen, begann sofort wieder ein reger Betrieb an der Fähre, deren Drahtseil noch in Ordnung sich befand. In den Abendstunden schimmerte der Rhein silbern und ruhig, als wäre Frieden.

Am nächsten Tag wurde das Drahtseil der Fähre getroffen und aller Verkehr ruhte. Bei den weiteren Fliegerangriffen wurde die Fähre und die Eisenbahnbrücke eingenebelt. Dieser künstliche Nebel brannte in den Augen und setzte sich auf die Brust. Das Baubataillon hatte beim Brückenbau 6 Tote und 15 Verwundete. –

Im schönen Markgräfler Land

Standquartier Britzingen

Mitte Dezember 1944 kamen wir nach Britzingen, einem Weinort im schönen Markgräfler Land. Der Ort liegt am Fusse der Vorberge des südlichen Schwarzwaldes. Die Einwohnerzahl von 600 vor dem Kriege war auf 1'100 Seelen angewachsen. Wir selbst wurden in der Schule einquartiert. In dem einzigen Gasthaus im Ort, in der «Krone», befand sich unsere Telefonwache, ausser den Radfahrern die einzige Verbindung zu den vorgesetzten Behörden.

Die Kompetenzstreitigkeiten zwischen Grenzschutz und Sicherheitsdienst und Wehrmacht änderten sich ständig nach der allgemeinen Kriegslage. Wir wurden wieder zum Streifen dienst eingeteilt. Mitte Januar 1945, bei grimmiger Kälte, unternahmen wir «Propagandamärsche» von Hügelheim nach Seefelden und zurück. Sie sollten dem Feind Ansammlungen von Truppen vortäuschen. Ständig verfolgten und beschossen uns feindliche Flieger auf der kerzengeraden baumlosen Strasse. Die einzige Schutzmöglichkeit bot der Strassengraben. Wir hatten Glück. Es gab keinen Verwundeten. Die Stimmung der Mannschaft aber war auf dem Nullpunkt angelangt. Keiner hatte Verständnis für diese Märsche ohne Vorgesetzte. Dazu kam das Missbehagen über die besondere Verpflegung der Vorgesetzten bei einer Mannschaft von 25 Köpfen.

Telefonwache

Das war ein angenehmer Druckposten. Bei Schnee und Kälte im geheizten Wirtschaftsraum der «Krone», bei einem Glas des wohlschmeckenden Markgräfler Weines. Selten wurde ich durch einen telefonischen Anruf in meiner Ruhe gestört. Wir befanden uns schon im Abseits, während in Mittel- und Norddeutschland die Entscheidung fiel. In der «Krone» stellten sich stets Gäste ein, die im naheliegenden Badenweiler das Kriegsende abzuwarten gedachten. Hier lernte ich auch Dr. Linnartz* kennen, der mir einige Bücher zu lesen gab. Wir sprachen viel über Literatur, bis man wusste, mit wem man es zu tun hatte. Des Öfteren wurde man auch deutlich, als jemand die Frage aufwarf, was der Unterschied wäre «zwischen einem Knochen und dem Volkssturm»? Die Antwort lautete «der Knochen ist für den Hund, der Volkssturm für die Katz»!

Bei den Wirtshausgesprächen hörte ich auch die Geschichte der Burg Neuenfels, die sich als Ruine in der Nähe von Britzingen befand. Die letzten Tage der Burgbewohner gingen auf das Jahr 1540 zurück. Damals schickten diese einen Bernhardinerhund mit Korb und Zettel zum Einkaufen in das Dorf. Als der Hund mehrere Tage ausblieb, machten sich einige Britzinger Bürger auf den Weg um nachzusehen, was los war. Oben angelangt fanden sie die Burg ausgeraubt und deren Bewohner erschlagen vor. Diese wurden in der Kirche zu Britzingen bestattet. Beim Einbau einer Heizung in der Kirche stiess man auf die Skelette der einstigen Burgbewohner, deren Schicksal nun wieder zum Tagesgespräch wurde.

* Dr. Linnartz war nach 1945 OB der Stadt Köln.

Ruine Neuenfels

Diese Geschichte erregte meine Neugier. An einem freien Tag stieg ich zur Ruine auf. Es war ein herrlicher Märztag. In dem milden Klima im Markgräfler Land war die Natur frühzeitiger als in nördlicher gelegenen Gebieten. Die Bäume blühten hier schon im März. In den Abendstunden stand ich auf der Zinne der Burgruine. Hinter den Bergen und Kuppen der bewaldeten Vogesenberge ging die Sonne blutrot unter. Drüben in Neu-Breisach stieg eine mächtige Rauchwolke auf, die sich in breiten Rauchschwaden über die Rheinebene verbreitete. Unaufhörlich rollte Geschützdonner. Ununterbrochen sprangen gespenstisch da und dort Fontänen von Rauch und Feuer auf. Auf Strassen und Wegen herrschte reger Betrieb. Auch die Holzattrappen von Panzern am Waldesrand konnten nicht darüber hinwegtäuschen, dass das Hitlerreich in den letzten Zügen lag.

Nachdenklich und bedrückt verliess ich die Ruine mit ihrem schauerlichen Panorama. Der Heimweg führte auf dem Kamm des Berges entlang, dem Hochwald zu. Vom Stamm einer mächtigen Tanne erkannte ich ein altes Wegzeichen der Naturfreunde, ein grünes N mit einem roten Pfeil. Dieses verwaschene Wegzeichen erfüllte mich mit neuen Impulsen. In den Stunden des Grauens belebten mich Zuversicht und Hoffnung aufs Neue. Hell und lebendig leuchtete das Zeichen mit den verbrüdereten Händen.

Besuch in Betberg

Ich besuchte einige Kameraden, die in Betberg einquartiert waren. Die alte Kirche und das Pfarrhaus standen auf einem vorgeschobenen Ausläufer des Schwarzwaldes, von dem man einen prächtigen Rundblick über das Rheintal hatte. Die Landschaft, die efeumrankten verfallenen Kirchhofsmauern nahmen mich gefangen. Mein Kamerad führte mich in das Pfarrhaus ein und machte mich mit den zwei Töchtern des Pfarrers bekannt. Später sassen wir mit der Pfarrersfamilie am Kaffeetisch. Mir schien dies alles so unwirklich. Mitten im Krieg, der seinem Ende zuzuging, herrschte hier ein heiterer Ton. An der Spitze des Tisches sass der Pfarrer mit schneeweissem Haar, neben ihm seine Gattin und ganz sittsam die Töchter und reihum meine Kameraden und ich. In der Ferne anhaltender Donner der Geschütze und hier friedliche Ruhe, nahezu beängstigende Ruhe. Bescheiden sassen wir da, als könnten wir keiner Mücke etwas zuleide tun. Auch der erste Augenschein der Pfarrerstöchter trügte, wie meine Kameraden zu erzählen wussten. Die trieben allerlei Schabernack mit der willkommenen Einquartierung. In der ersten Nacht bauten sie vor dem Schlafraum meiner Kameraden eine Barrikade von Eimern und Töpfen, Besen und sonstigem Gerümpel. Dann weckten sie die Männer. Als diese die Türe öffneten, fiel die ganze Barrikade mit lautem Krach und Getöse in das Zimmer, während ein lachender Schatten die Treppe hinab eilte. Dabei blieb es aber nicht. An anderen Tagen spielten die Mädchen Gespenster oder lancierten in die Zigarren der Männer Knallplätzchen, um dann voll Neugier auf das Knallen und die Reaktion der Männer zu warten. Diese Idylle passte absolut nicht in das kriegerische Geschehen der Gegenwart.

In der «Krone»

Dagegen ging es in der «Krone» nicht so friedlich zu. Es war ein Kommen und Gehen. Evakuierte aus Neuerburg beklagten sich, dass eigene Truppen ihre Wohnungen aufgebrochen, das Mobiliar zerschlagen und das Bettzeug versaut hätten. Polnische Zivilinternierte, die 1922 ins Elsass einwanderten, wurden beim Rückzug der deutschen Truppen zusammengetrieben und über den Rhein verschleppt. In einem Barackenlager in Sulzburg wurden sie untergebracht und in den Steinbrüchen bei Oberweiler mussten sie Sklavenarbeit verrichten. –

Wir hatten keinen Strom. Petroleumlampen und Kerzengeflacker beleuchteten den Wirtschaftsraum. Unaufhörlich zogen Truppen aller Formationen durch den Ort. Einige hielten Einkehr in der Wirtschaft. Ein Feldwebel bekam einen Koller. Mit einem Stock wollte er die Gläser hinter der Theke zerschlagen. Die Wirtin fiel ihm in den Arm. «Warum denn nicht, in mir ist auch alles kaputt!» murmelte der zur Besinnung Gekommene. Junge Burschen einer Strafkompagnie hinterliessen den Eindruck einer Räuberbande. Beim Bäcker stahlen sie das frisch gebackene Brot, in Privathäusern räumten sie die Weinkeller und klauten Fleischbüchsen. Triumphierend mit einer aufgespiessten Gans randalierte einer durch den Ort. Die Truppen befanden sich in Auflösung. Die Autorität der Feldgendarmarie schien gebrochen.

Aus den Gesprächen konnte man das Durcheinander bei der Brücke zu Mülheim entnehmen, bei der Truppen und Versprengte das rettende Ufer zu erreichen suchten. Panzer und Kraftwagen, denen der Sprit ausgegangen, wurden verlassen. Geschütze mit Ochsen gespannen keuchten über die Brücke, trotz Artillerie- und Fliegerbeschuss. Untergangsstimmung machte sich breit. Das erinnert an Albert Einstein, der nach dem Ausgang des zweiten Weltkriegs befragt, die Antwort verneinte, aber lakonisch hinzufügte, dass der dritte Weltkrieg mit Steinwerkzeugen ausgetragen würde.

Die letzten Tage

Die gefrorenen Strassen im Ort, die nun auftauten, befanden sich in einem heillosen Zustand. Schwere Fahrzeuge sanken bis an die Achse in den aufgeweichten Boden. Stauungen entstanden, dazu ständige Fliegerangriffe. Die Parole der Nazis lautete: «Lebe für den Krieg, fürchte dich vor dem Frieden!»

Die Natur trieb neue Knospen. Der mächtige Lindenbaum vor der Kirche entfaltete sein Blätterdach, der riesige Kastanienbaum im Pfarrhof steckte Kerzen auf. Die weissen Blüten der Kirschbäume leuchteten in der Sonne und die der Aprikosen erfreuten das Auge. Es war ein schmerzliches Empfinden, neues Leben und sinnlose Vernichtung! Tolle Gerüchte beunruhigten uns. Neue Waffen stünden vor dem Einsatz. Jeder hatte etwas gehört, keiner aber wusste etwas Zutreffendes. Stündlich wechselten Hoffnung, Zuversicht und Zweifel und niemand konnte sich diesem Wellenschlag verschliessen.

Wer dachte jetzt noch an die Frage Göbbels: «Wollt ihr den totalen Krieg?» Der römische Kaiser Nero war doch ein winziger Zwerg gegenüber diesen modernen Herostraten. Aus dem «Hosianna» wurde nun ein «Kreuziget ihn».

Die Mitglieder der Frauenschaften sollten bewaffnet werden. Partisanenkampf wurde propagiert. Die niedersten Instinkte wurde aufgeputscht, – «Heldentaten der Hitlerjugend wurden aufgebauscht oder erfunden. Mit Standgerichten und Feme wurde versucht, das Volk einzuschüchtern und zum Verzweiflungskampf zu zwingen.

Rückzug in die Schwarzwaldberge

Alles war gepackt und abmarschbereit. Der Volkssturm wurde an den Rand der Wälder zurückverlegt. Am 22. April 1945 in den Nachmittagsstunden kam der Befehl zum Abmarsch Richtung Staufen. Am Ortsrand rief uns die Bevölkerung zu, wir sollten einen anderen Weg gehen, da Sulzburg unter Beschuss liege. Kehrtwendend zogen wir über Schweighof, Haldenhof, Neuerwang. Ein sehr steiler Weg. Wir mussten in die Speichen der Wagenräder greifen, damit die dampfenden Pferde verschnaufen konnten. Die Steigung wollte kein Ende nehmen. Nach Mitternacht fanden wir in einer Wanderherberge Unterkunft. Hier befand sich ein Proviantlager, das aufgelöst wurde. Mit Handwagen und Körben war die Bevölkerung dabei, das Lager zu leeren. Als wir ankamen, war das Lager gesperrt. Die Reste sollten dem Volkssturm übergeben werden. Wir erbten noch ein Vesper und einige Zigarren.

Am nächsten Tag ging es über Schönau und Gschwend. Eine Ruhe wurde vorgetäuscht. Nach aussen gab man sich den Anschein, dass man eisern «bis aufs Messer» Verteidigungsmassnahmen nachkommen wolle, während die Vorgesetzten schon frühzeitig sich mit ihren Zivilanzügen eingedeckt hatten und nun eifrig die Landkarte studierten, um ein Loch zum Entschlüpfen zu finden. Anfänglich sollten wir das Wiedener Eck besetzen, nun hiess es, auf dem Notschrei Stellung zu beziehen. Der Regimentsstab, der sich dort befunden hatte, war aber schon vor zwei Tagen abgehauen. Was nun?

Auflösung des Grenzschutzes

Am 25. April löste sich unsere Formation auf. Jeder bekam seine Papiere und Ausweise. Kleiner Mann – was nun? Eine Entlassung war schon immer unser Wunsch, aber nun in dieser Situation! Ich beschloss, zu Fuss durch den Schwarzwald nach Hause zu kommen. Die neuen Kleidungsstücke, die wir in den letzten Tagen bekommen hatten, waren uns jetzt nur noch lästig. Mein Begleiter war aus Herrenzimmern. In Schauinsland tauschten wir unsere neuen Kleidungsstücke gegen alte verflückte Stücke. Wie Vogelscheuchen zogen wir durch die Wälder, Wege und Strassen nach Möglichkeit vermeidend. In den Wäldern begegneten wir ebenso solchen Individuen, die mit Hacken und Rechen bewaffnet, Bauern vortäuschend, nach Hause strebten. Das vorsichtige Gehen verriet schon von weitem, dass es sich um Soldaten handelte. Alles mutete wie Fasching an, wenn es nicht so ernst gewesen wäre.

Gefangenschaft

Beim Überschreiten einer Strasse im Höllental wurden wir von einem motorisierten französischen Soldaten kontrolliert. Da dieser die deutsche Sprache nicht beherrschte, verwiesen wir ihn auf die Stempel auf unserem Entlassungsschein, die ihn anscheinend so beeindruckten, dass er uns ungeschoren liess. Mitten im Wald hängte ich meinen Revolver an einen Ast. Mein Kamerad aber konnte sich von seinem Schiesseisen nicht trennen und steckte dieses in seinen Rucksack. Obgleich wir Wege und Strassen nach Möglichkeit vermieden, liefen wir, mitten im Walde, einer französischen Patrouille in die Hände. Bei einem Bauernhaus mussten wir uns ausweisen, unsere Papiere vorweisen und die Rucksäcke entleeren. Bei meinem Kameraden rollte der Revolver aus dem Rucksack auf den Boden. Sofort hiess es Werwolf. Wir mussten die Hände erheben und uns an die Hauswand stellen. Dann wurden wir abgetastet. Unter scharfer Bewachung mussten wir nach St. Märgen marschieren. Unterwegs wurde mein Kamerad mit Fusstritten traktiert, während man mich in Ruhe liess. In einer Scheuer in St. Märgen wurden wir untergebracht, in der sich eine stattliche Zahl gefangener Wehrmachtsangehöriger aller Waffengattungen befanden. Am 27. April marschierten wir nach Freiburg in die Gendarmenkaserne, wo ich wieder einige meiner Kameraden traf. In den Gängen der Kaserne sassen und lagen wir bei Nacht ohne Decken oder sonstige Unterlagen auf dem blanken Boden.

1. Mai 1945

Weltfeiertag! Seit zwölf Jahren verfälscht durch die Nazis und ihre Arbeitsfront. Zu einem dreitägigen Fussmarsch nach Strassburg mussten wir antreten. Es waren ungefähr zweitausend deutsche Gefangene, die nun in Zweierreihen, flankiert von schwarzen Marokkanern, die Nilpferdpeitschen schwingend, die «Mai»marschierer in Trab hielten. In den Dörfern stellte die Bevölkerung Eimer mit Wasser und Äpfeln an die Strasse. Die meisten der Bewachungsmannschaft liessen keinen heraustreten, so war es nur wenigen möglich, einen Schluck Wasser oder gar einen Apfel zu erhaschen. In Lagerhäusern und leerstehenden Fabriken wurde übernachtet. Beim Marsch durch Strassburg stand die Bevölkerung Spalier. Von Fanatisierten wurden wir angespuckt. Ein buckliger Mann gab mir einen Fusstritt, gegen den ich mich leider nicht wehren konnte. Im Fort Mutzig war Sammelstelle. Hier wurden die Personalien aufgenommen. Meine Meldung lautete:

Baracke II M.-Nr. 3794
Birkert, Emil, Kaufmann, geb. 18.8.1895, Stuttgart, Frauenkopfstr. 25
Wurde am 26.4.45 bei Waldau (badischer Schwarzwald) durch französisches Militär verhaftet. War kein Parteimitglied. Gehörte keiner Gliederung der NSDAP an.

Im Fort Mutzig mussten wir den Oberkörper entblößen. Man suchte nach Angehörigen der SS, die unter der Achsel einen Stempel eingebraunt hatten. Einige wurden herausgefischt und mit grossem Geschrei ausgesondert. Ich hoffte, als Zivilinternierter eingestuft zu werden. Pfeifendeckel! Mitgefangen, mitgehungen!

Konzentrationslager Struthof

Mit hundert Gefangenen kam ich in das berüchtigte KZ Struthof in den Hochvogesen. Als wir dort ankamen, war das Lager mit Nazifunktionären aus dem Elsass und Frauen und Kindern Evakuierter aus dem Rheinland belegt. Die Wachleute waren Männer aus der elsässischen Widerstandsbewegung, von denen die meisten einen aus rotem Tuch ausgeschnittenen Sowjetstern an der Brust befestigt hatten. Das Leben im KZ erfolgte nach den Maximen der übrigen KZ. Stundenlange Appelle, Holzfällen, im Steinbruch arbeiten, Erdarbeiten, Kartoffelkäfer sammeln. Schlechte Verpflegung. Bei den Wassersuppen dachte ich daran, dass unsere Truppen das Elsass leergefressen hatten. Nach zwölfjährigem Antifaschistenleben wurde ich nun durch den Wolf gedreht.

Hundracker müde wurden wir auch des nachts belästigt. Ab und zu wurde in nächtlicher Stunde die Barackentür aufgerissen und der Befehl erscholl «alles mit Gepäck antreten». Dann wurden die Strohsäcke durchsucht nach Messern und scharfen Gegenständen. Nach der Untersuchung konnten wir die Baracke wieder betreten und die Nachtruhe fortsetzen. Nachdem ein Gefangener entflohen war, erfolgte wieder um Mitternacht das Kommando «alles heraustreten». Vor der Baracke standen Hocker und dahinter Männer mit Haarschneidemaschinen. Auf einfache Art wurden uns die Haare geschnitten. Die Schneidemaschine setzte vorn an der Stirn an und fuhr bis zum Nacken. Mit dieser Bantu-Neger-Frisur konnten wir wieder die Baracke betreten. Dieser Haarschnitt sollte weitere Flucht verhindern.

In den qualvollen Nächten, wenn der Magen knurrte und der Hunger den Schlaf verscheuchte, dachte ich an Knut Hamsun, an sein Buch «Hunger», das einstens den jungen Schriftsteller berühmt gemacht und seine Existenz sichergestellt hatte. Oder an den anderen grossen Nordländer, den Schweden Sven Hedin, auf seinem Fussmarsch durch die asiatische Wüste, dem Verdursten nahe. Wie fühlte ich mich diesen Männern nahe. Wie bohrt und nagt es in einem. Die einseitige Kost führte zu Entkräftigung. Jedes übrige Fett ist schon längst geschwunden. Dicht spannt sich die Haut über das Knochengerüst. Allgemeine Schwäche, Herzbeschwerden, geschwollene Beine, Magen- und Darmerkrankungen herrschten im Lager und forderten ihre Opfer.

Im Herbst 1945 erfolgte die ersehnte Entlassung. Ein Omnibus brachte uns nach Bühl in Baden. Dort wurden wir von der Bevölkerung mit Obst und Rauchwaren eingedeckt.

Es war ein sonderbares Gefühl, sich wieder frei bewegen zu können. Nach mancherlei Unterbrechungen auf der Heimfahrt kam ich endlich nach Stuttgart. Zu Hause angekommen, packte ich meine Montur und alles was ich am Leibe trug, in den Waschkessen zum Verbrennen. Dann wusch ich mich von Kopf bis Fuss tüchtig ab, um all die Läuse loszukriegen, der ich im KZ nicht mehr Herr wurde.

Frisch gewaschen und von Läusen befreit begann ein neues Leben.

Personenverzeichnis

Adler, Friedrich. Am 21.10.1916 erschoss er in Wien den österreichischen Ministerpräsidenten Graf Stürgh. Zum Tode verurteilt, dann zu lebenslänglich begnadigt, brachte ihm die Revolution von 1918 die Freiheit. Seine Tat führte zu der Diskussion über den individuellen Terror als Kampfmittel.

Adler, Victor. Führender Sozialdemokrat in Österreich vor der Jahrhundertwende. Auf dem Gründungskongress der II. Internationale am 14. Juli 1889 in Paris forderte er als einziger Delegierter, den 1. Mai mit einem 24-stündigen Generalstreik zu begehen. Nach seinem Vorschlag wurde der 1. Mai 1890 in Wien mit einem Generalstreik durchgeführt, an dem sich über 100'000 Arbeiter und Arbeiterinnen beteiligten.

Albrecht, Karl. Als Transportführer der im Januar 1919 verhafteten Führer des Spartakusaufstandes von Stuttgart nach Ulm rettete er diesen das Leben. Er wurde Kommunist. Verbrachte zehn Jahre in Sowjet-Russland. In der kritischsten Zeit der Entwicklung der Waldwirtschaft war Albrecht Sonderbevollmächtigter des Zentralkomitees der Partei und des Rates der Volkskommissare auf seinem Fachgebiet. Durch die Verweigerung, seine deutsche Staatsangehörigkeit aufzugeben, wurde er seiner Ämter enthoben und unter der Anschuldigung, ein deutscher Spion zu sein, von der GPU verhaftet. Zum Tode verurteilt, verbrachte Albrecht 18 Monate in den Kerkern der GPU. Das Eintreten von Clara Zetkin und der Deutschen Botschaft für Albrecht führten zu seiner Entlassung aus der Sowjetunion.

Barbusse, Henri. Französischer Schriftsteller, der als Freiwilliger in den Krieg von 1914 zog und nach Erleben des Grabenkrieges als Pazifist das Aufsehen erregende Buch «Das Feuer, Tagebuch einer Korporalschaft» herausgegeben hat.

Barth, Max. Journalist. Nazigegner. Zwölf Jahre Emigration. 1952 kehrte er in seine Hei-

matstadt Waldkirch in Baden zurück und starb im Alter von 74 Jahren in ärmlichen Verhältnissen. Das Buch «Spur im Ufersand», herausgegeben von der Waldkirch Verlagsgesellschaft, bringt eine Auslese aus seinem literarischen Schaffen.

Barthel, Max, (1893-1975). Bekannter Arbeiterdichter. Gebürtig aus Dresden. Mitglied der sozialistischen Jugend. 1912 in Stuttgart. Vier Jahre Kriegsdienst. 1919 Angeklagter im Spartakusprozess in Stuttgart. In späteren Jahren im Verlag Münzenberg beschäftigt, dann Lektor bei der «Büchergilde Gutenberg». 1933 schloss er sich den Nazis an.

Bebel, August, (1840-1913). Über ihn schrieb Karl Marx an Friedrich Engels nach einer Falschmeldung über Bebels Tod 1882, «es ist entsetzlich, das grösste Unglück für unsere Partei: Bebel war eine einzigartige Erscheinung innerhalb der deutschen Arbeiterklasse». Aus der Geschichte der Sozialdemokratie ist seine faszinierende Erscheinung nicht wegzudenken.

Becker, Ludwig, (1892-1974). Schon in jungen Jahren schloss er sich als Goldschmied-Lehrling der sozialistischen Arbeiterjugendbewegung an. Nach vier Jahren Kriegsdienst trat er der KPD bei. Einige Jahre war er Mitglied des Wrttbg. Landtages. 1927 wurde er aus der Partei ausgeschlossen und trat der KP-O bei. In diesen Jahren war er Leiter der Verwaltungsstelle des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes in Schwenningen a.N. Als Mitglied des Gauvorstandes der wrttbg. Naturfreunde bekleidete er das Amt des Schriftleiters des monatlich erscheinenden Vereinsorgans «Aufstieg». Im dritten Reich befand er sich 8 Jahre im KZ Buchenwald in Schutzhaft. Nach 1945 war er Bürgermeister in Schwenningen, Mitglied des Landtages in Süd-Württemberg-Hohenzollern. 1955 wurde er auf der Bundesversammlung der Naturfreunde in Mannheim zum stellvertretenden Bundesvorsitzenden gewählt.

Das Amt des Bezirksleiters der IG Metall für Baden-Württemberg bekleidete er bis zu seiner Pensionierung.

Belli, Josef. Gehilfe des «roten Postmeisters» Motteler während des Sozialistengesetzes unter Bismarck.

Bernstein, Eduard, (1850-1932). Während des Sozialistengesetzes redigierte er die Zeitung «Sozialdemokrat». Er galt als der Schöpfer des Revisionismus. 1914 stand er auf der Seite der Kriegsgegner und trat der USPD bei.

Bios, Anna, (1866-1933), geb. Tomaczewski. Tochter eines Oberstabsarztes. 1905 Heirat mit Wilhelm Bios. Mitglied des Ortsschulrates in Stuttgart, als erste Frau in Deutschland, die mit einer solchen Aufgabe betraut wurde. Sie war schriftstellerisch tätig, u.a. ihr Buch «Frauen in Schwaben», Verlag Silberburg, Stuttgart, 1929.

Bios, Wilhelm, (1849-1927). Schon während des Sozialistengesetzes mit August Bebel und Wilhelm Liebknecht Mitglied des deutschen Reichstages. Seine Hauptwerke: «Die französische Revolution», «Die deutsche Revolution», «Badische Revolutionsgeschichten», Herausgabe des «Deutschen grossen Bauernkrieges» von Dr. Wilhelm Zimmermann. 1918 erster Ministerpräsident von Württemberg. Der Volksmund sagte: Bis dato wurde Württemberg bloss von Wilhelm regiert, seit 1918 aber von Wilhelm Bios.

Bock, Wilhelm. Mitglied des Reichstages. Chefredakteur der Gothaer Volkszeitung.

Borchardt, Julian, (1868-1932). Herausgeber der «Lichtstrahlen» während des ersten Weltkrieges.

Crispien, Arthur. Chefredakteur der «Schwäbischen Tagwacht» in Stuttgart. Rücktritt im Herbst 1914 wegen Gegnerschaft zur Burgfriedenspolitik der Partei. 1918 Mitglied der provisorischen Regierung in Württbg. Parteivorsitzender der USPD. Nach dem Parteitag in

Halle schloss er sich wieder der SPD an. Bis zu seiner Emigration in die Schweiz bekleidete er das Amt des stellvertretenden Parteivorsitzenden der SPD.

Daniel, Richard. Mitglied der Arbeiterjugend in Stuttgart. Vier Jahre Kriegsdienst. In späteren Jahren beschäftigt bei der «Roten Hilfe». Während der Stalinära in Sowjetrussland verschollen.

de Man, Hendrik. Miteinberufer der ersten sozialistischen internationalen Jugendkonferenz 1907 in Stuttgart.

Dehmel, Richard. Der grösste lyrische Dichter zur Jahrhundertwende.

Dörfel, Fritz, (1894-1976), geboren in Leipzig. Von Beruf Graveur. Auf seiner Wanderschaft fand er in Stuttgart Arbeit. War Mitglied der Stuttgarter Jugendgruppe. Erlebte den ersten Weltkrieg mit Max Barthel und Karl Bubeck (vorwiegend im Argonnerwald). 1918 Mitglied der KPD. 1928 Ausschluss aus der Partei und Beitritt zur KP-O. Während des dritten Reiches jahrelange Schutzhaft in KZ. 1945 Personalratsmitglied der Berliner Verkehrsbetriebe. Wohnhaft in West-Berlin, tätig im östlichen Dienstbetrieb. Seine kritische Einstellung führte zum Ausschluss aus der SED und zum Entzug seines Arbeitsplatzes, angeblich wegen «westlicher Agententätigkeit».

Eildermann, Willi. Geb. 1897. Mitglied der sozialistischen Jugend in Bremen. Teilnehmer an der illegalen Konferenz der oppositionellen Jugend an Ostern 1916 in Jena, von 1916-1918 Kriegsdienst. Ab 1918 Mitglied der KPD. Wanderredner und Redakteur an verschiedenen Zeitungen der KPD. 1933 verhaftet. Nach Entlassung emigrierte er nach Prag und Paris. Wurde in Frankreich interniert und nach Algerien deportiert. 1943 auf abenteuerlichen Wegen durch Nordafrika und den Nahen Osten in die Sowjet-Union. Lektor antifaschistischer Frontschule und Begleiter der vordringenden russischen Truppen bis Österreich.

Rückkehr in die DDR. Herausgabe der Gesamtelten Reden und Schriften von Karl Liebknecht. Professor, Dr.h.c. der Fakultät für Journalistik.

Frank, Ludwig, (1874-1914), geb. in Kehl. Rechtsanwalt. Führer der badischen Sozialdemokratie. Gründer der Arbeiterjugendbewegung in Mannheim und Baden. 1907 Miteinberufer der ersten sozialistischen internationalen Jugendkonferenz in Stuttgart. Starb als Kriegsfreiwilliger auf den Schlachtfeldern Frankreichs.

Freiligrath, Ferdinand, (1810-1876), geb. in Detmold. Dichter der 48er Jahre, genannt der «Trompeter der Revolution». Starb in Stuttgart-Cannstadt und wurde auf dem dortigen Uff-Friedhof beerdigt.

Foch, Befehlshaber der französischen Armee 1914-1918.

Frölich, Paul, (1884-1953). Handlungsgehilfe. Sozialdemokrat. 1910 Redakteur am «Hamburger Echo». Von 1912-1916 Redakteur der «Bremer Bürger-Zeitung». 1919 Mitglied des ZK der KPD. 1928 Ausschluss aus der Partei. Verfasser der Schriften: «Rosa Luxemburg», «Zeitenwende», «Krise des Marxismus».

Gallaun, Bruno, (1894-1977) geb. in Berlin. Auf seiner Wanderschaft in Stuttgart Arbeit gefunden. Mitglied der Stuttgarter Jugendgruppe. Vier Jahre Kriegsdienst. In den 20er Jahren Angestellter der Landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin. Bestand als erster die Meisterprüfung als Imker in Deutschland. 1946 Teilnehmer der ersten Landeskonferenz der wrtbtg. Naturfreunde nach ihrer Verbotszeit in Stuttgart. Jahrelanges Mitglied des Landesvorstandes der württ. Naturfreunde, Referat «Naturschutz und Heimatkunde».

Gentsch, Erich. Metallarbeiter. Zog aus Thüringen nach Stuttgart. Mitglied der Stuttgarter Jugendgruppe. Nach 1919 Redakteur an einer kommunistischen Tageszeitung in Mecklenburg. Während des dritten Reiches wurde er

mit seiner Frau vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt und hingerichtet.

Grözinger, Hans. Schneider. Aktives Mitglied der Stuttgarter Jugendgruppe. Starb 1918 auf den Schlachtfeldern Frankreichs.

Grünberg, Leiterin der sozialistischen Jugend in Nürnberg. 1920 Mitglied des deutschen Reichstages. Starb 1927.

Gyptner, Richard, geb. 1901 in Hamburg. Mitglied der soz. Jgd. 1918 Mitbegründer der KPD. 1920-1922 Sekretär des KJVD. 1924-1928 Sekretär der komm. Jugend-Internationale. 1945 zählte er zur Gruppe Ulbricht. Bis 1949 Leiter des Büros des ZK der SED. 1951-1953 3. Abt.-Leiter im Amt für Information der DDR. Kollegiumsmitglied des Ministeriums für Auswärtige Angelegenheiten. 1955-1958 Botschafter in der Volksrepublik China. 1958-1961 Bevollmächtigter der DDR für die arabischen Staaten. 1961-1963 Botschafter in Polen.

Haase, Hugo, (1863-1919). Bis 1916 Vorsitzender der SPD. Arb.-Gem. dann USPD. 1918 Rat der Volksbeauftragten.

Hammer, Max, (1886-1970). Schreiner. Leiter der Stg. Jgdgruppe. 4 Jahre Kriegsdienst. Mitglied der KPD. 1919 Redakteur der Südd. Arb.-Ztg. Mitglied des Landtages. 1927 Ausschluss aus KPD, dann KP-0. 1933 verhaftet, 2 Jahre Schutzhaft-Heuberg.

Hauff, Archäologe, Ausgrabungen auf der Schwäb. Alb. Museum in Holzmaden, Wrtt.

Hardie, Keir, (1856-1915). Englischer Sozialist

Hauptmann, Gerhart. «Florian Geyer», «Der Biberpelz», «Die Weber».

Henke, Alfred. Zigarrenarbeiter. Autodidakt. Redakteur der Bremer Bürger-Ztg., Mitglied des Reichstages. Führer der USPD in Bremen. Nach 1918 wieder SPD, 1922 Stadtrat in Berl.-Reinickendorf.

Hofmännin, die «schwarze» genannt. Befreundet mit Jäcklein Rohrbach, während des deutschen Bauernkrieges, der bei der Schlacht bei Sindelfingen gefangen und auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurde.

Hopfe, Günther. Mitglied der Sozialist. Jugend in Berlin. Teilnehmer an der Maide-monstration 1916 in Berlin, bei der Karl Liebknecht verhaftet wurde. Mitglied der Zentrale der KJDV. Galt als Chefideologe der Jugendzentrale. 1933 auf der Flucht nach Dänemark im Kattegat ertrunken.

Hörnle, Edwin, (1883-1952), stammte aus einem traditionellen Pfarrersgeschlecht. Studierte Theologie. 1910 Mitglied SPD. Redakteur an der Schwäbischen Tagwacht. Im Herbst 1914 schied er mit Arthur Crispien und Jakob Walcher aus Protest gegen die Einsetzung von Wilhelm Keil als Chefredakteur durch den Landesvorstand aus der Redaktion. Teilnehmer an der Jenaer Konferenz 1916 in Jena. Mitbegründer der KPD. Während des dritten Reiches Emigration in die Sowjetunion. Nach 1945 Prof., und Leiter der deutschen Zentralverwaltung für Land- und Forstwirtschaft in der DDR.

Kern, Albert, Metallarbeiter. Mitglied der Stuttgarter Jugend. Teilnehmer am Weltkrieg. 1918 KPD. Angestellter des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes. 1927 Ausschluss aus KPD. Beitritt zur KP-O. Gauvorsitzender der württ. Naturfreunde bis 1933. Nach 1945 Landesvorsitzender der württ. Naturfreunde. 1949 Mitglied des Hauptvorstandes der IG Metall.

Janus, Richard, Anhänger des Spartakusbundes. 1919 KPD. Angeklagter im Spartakusprozess. Redakteur der «Süddeutschen Arbeiterzeitung». 1927 Ausschluss aus der KPD. Beitritt zur KP-O. Herausgeber der Wochenzeitung der KP-O. 1933 Emigration nach Schweden. 1972 † in Stockholm.

Jannack, Karl, (1891-1968). Sohn einer sorbischen Landarbeiterfamilie. Schuhmacher.

Ab Januar 1910 in Bremen. Sozialdemokrat, gehörte zu den Bremer Linken, trieb als Soldat Antikriegspropaganda an der Westfront. 1918 politischer Leiter des Soldatenrats der Garnison Bremen. Seit Gründung der KPD Mitglied. 1919 Mitglied des Rates der Volkskommissare während der Bremer Räterepublik. Bis 1922 Bezirkssekretär der KPD des Bezirks Nordwest, Mitglied der Bremer Bürgerschaft, danach in verschiedenen Partei- und Gewerkschaftsfunktionen in Essen, Remscheid und Berlin. Im dritten Reich nach illegaler Tätigkeit im KZ Buchenwald, nach 1945 Funktionen in der KPD. Nach Vereinigung der KPD und SPD einer der beiden Vorsitzenden der SED im damaligen Bezirk Lausitz und Mitglied des Landesvorstandes Sachsen, von 1946 bis 1955 tätig im Staatsapparat im Kreis Bautzen und der Domowina.

Jaurès, Jean, (1859-1914). Führender Sozialist in Frankreich. Journalist, Parlamentarier. Bekannt durch die Dreyfussaffäre. Blendender Redner für den Frieden und Sozialismus. Am Vorabend des ersten Weltkrieges wurde er ermordet. Der Mörder Raoul Villain sass während des ersten Weltkrieges im Gefängnis. Im März 1919 wurde er freigesprochen. Unter falschem Namen lebte er dann auf der kleinen, zu Spanien gehörenden Insel Ibiza. Im spanischen Bürgerkrieg wurde er 1936 von einem republiktreuen Kommando, das Rache für Jaurès Ermordung geschworen hatte, erschossen.

Jogiches, Leo, (1867-1919). In Wilna geboren, stammte aus einer reichen jüdischen Familie. In jungen Jahren gründete er die ersten revolutionären Kreise in Wilna. Frühzeitig entwickelte er die Neigung zu strengster konspirativer Arbeit, die sein ganzes Leben beherrschen sollte. 1888 wurde er verhaftet. 1890 floh er, da er unter Polizeiaufsicht stand, in die Schweiz. Dort traf er Rosa Luxemburg. In gemeinsamer Arbeit schufen sie die Grundlage zur Bildung des Spartakusbundes und der Kommunistischen Partei Deutschlands. Nach der Ermordung Rosa Luxemburgs war er gebrochen und nur noch ein Schatten seiner

selbst. Er deckte noch das Verbrechen an Rosa und Karl auf und veröffentlichte ein Foto vom Gelage der Mörder. Am 10. März wurde er verhaftet und im Gefängnis des Polizeipräsidiums von dem berüchtigten Kriminalbeamten Tamtschik ermordet.

Kautsky, Karl, (1854-1938). War der Spross einer Künstlerfamilie. Er übertrug die Entwicklungslehre in der Natur auf die Menschengeschichte und erweiterte dies durch den Marxismus. 34 Jahre war er Schriftleiter der Zeitschrift «Neue Zeit», die das geistige Zentrum der marxistischen Richtung nicht nur des deutschen, sondern des internationalen Sozialismus darstellte. Während der Besetzung Österreichs durch die Nazis emigrierte er nach Amsterdam, wo er nach seinem 84. Geburtstag starb.

Keil, Wilhelm. Führer des Revisionismus in Württemberg. Mitglied des Reichstages. Er nannte sich gerne «schwäbischer Bebel».

Kerner, Justinus, (1786-1862). Oberamtsarzt in Weinsberg. Bekannt durch seine dichterische Tätigkeit. Er zählte zu der schwäbischen Dichterschule.

Kraus, Karl, (1874-1936). Im böhmischen Städtchen Gitschin geboren. Mit 25 Jahren gab er im Jahr die Aufsehen erregende Zeitschrift «Die Fackel» heraus. Er war Sprachkünstler und Dichter. Die Zeitschrift erschien bis zu seinem Tode.

Krille, Otto. Bekannter Arbeiterdichter zur Jahrhundertwende.

Lenau, Nikolaus, (1802-1850). Wurde von deutschen Eltern in Csatad in Ungarn geboren. Unter dem Namen Lenau ging, nach Erscheinen seiner ersten Gedichtsammlung, Nikolaus Niembsch von Strehlenau in die Literaturgeschichte ein. 1831 pflegte er in Stuttgart mit Uhland, Kerner und Schwab freundschaftlichen Kontakt. 1832 trieb ihn seine innere Unruhe nach Nordamerika. Enttäuscht von der neuen Welt kehrte er wieder nach Stuttgart zurück. Er starb in der Wiener Irrenanstalt zu Döbling.

Liebknecht, Karl, (1871-1919). Antimilitarist. Mitglied des Reichstages, stimmte im Herbst 1914 als einziger gegen die Kriegskredite. Er war das begeisternde Idol der deutschen Arbeiterjugend. Im November 1918 schon prangerte er mit Rosa Luxemburg die Revolutionsregierung Ebert-Scheidemann an, dass sie für die Erhaltung des alten Staatsapparates, die Heiligsprechung des Eigentums und die Sicherung des Kapitalverhältnisses, den Weg für die Gegenrevolution freigaben. Er war Mitbegründer der KPD. Im Januar 1919 wurde er ermordet.

Lüpnitz. Gründungsmitglied der «Freien Jugendorganisation Stuttgart».

Luxemburg, Rosa, (1870-1919). Geb. in Zamosc im polnischen Kreise Lublin. Ihre jüdische Familie war eine Pflegestätte polnischer und deutscher Kultur. Liberaler Geist und national-polnisches Bewusstsein, früh geweckter Hass gegen den Absolutismus und trotziger Unabhängigkeitssinn trieben Rosa frühzeitig in die Schüleropposition. Nach Entlassung aus dem Gymnasium wirkte sie in der «Revolutionär-Sozialistischen Partei Proletariat». 1889 floh sie in die Schweiz nach Zürich. Studierte an der Universität und beteiligte sich an den Diskussionen in der Züricher Arbeiterbewegung. Durch eine Scheinheirat mit Gustav Lübeck erwarb sie die deutsche Staatsangehörigkeit. 1897 siedelte sie nach Deutschland über. Im Kreise von August Bebel, Paul Singer, Franz Mehring und Clara Zetkin wurde sie heimisch. Ihre Mitarbeit an der Zeitschrift «Neue Zeit» verlieh dieser neuen Glanz und marxistisches Gepräge. Mit den Schriften «Sozialreform oder Revolution?», «Koalitionspolitik oder Klassenkampf?», «Massenstreik, Parteien und Gewerkschaften» beteiligte sie sich an den grundsätzlichen und taktischen Debatten innerhalb der Partei. Als 1906 in Berlin eine Parteischule eingerichtet wurde, bewährte sie sich als hervorragende Lehrerin wie als Rednerin und Schriftstellerin. In dem Kampf um das gleiche Wahlrecht (1908 hatte die Sozialdemokratie mit 600'000 Stimmen 6 Abge-

ordnete, während die Konservativen mit 418'000 Stimmen über 212 Abgeordnete verfügten), setzte sie sich mit Wort und Schrift leidenschaftlich ein. Ihr Auftreten gegen den Militarismus und Misshandlungen der Rekruten in den Kasernen brachten ihr eine Anklage wegen Beleidigung der Armee ein. Da sich aber 30'000 Zeugen gemeldet hatten, wurde der Prozess begraben. Während des ersten Weltkrieges war sie zu einem Jahr Gefängnis verurteilt und wenige Monate später in Schutzhaft genommen, die erst durch die November-Ereignisse aufgehoben wurde. Im Gefängnis schrieb sie die «Juniusbroschüre», «Die Krise der Sozialdemokratie». Ihre nicht abgeschlossene Schrift über die russische Oktoberrevolution liest sich gegenwärtig wie eine Prophezeiung. Rosa Luxemburg wurde am 15. Januar 1919 ermordet.

Mehring, Franz, (1846-1919). Stammt aus einer halbfeudalen Familie. Seine Grossmutter väterlicherseits war eine geborene von Zitzewitz, also hinterpommerscher Uradel. Er war Dr. der Philosophie und leitender Redakteur an den damals bedeutendsten deutschen Blättern. Mehring war ein unerbittlicher Kritiker und jeder Halbheit und jedem Kompromiss abhold. Als 4jjähriger trat er der damals noch verhassten Sozialdemokratie bei. Während des ersten Weltkrieges stand er auf Seite des Spartakusbundes. Auf Anregung jener, die 1907 in Stuttgart und 1912 in Basel der friedliebenden Welt mit dröhnenden Eiden zugeschworen hatten, wurde er vom Militär in Schutzhaft genommen.

Eduard Fuchs wurde von der Witwe Mehrings testamentarisch zum Verwalter seiner geistigen Hinterlassenschaft bestimmt. In seinem Vorwort «Zur Literaturgeschichte» von Franz Mehring, 1. Band, schrieb Eduard Fuchs:

«Als Franz Mehring am 29. Januar 1919 starb, verlor die deutsche Literatur einen ihrer genialsten Schriftsteller und ihren grössten Publizisten seit Heinrich Heine; der deutsche Sozialismus seinen bedeutendsten Historiker und seinen konsequentesten Denker seit Karl Marx und Friedrich Engels; eine Stimmer war

mit ihm verstummt, der es gegeben war, das Kühnste und Bedeutendste in der geistreichsten Form und in der blühenden Sprache zu sagen, und die fünfzig Jahre lang stets dort zu hören war, wo gegen jede Art Unterdrückung und für wirkliche Menschheitskultur gestritten wurde.»

Motteler, Julius. Geb. in Esslingen. Während des Sozialistengesetzes ging er als der «rote Postmeister» in die Parteigeschichte ein. Er hatte den Versand der in der Schweiz gedruckten und in Deutschland verbotenen Zeitung «Sozialdemokrat».

Müller, Eugen. Schriftsetzer. Er leistete seinem Einberufungsbefehl zur Wehrmacht 1915 keine Folge. Dafür wurde er zu 1½ Jahren Gefängnis verurteilt. Nach Verbüssung seiner Strafe wurde er als Sanitäter an die Front geschickt. 14 Tage später wurde er als gefallen gemeldet.

Münzenberg, Willi, (1889-1940). Fabriklehrling in Thüringen. 1910 auf Wanderschaft kam er nach Zürich. Er wurde in der Jugendbewegung führend. Der Krieg 1914-18 brachte ihn in Kontakt mit den russischen Emigranten, mit Lenin usw. Im November 1918 kam er nach Stuttgart und unterstützte die Spartakusgruppe. Von hier ging er nach Berlin und baute ein Verlagswesen auf, das ihm den Beinamen der «rote Hugenberg» eintrug. Der Parteiapparat blieb ihm fremd. Er kämpfte gegen Ausbeutung, Krieg und Kolonialismus. Erwarb für den Kommunismus mit aller Raffinesse moderner Werbung und mit einer Überzeugungskraft, wie sie nur ein Gläubiger besitzen kann. 1921 baute er die Internationale Arbeiterhilfe auf. Er mobilisierte viele Intellektuelle, die ohne Mitglied der Partei zu sein, der Sowjetunion Sympathie entgegenbrachten. Er gehörte der kommunistischen Reichstagsfraktion an. 1933 emigrierte er nach Paris. Dort wurde er rasch zum Mittelpunkt deutscher Emigranten und entwickelte eine einfallreiche antifaschistische Propaganda. 1938 trennte er sich von der Partei. Die Liquidierung der alten Bolschewiki und

der deutsch-russische Nichtangriffspakt 1939 führten bei ihm zum Bruch mit Stalin. Nach dem Einfall deutscher Truppen in Frankreich wurde auch er interniert. Am 22. Oktober 1940 fand man ihn im Wald von Cagnat in Südfrankreich erhängt. Wer ihn gekannt hatte, glaubte nicht an einen Selbstmord.

Notz, Fritz. Schriftsetzer. Führendes Mitglied der Stuttgarter Jugendgruppe. Er zählte zum linken Flügel in der SPD. Während des Krieges 1914-18 veranlasste er den Druck der «Jugend Internationale» in Deutschland. 1918 Mitglied der KPD. Druckereileiter der «Süddeutschen Arbeiter-Zeitung».

Österreich, Ruth. Geb. in Dresden. Wurde im Dritten Reich hingerichtet.

Pannekoek, Anton, (1873-1960)

Radek, Karl, (1883-1940)

Ret Marut. Mitglied der bayrischen Räteregierung. Floh nach Mittelamerika. Verfasste die Bücher, die unter dem Namen Traven Neugier und Aufsehen erregten.

Reinacher, Eduard. Elsässischer Dichter, der mit dem Kleist-Preis ausgezeichnet wurde.

Roland-Holst, Henriette, (1869-1952)

Rödel, Anna. Mitglied der Stg. Jugendgruppe.

Rück, Anna. Aktives Mitglied der Stuttgarter Jugendgruppe.

Rück, Fritz, (1895-1959). Schriftsetzer. Aktives Jugendmitglied. Von Ende 1916 bis 1918 Redakteur des «Sozialdemokrat». 1919 Mitglied der KPD. Angeklagter im Spartakusprozess. 1928 Ausschluss aus der KPD, Beitritt zur SAP. 1933 Emigration in die Schweiz, dann nach Schweden. Mitarbeit in der schwedischen Arbeiterpresse. 1950 Rückkehr nach Deutschland. Redakteur der Gewerkschaftszeitung «Druck und Papier» in Stuttgart. 1955



Fritz Rück

bis zu seinem Tode im Dezember 1959 Vorsitzender des TV. «Die Naturfreunde», Bundesgruppe Deutschland.

Schäfer, Rudolf. Maschinenmeister. Aktives Jugendmitglied. Nach 1945 Leiter der Union-Druckerei in Stuttgart.

Scheffel, Victor, (1826-1886). Geboren in Karlsruhe. Dichter. Mit seinem «Trompeter von Säckingen» und «Ekkehard» belebte er die Vergangenheit und das gesellige Liedgut.

Scheidemann, Philipp, (1865-1939)

Schönlank, Bruno, Buchhändler. Mitglied der Stuttgarter Jugendgruppe. Bekannt als Arbeiterdichter und Schöpfer von Sprechchorwerken. Emigrierte 1933 in die Schweiz.

Schreiber, Gustav. Schriftsetzer. Mitglied der Stg. Jugendgruppe. Kriegsgegner. KPD-Mitglied. Stadtrat in Stuttgart. Redakteur an der «Süddeutschen Arbeiterzeitung». Starb im dritten Reich.

Schreiner, Albert. Tischler. Mitglied der Stuttgarter Jugendgruppe. 1912 einzogen zum Wehrdienst, anschliessend vier Jahre Kriegsdienst. Avancierte zum Offiziers-Stellvertreter. 1919 Kriegsminister der provisorischen Regierung in Württemberg. Lebte als Prof. in der DDR, † 1979: DDR.

Schuler, Emil. Gründungsmitglied der Freien Jugendorganisation in Zuffenhausen. 1910 Besuch der Parteischule der SPD in Berlin. 1914-1918 Kriegsdienst. USPD. 1919 Redakteur. Nach dem Parteitag der USPD in Halle schloss er sich wieder der SPD an. Stadtrat in Stuttgart. 1925-1933 Bürgermeisterin Zuffenhausen. 1933-1945 Versicherungsvertreter. Ab 1945 bis zu seinem Ableben Oberbürgermeister in Zuffenhausen.

Schwab, Wilhelm. Drechsler. Vorsitzender des Landes-Ausschusses der sozialistischen Jugend Württembergs. 1916 zweieinhalb Jahre Zuchthaus wegen Antikriegs-Propaganda. 1919 KPD. Redakteur der «Süddeutschen Arbeiter-Zeitung». Stadtrat in Stuttgart. 1927 Ausschluss aus der KPD, Beitritt zur KP-O.

Seiter, Gustav. Schriftsetzer. Musterschüler der Fachschule für das Druckgewerbe. Mitglied der Stuttgarter Jugendgruppe. 1912 führte ihn seine Wanderschaft durch die Schweiz, Frankreich und Spanien. Als Kohlentrimmer fuhr er von Barcelona nach Hamburg. In Bremen fand er Arbeit und schloss sich der SPD und der dortigen Jugendgruppe an. Durch ihn entstand der Kontakt zwischen Mitgliedern der Jugendgruppe Bremen und Stuttgart. 1914 Einzug zum Kriegsdienst. Er war Angehöriger der «roten Kompanie» des 85. Infanterie-Regiments Bremen, der auch Karl Jannack und zeitweise Paul Frölich angehörten. 1916 geriet er in Gefangenschaft. 1921 Redakteur an der «Roten Fahne» in Berlin. Während des dritten Reiches als fremdsprachiger Setzer tätig.

Thalheimer, August, (1884-1948). 1909 mit Karl Radek Redakteur der «Volksztg.» in Göp-

pingen. Zählte zum engeren Kreis von Liebknecht und Luxemburg. 1915-16 Redakteur am «Braunschweiger Volksfreund». Am 6. November 1918 rief er mit Fritz Rück die «Rote Fahne» in Stg. ins Leben. 1919-1924 Mitglied der Zentrale der KPD. Nach Ermordung von Rosa Luxemburg Haupttheoretiker der KPD und Verfechter der Einheitsfrontpolitik. 1928 Reichsleitung der KP-O. 1933 Emigration nach Frankreich. 1941 nach Kuba. 1948 starb er in Havanna. Fritz Lamm hielt seine Grabrede.

Unger, Otto. Geb. in Leipzig. Mitglied der sozial. Jugend. In Stg. aktiver Mitarbeiter. Kriegsteilnehmer 1914-18. KPD. Mitbegründer der KJD-Internationale. 1933 in Moskau. Unter Stalin 1934 verhaftet und seitdem verschollen.

Walcher, Jakob, (1887-1967). Geb. in Wain, einem Weiler in Oberschwaben. Dort wird das Geschlecht der Walcher im Kirchenbuch bis zum 15. Jahrhundert aufgeführt. In dieser Zeit siedelten sich die Walcher in Wain an, das unter der Hoheit der Reichsstadt Ulm stand. Sie kamen aus dem Salzburgerischen, waren Waldenser, eine religiös-soziale Laienbewegung, die nach urchristlichem Vorbild ein Gemeinschaftsleben anstrebten und von der katholischen Kirche verfolgt und vertrieben wurde. Jakob war Metallarbeiter. 1906 der SPD beigetreten. Besuchte die Parteischule in Berlin, anschliessend Redakteur an der Schwäbischen Tagwacht. Aus Protest gegen die Kriegspolitik mit Crispian und Hörnle Austritt aus der Redaktion. Gründungsmitglied der KPD. Mitglied des ZK der KPD. Mitbegründer der KP-O, dann 1928 der SAPD. 1933 Emigration nach Paris. Leiter der Auslandsabteilung der SAPD unter dem Pseudonym Jim Schwab. Er galt als der «Ziehvater» von Willy Brandt. 1941 in die USA. 1947 Rückkehr in die DDR. Chefredakteur des FDGB-Organs Tribüne. Dann Ausschluss aus der SED. 1956 wieder rehabilitiert.

Waldeck, Hanna, (1896-1957). Mitglied der sozial. Jgd. in Bremen. 1919 Mitglied der

KPD. 1933 verheiratet mit Nowakova. Übersetzerin der Romane der Sozialist. Schriftstellerin Marie Majeerova aus dem Tschechischen ins Deutsche.

Wandt, Heinrich. Verfasser der Bücher «Etappe Gent».

Wendtland, Hilde. Schauspielerin am Stg. Staatstheater.

Westmeyer, Friedrich. Führer des linken Flügels in der SPD in Stg. 1916 an der Westfront an Typhus erkrankt und gestorben.

Wiest, Fritz. Metallarbeiter, Mitglied Stg. Jgd. 1915-18 Kriegsteilnehmer, 1919 KPD. 1922 beim ZK der KPD in Berlin. 1927 KP-O. 1933 illegale Tätigkeit. Emigration nach Schweden und England. 1952 Rückkehr nach Stg.

Wiesner, Erich. Mitglied der sozial. Jgd. in Thüringen. 1921 ZK der KJVD. Ressort Kindergruppen. Starb als Regierungsrat in der DDR.

Nachwort

Emil Birkerts Buch «Am Rande des Zeitgeschehens» ist ein aufschlussreicher Gang durch die Geschichte der Arbeiterbewegung, ein wechsellvoller Lebensweg einer Jugend, die unter den Zwängen der gesellschaftlichen Verhältnisse nach Erkenntnissen strebte, die Welt des kaiserlichen Obrigkeitsstaates, der Bedrückungen und der Ungerechtigkeiten zu verändern. Eindrucksvoll sind darin die Schilderungen der Begegnungen mit Persönlichkeiten und Kampfgenossen, voran mit Fritz Rück, die zu Freunden wurden, um über Jahrzehnte hinweg gemeinsame Vorstellungen für eine sozialistische Gesellschaft zu entwickeln. Das Buch ist eine Bestätigung dafür, wie sehr diese Diskussionen und Verbindungen mit Gleichgesinnten zur geistigen Klarheit der Gedanken beigetragen haben, die grossen Perspektiven und das Wissen um die gesellschaftlichen Zusammenhänge zu vertiefen. Sie schafften die Voraussetzungen, um diese Zeit des Krieges und des Zusammenbruchs zu überstehen, die Kraft gaben, um nach 1945 wieder neu zu beginnen und neu zu gestalten.

Mit der Schilderung seiner Entlassung aus der Gefangenschaft schliesst das Buch mit den Worten: «Es war ein sonderbares Gefühl, sich wieder frei bewegen zu können. . . . Frisch gewaschen und von Läusen befreit begann ein neues Leben.»

Welch ein neues Leben war das?

Es müsste nicht Emil Birkert gewesen sein, der nicht aus dem Zurückliegenden Lehren gezogen hätte, der alles das, was er an politischem Wissen sich erarbeitete, für den arbeitenden Menschen über viele Jahre in der Naturfreundebewegung weitergab. Ein neues Tätigkeitsfeld tat sich auf. Er schonte sich nicht, um die Aufgaben, in die er gerufen wurde, zu erfüllen. Er war einer der ersten, der die alten Verbindungen nach dem Zusammenbruch und dem Verbot wieder aufleben liess.

Als Landesbildungsleiter setzte er sich mit Hingabe für den Wiederaufbau der Naturfreunde ein. Nach dem Wegzug von Albert Kern im Jahre 1949 wurde er zum Landesleiter der württembergischen Naturfreunde gewählt. Ob auf Kundgebungen, Hausweihen, Jubiläumsfeiern oder als verantwortlicher Schriftleiter des vielbeachteten «Aufstieg», Emil Birkert setzte sich in Wort und Schrift mit immer neuen Gedanken mit den Zielen und Aufgaben der Naturfreunde in einer sich rasch verändernden Welt auseinander.

Im Jahre 1955 wurde er bei der Bundeskonferenz in Mannheim zum stellvertretenden Bundesvorsitzenden gewählt. Vielfältig waren auch hier die Aufgaben, die er bis 1961 erfüllte, sei es als Schriftleiter der Funktionärsschrift «NF-Echo», als Vertreter in der Naturfreunde-Internationale, bei der Herausgabe von Büchern des Verlages «Freizeit und Wandern» und des ersten Verzeichnisses des Naturfreunde-Häuserwerks.

Wenn man heute mit dem nahezu 88jährigen spricht, dann klingt doch manchmal so etwas wie Ungeduld durch, wo die weit vorausseilenden Gedanken mit der heutigen Entwicklung nicht in Einklang zu bringen sind. Doch immer ist die Erkenntnis Richtschnur, dass es für die Arbeiter und Angestellten mehr gibt als Essen, Arbeiten und Schlafen, dass Anteil haben an Kultur und Gegenwartsleben ohne Kampf um Lohnhöhe, Urlaub und Freizeit nicht denkbar ist und den politischen Kampf um Mitbestimmung, um Demokratie und Recht im Staate einschliesst.

So sind diese Lebenserinnerungen ein Geschichtsbuch geworden, das aus der Sicht der Getretenen und Leidenden geschrieben ist. Darum ist es wichtig und wertvoll für die jüngere Generation und für all jene, die sich der Veränderung unserer Gesellschaft verschrieben haben. Es ist eine Ergänzung zu seinem ersten Buch «Von der Idee zur Tat» und rundet einen Werdegang ab, der im hoffnungsvollen Wirken für die Völkerverständigung in einer friedlichen und gerechten Welt wurzelt. Einer Hoffnung, die für Emil Birkert ungebrochener Lebensinhalt ist.

Stuttgart, im Februar 1983

Ernst Rohm
Stellvertretender Bundes-Vorsitzender der deutschen Naturfreunde

Erhard Eppler, (aus einem Protokoll): «Die eigentliche Dramatik unserer Situation heute besteht darin, dass wir Zukunft bewältigen müssen, ohne irgendwo anders als aus unserer eigenen Kreativität, aus unserer Phantasie und unserer rationalen Erkenntnis schöpfen zu können.»